Ex Libr: Ios: Ant: Imhof de
Spielberg Coll: Ecc: S: Petri
Præp: et S: Maurit: Dec: A.V.

Gs
7569

[Johann Geo. Burmann]

Sitten und Meinungen der Wilden in America.

Mit Kupfern.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Zweyter Theil.

Mores hominum multorum vidit & urbes.

Frankfurth am Mayn,
bey Johann Gottlieb Garbe.
1778.

8

Mores hominum multorum vidit & urbes.

Stanislaus am Main.

Bey Johann Gottlieb Garbe.

1758.

Verzeichniß

der Kupfer des zweyten Theils, wo sie hingehören.

Nro. 1. Erste Indianer, die dem Christoph Columbus vorkommen. S. 16

2. Caraibischer Mann und Frau. 17. und 146

3. Feyerlicher Umgang zu Ehren der Götter auf der Insel Hispaniola. 54

4. Waffen und Wohnungen auf Guyana. 77. u. 140

5. Schwarze, welche Manioc bereiten. 130

6. Vitzliputztli, vornehmster Götze der Mexicaner. 291

7. Grosser Tempel in Mexico. 298

Nro.

Nro. 8. Begräbnißplatz der Opfer. S. 299

9. Zeitvertreib des Kayſers von Mexico. 346

10. Tänze Mitotes. 434

11. Chronologiſches Rad der Mexicaner. 450

12. Bilderſchrifft der Mexicaner. 448

Sitten und Meinungen der Caraiben.

Die Caraiben machen einen Theil derjenigen Völker aus, die sich auf den Antillischen Inseln, und dem gegenüber liegenden festen Lande von America niedergelassen haben. Sie sind zwar die ursprünglichen Einwohner dieser Länder; aber sie machen gegenwärtig den kleinsten Theil derselben aus. Wie die Spanier diesen Welt-

theil entdeckten, so mußten die armen Caraiben zu erst die Gewaltthätigkeiten derselben empfinden. Zwar waren ihre Schätze die Ursache nicht, warum diese Entdecker der neuen Welt Feindseligkeiten gegen sie ausübten; denn diese waren bey dieser armen Nation nicht zu suchen; sondern ihre eigne Personen waren es, welche die Spanier reitzten, daß sie sie in die Sclaverey schleppten, und in ihren Goldminen brauchten. Die Spanier glaubten, weil die Caraiben Menschenfresser wären, so wären sie zugleich erklärte Feinde des ganzen menschlichen Geschlechts, und sie also vollkommen berechtigt, selbige zu den härtesten Arbeiten zu verurtheilen. Nunmehr führten sie solche weg, wo sie sie nur in die Hände bekamen, und verkauften sie unter diesem Vorwand zu Sclaven. Hierdurch wurden die Caraiben gegen ihre Eroberer auf das äusserste erbittert, sie fielen in die Spanische Colonien mit solcher Wuth ein, daß sie ihrer Rache keine Gränzen setzten. Sie richteten unter Menschen und Vieh eine klägliche Niederlage und Verwüstung an, führten eine Anzahl Gefangene mit sich weg, und vergolten den Spaniern das Unrecht in gleicher Maasse. Nunmehr sahen die Spanier, daß sie mit Gewalt ihre Absicht nicht erreichen würden, sie griffen es also auf einer

andern

andern Seite an. Sie stellten die Feindseligkeiten gegen sie ein, und suchten sie durch Güte nutzbar und sich zu Freunden zu machen; aber auch dieses that die gewünschte Wirkung nicht. Die Caraiben waren zu stark gegen die Spanier aufgebracht, als daß sie das vorige Unrecht so leicht vergessen konnten, zumal da es einen Hauptzug in ihrem Character ausmacht, daß sie die Rache lange Zeit nachtragen, und nicht eher ruhen, als bis sie solche vollkommen befriediget haben. Die Unthätigkeit der Spanier machte sie nur desto muthiger, und sie beunruhigten die Europäische Colonien mehr als zuvor. Und nunmehr giengen die Feindseligkeiten auch von Seiten der Spanier wieder aufs neue an. Die Caraiben wurden von einigen Inseln ganz vertrieben. Die Spanier lernten jedoch aus der Erfahrung immer mehr einsehen, daß es ihnen weit zuträglicher wäre, mit diesen Völkern in Freundschaft zu leben, als beständig ihre Kriegsmacht gegen sie zu gebrauchen. Sie breiteten jetzo ihre Eroberungen auch auf dem festen Lande immer weiter aus, und mußten also ihre Macht theilen. Sie konnten hoffen, wenn sie die Caraiben in dem ruhigen Besitz ihrer Inseln lassen würden, daß ihre aus Europa ankommende Schiffe allerley Lebensmittel, frisches Wasser, Holz

und dergl. von ihnen bekommen würden, welches ihnen im gegenseitigen Fall ausserordentliche Schwierigkeiten würde gemacht haben. Ihr eigenes Interesse trieb sie also zu friedfertigen Gesinnungen an. Sie schickten einige Gefangene, die sie gemacht hatten, mit Geschenken zu ihren Landsleuten zurück, und diese waren die Mittelspersonen, wodurch das gute Vernehmen wieder hergestellt wurde. Die Caraiben bewohnten nunmehr ihre Inseln in Ruhe und Friede, und zogen aus der Nachbarschaft der Spanier verschiedene Vortheile.

Dieser ruhige Zustand der Caraiben dauerte so lange fort, bis in dem Anfang des siebenzehenten Jahrhunderts andere Europäische Nationen auf diese Inseln kamen, und sich der vortheilhaften Handlung wegen einen festen Sitz auf denselben verschaffen wollten. Engelländer und Franzosen, Niederländer und Dänen, kamen und errichteten Colonien auf den Inseln der Caraiben. Sie suchten die Einwohner gar nicht mit Gewalt von ihrem Eigenthum zu verstossen, sondern liessen sich als freundschaftliche Gäste neben ihnen nieder. Die Caraiben sahen die Folgen dieser Niederlassungen nicht ein, sie gaben ihre Einwilligung um so viel eher dazu, da ihnen die Europä-

ropäer einige leere Plätze abkauften, und anfänglich ganz friedlich mit ihnen lebten. Allein, wie sich diese einmal festgesetzt hatten, so änderten sie die Sprache. Man kann zwar nicht sagen, daß die Caraiben hiebey ganz ohne Schuld gewesen sind, denn ihre angebohrene Wildheit gab den Europäern zu verschiedenen Härtigkeiten Anlaß; aber die Europäer ermangelten auch nicht, sie auf ihrer Seite durch ungerechte Handlungen zu beleidigen. Ob nun gleich das Verfahren einiger Privatpersonen auf keine Weise der ganzen Nation aufgebürdet werden kann; so waren es doch Beleidigungen, und die Caraiben wurden dadurch zu einem allgemeinen Mistrauen und feindseliger Gesinnung gegen alle Europäer angereitzt. Gegen alle Verträge wurden einige Caraiben von Europäern theils mit List, theils mit Gewalt geraubt, und zu Sclaven verkaufft. Man lockte sie auf die Europäische Schiffe, gab ihnen unter dem Schein der Freundschaft Brandewein und starkes Getränke, brachte sie dadurch um den Gebrauch ihrer Sinnen und Glieder, fuhr mit ihnen davon, und verkaufte sie als Leibeigene. Hiedurch wurden die übrigen zur Rache gereizt; allein sie waren zu ohnmächtig, uud selbst durch die Bemühung sich an den Europäern zu rächen, beschleunigten

sie ihren Untergang. Sie schmolzen zusammen, und mußten endlich den Europäern ihre Inseln alle mit einander überlassen. Die nrsprünglichen Einwohner dieser Inseln leben also jetzo in geringer Anzahl unter Europäischer Herrschaft.

Die Europäer liessen sich nunmehr auf diesen Wohnplätzen der Caraiben nieder. Engländer, Holländer, Franzosen, Dänen und Deutsche, bevölkerten sie wieder, und vermischten sich nach und nach mit den braunen Caraiben. Daraus entstunden Kinder von verschiedener Art, nachdem die Eltern von verschiedener Farbe waren. Mulatten werden diejenige genennt, wenn der Vater weiß, und die Mutter schwarz ist, ihre Farbe hält zwischen beyden das Mittel. Mestizen sind diejenige, die einen Weissen zum Vater, und eine Mulatte zur Mutter, oder eine weisse Mutter, und einen mulattischen Vater haben. Durch fortgesetzte Generationen nähern sich die Kinder mulattischer Eltern der weissen Farbe der Europäer immer näher, so daß oft der Unterschied kaum merklich ist. Dieses sind aber die jetzigen Einwohner der Caraibischen Wohnplätze noch nicht alle. So wie sich die Europäer dieser Inseln bemächtigten, so war ihre

An-

Anzahl viel zu gering, als daß sie den Ackerbau und die Pflanzungen hinlänglich versorgen konnten. Sie versuchten anfänglich, die Indianer zu den schweren Arbeiten zu gebrauchen, ohne welche ihnen die neu eroberten Länder nichts werth waren; sie probirten es auch mit den Europäern: allein so wohl diese, als jene, erlagen in kurzer Zeit unter der Arbeit. Man mußte demnach auf neue Mittel denken, die Eroberung dieser Länder durch Einführung brauchbarer Menschen nutzbar zu machen. Nun hatten die Portugiesen lange vorher, ehe America entdeckt wurde, schwarze Sclaven aus Guinea weggeführt, und in ihren Colonien mit Nutzen gebraucht. Die Erfahrung hatte sie gelehrt, daß diese Völker zu harten Arbeiten in heissen Ländern am tauglichsten wären; denn sie waren grösstentheils stark und wohl gewachsen, und von Kindheit an an das heisse Clima gewöhnt. Hierdurch wurde nun der Negerhandel auch bey denen Europäern veranlaßt, die sich in America neue Länder zum Eigenthum erworben hatten. Es wurden jährlich eine Menge solcher schwarzen africanischen Sclaven so wohl überhaupt nach America, als auch in die Caraibischen Inseln gebracht, und wir treffen also nunmehr zweyerley Arten von Wilden hier an, erstlich die

Caraiben, als den geringen Ueberrest von den alten ursprünglichen Landeseinwohnern, und so dann die Negersclaven. Wir werden nach unserer Absicht von beyden handeln, und dabey die Ordnung beobachten, nach der wir in unserm ersten Theil die Südamericanischen Völkerschaften betrachtet haben.

Erster Abschnitt.

Ursprung und cörperliche Beschaffenheit der alten Caraiben.

Die Reisebeschreiber sind weder über den Namen, noch über den Ursprung dieser Völker vollkommen einstimmig. Was ihren Namen, Caraiben, anbelangt, so sind viele der Meinung, daß es nicht ihr National-Name, sondern, daß er ihnen von Fremden aus gewissen besondern Ursachen beygelegt worden sey; sie selbsten nennten sich unter einander Callinago, und ihre Weiber Calliponan, und nur alsdenn, wenn sie unter Fremden und gutes Muthes waren, gaben sie sich den Namen Caraiben, den sie eigentlich von den Europäern bekommen hatten. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Benennung etwas weitschweifig

fig ist, und von den Spaniern nicht allein den Einwohnern der Antillischen Inseln, sondern auch einigen Völkern des festen Landes gegeben wird: allein, wenn man bedenkt, daß die Spanier bey ihrer ersten Entdeckung alle diejenige Völker, bey denen sie eine Uebereinstimmung der äusserlichen Gestalt und der Sitten wahrgenommen haben, als Völker eines Stammes angesehen, und ihnen deswegen einen gemeinschaftlichen Namen gegeben haben, so wird man sich über diese Verwirrung gar nicht wundern. Wenn man ferner anführt, daß bey den Brasilianer eine Art ihrer Zauberer eben diesen Namen führet, so läßt sich daraus eben so wenig auf einen National-Namen schliessen, als wenn die Franzosen die Zigeunerinnen Bohemiennes nennen. Diejenigen scheinen der Wahrheit am nächsten zu kommen, welche behaupten, daß anfänglich dieser Name eine blose Particularbenennung gewesen sey, die einer Anzahl fremder Völker beygelegt worden, die aber in der Folge der Zeit zu einer National-Benennung umgeschaffen worden. Wenn wir die ältere Europäische Geschichte zu Hülfe nehmen und mit den Americanischen in eine Vergleichung setzen, so finden wir eine Menge Beyspiele dieser Art. So nennte man Franken diejenigen deutschen Völ-

ker, die sich niemals der Bothmäsigkeit der Römer unterwerfen wollten, von frank, d. i. frey; Gallier, von wallen, weil sie keine bleibende Wohnstätte hatten; Germanier, vom deutschen Wort Gerra, Kriegsmänner, und dergl. Auf eben die Art bekamen die Cofachiten, von welchen die Einwohner der Antillischen Inseln herkamen, wie wir jetzo gleich zeigen werden, von den Apalachiten, in deren Land sie eingefallen waren, den Namen Caraiben, welches einige durch Fremdlinge, andere durch Kriegsvölker, übersetzen. Genug, sie sind unter diesem Namen am bekantesten, sie mögen ihn auch herbekommen haben, wo sie wollen. Man nennt sie auch Cannibalen. Aber es ist ausgemacht, daß ihnen dieser Name zum Schimpf beygelegt wird; denn er bedeutet einen Menschenfresser.

Was den Ursprung dieser Nation anbelangt; so sind einige auf die wunderliche Grille verfallen, solche von den Juden herzuleiten. Den ganzen Grund ihrer Vermuthung nehmen sie aus der Aenlichkeit einiger Gewohnheiten her, die man bey beyden Nationen antrifft, z. E. daß sie sich nur mit Weibern aus ihrer Verwandschaft verheyrathen, daß sie kein Schweinen- und Schildkröten-

fleisch

fleisch essen, und was dergleichen weit hergesuchte Dinge mehr sind, gerade als wenn diejenigen Völker, die einige Gebräuche mit einander gemein haben, auch nothwendig aus einerley Stamm entsprungen seyn müsten. Die Caraiben selbsten wissen von ihrem Ursprung und ihrer ältesten Geschichte wenig zuverläßiges zu erzählen: so viel ist aber doch aus den wenigen Ueberlieferungen, die sie haben, abzunehmen, daß sie von dem festen Lande von America hieher gekommen sind. Wir wollen einige dieser Ueberlieferungen anführen. Vermöge einer ihrer Nachrichten waren die Caraiben ehemals den Alovagern, oder Alvakern in Süd-America unterworfen. Etliche aber unter ihnen, die dieses Joch nicht ertragen konnten, fielen von ihnen ab, zogen sich aus ihrem Lande, und begaben sich auf die Antillischen Inseln. Ihrem Beyspiele folgten bald andere ihrer Landsleute nach, und wurfen das Joch ihrer Beherrscher ab. Sie waren stark genug, ihnen die Spitze zu bieten und blieben deswegen als Feinde der Alovager im Land, wo sie noch bis jezo als unabhängige freye Leute leben. Beyde nennen sich Caraiben, und sagen dieses Wort bedeute in ihrer alten Sprache einen Abtrünnigen; sie sehen ihren Namen gleichsam als ein Siegeszeichen

zeichen an, welches sie an ihren grosmüthigen Abfall und ihre Herstellung der Freyheit erinnerte. Mit dieser Sage stimmt eine andere überein, die die Caraiben auf der Insel Dominico haben. Vermöge derselben sollen ihre Vorfahren von den Calibiten aus dem festen Lande von America abstammen; diese, sagen sie, hätten die Alovager, welche vor ihnen auf der Insel gewohnt hatten, bekriegt, sie zum Lande hinausgejagt, ihre Weiber aber für sich zurück behalten haben; daher es komme, daß noch heutiges Tages die Caraibischen Weiber auf den Inseln eine andere Sprache hätten, als ihre Männer. Noch andere lassen sie aus den nördlichen America herkommen. Wir haben hievon bereits in dem ersten Theil S. 433. u. f. geredet. Die Cofachiten, ein mitternächtiges Volk fiel nemlich in das Land der Apalachiten ein, führten lange Zeit Krieg mit ihnen, und nach verschiedenen Abwechselungen vereinigte sich ein Theil derselben mit den Apalachiten zu einem Volk, die andern aber wurden mit vereinigten Kräften von beyden zum Lande hinausgetrieben. Den Namen, den sie von den Apalachiten bekommen hatten, behielten sie bey; alles übrige aber musten sie im Stich lassen. Sie machten sich einen Durchgang mitten durch das Land, wo man sie nicht haben woll-

te,

te, und kamen endlich an das Meer. Die Einwohner an der Küste hatten Mitleiden mit ihrem Zustand, und behielten sie den Winter über bey sich.

Das folgende Frühjahr ländeten einige kleine Canots bey ihnen an, welche von Cigateo, einer von den Lucayischen Inseln, dahin waren verschlagen worden. Da die Personen auf den Schiffen von den traurigen Schicksalen dieser Emigranten Nachricht bekamen; so sprachen sie ihnen Muth ein, und versicherten sie, daß von ihrer Heymath gegen Morgen und Mittag noch viele unbewohnte Inseln wären, die alles dasjenige hervorbrächten, was man zum Unterhalt des Lebens nöthig hätte; ihrer Rechnung nach könnten sie über fünf bis sechs Tagreisen nicht davon entfernt seyn. Die armen Caraiben nahmen diese Nachricht mit Freuden an. Sie waren des Herumschweifens müde, und beschlossen sich dieser Gelegenheit, die ihnen das Glück so unvermuthet in die Hände gegeben hätte, zu bedienen. Sie glaubten nunmehr am Ende ihres Jammers zu seyn. Allein die gröste Schwierigkeit war, wie sie an den Ort, die ihnen diese Fremdlinge so reizend beschrieben hatten, kommen möchten. Sie selbst hatten keine Schiffe, und

die

die Canots der Lucayer waren viel zu klein, als daß sie auf denselben mit den andern hinüber fahren konnten. Die Noth, die schon so viele gute Erfindungen hervorgebracht hat, gab ihnen den Gedanken ein, grosse Bäume zu fällen, und die Stämme derselben mit Feuer auszuhöhlen. Allein, die Ausführung dieses Vorschlags erforderte viel Zeit, und sie hatten nicht viel davon zu verlieren, indem ihre Wegweiser in ihr Vaterland zurück eilten. Sie giengen also längs der See hin, und bemächtigten sich unter Begünstigung der Nacht derjenigen Schiffe, die sie an der Mündung der Flüsse antrafen. Sie versorgten sich mit den nöthigen Lebensmitteln, und reisten eben so heimlich als geschwind ab. Der Wind war ihnen günstig, und in wenig Tagen kamen sie zu Cigateo mit ihren Gefährten an. Hier wurden sie von den Landeseinwohnern freundlich empfangen, und von ihnen von einer Insel zur andern begleitet. Endlich kamen sie bey einer unbewohnten Insel an, nahmen solche in Besitz, und gaben ihr den Namen Ayay. Dieses ist diejenige Insel, die heut zu Tage St. Croix heißt. Hier legten die Caraiben ihre erste Wohnstätte an, lebten in guter Ruhe, und vergassen alles ausgestandene Unglück in kurzer Zeit. Sie vermehrten sich dergestalt

stalt, daß ihnen diese Insel zu klein wurde; sie schickten also Colonien auf die nächstgelegenen Antillischen Inseln, und bevölkerten auch diese. Von hieraus kamen sie auf das feste Land des mittägigen America, jagten ältere Völkerschaften von da weg, und setzten sich selbsten allda fest. „Sie führten blutige Kriege mit den Yacrn, Sapayern, und andern in der Gegend von Oronoko wohnenden Völkern, vertrieben sie theils aus ihren Wohnplätzen, theils vereinigten sie sich mit ihnen. Wie lang sie vor der Entdeckung der neuen Welt hieher gekommen seyn mögen, läst sich nicht bestimmen; denn da sie von ihrer Niederlassung keine andere Nachrichten, als mündliche Ueberlieferungen, haben; so wissen sie selbst nicht, wenn ihre Vorfahren hieher gekommen sind.

Dieses sind nun diejenigen Völker, die unter allen Americanern den Europäern zuerst bekannt wurden. Hier sahe Columbus zuerst diejenige Gattung von Menschen, die man Cannibalen nennte. Die erste Insel, der er sich näherte, war Guanahani, welcher er den Namen San Salvador beylegte. Er erstaunte eben so sehr über die Gestalt der Caraiben, als diese über die Europäer. So wie die

Spa-

Spanier ans Land kamen, küsseten sie die Erde, und pflanzten ein Creutz auf den Strand. Die Caraiben konnten alles dieses nicht begreifen; sie hatten die Schiffe für Ungeheuer gehalten, und als sie die Bewegungen der Spanier sahen, so glaubten sie, ihre Insel wäre behext. Endlich wurden sie vertraulich, kamen an die Schiffe der Spanier, brachten ihnen Papagoyen und Baumwolle, und vertauschten sie gegen kleine Schellen, die man ihnen um den Hals und um die Beine hieng. Scherben von irrdenen Gefäsen und schlechten Porcellan, kleine Stückgen Glas, und dergleichen Nichtswürdigkeiten, schienen ihnen Dinge von grossem Werth zu seyn. Sie konnten sich in die Kleider und Bärte der Europäer gar nicht finden. Der Gebrauch des Eisens war ihnen ganz unbekannt; daher, als sie das erstemal einen blossen Säbel sahen, faßten sie denselben ohne Bedenken bey der Schärfe an, und konnten nicht begreiffen, wie sie sich damit verwunden konnten.

Alle Völker, welche die Europäer, sowohl in den Antillischen und Lucayischen Inseln, als auch auf dem nächstgelegenen festen Lande kennen lernten, waren in ihrer Gestalt einander ähnlich, und bewiesen dadurch, daß sie von

einem

einem gemeinschaftlichen Ursprung abstammten. Wir wollen die Beschreibungen, die nach und nach von ihnen bekannt worden sind, mit einander vergleichen, und eine Abschilderung ihrer äussern cörperlichen Beschaffenheit daraus zusammensetzen. Sie sind meistentheils von einem hohen Wuchs und wohlgebaut, von lustigen Geberden, breiten Schultern und Hüften, und von gesunder Natur. Sie haben ein rundes und volles Angesicht, und meistentheils kleine Grübchen in den Backen, welches sonst von den Europäischen Kennern der Schönheit hoch geschätzt wird. Ihr Mund ist etwas offen, ihre Zähne sind sehr weiß, und stehen fest beysammen. Ihre Farbe fällt in das gelbbraune, oder olivenfarbige, und dieses erstreckt sich bis auf das Weisse im Auge, welches eben so gefärbt ist. Sie haben schwarze und kleine Augen, mit denen sie sehr scharf sehen können. Sie haben eine platte Stirn und Nase, aber nicht von Natur, sondern weil ihnen ihre Mütter bey der Geburt, und so lang sie sie säugen, solche niederdrücken, indem sie eine besondere Schönheit darinnen suchen; denn ausserdem von Natur haben sie eben eine so wohlgestalte Nase und erhabene Stirn, als wir Europäer. Sie haben sehr breite Füsse, und diese sind durch die lange Gewohnheit so

abgehärtet, daß sie ohne die geringste Beschädigung barfus durch die Wälder und über spitzige Felsen laufen. Man trift unter ihnen keine Krüppel und ungestaltete Personen an, keine Blinde, keine Buckeligte, keine Kahlköpfe, die es von Natur sind; welches alles sie ihrer freyen u. ungezwungenen Lebensart zu danken haben. Findet man auch Personen, die an einem Glied verstümmelt, oder lahm sind, so sind es blos solche, die dieses Unglück in dem Treffen vor dem Feind bekommen haben, und es ist so weit entfernt, daß sie sich dieser Gebrechen schämen sollten, daß sie sie vielmehr für Zeichen der Tapferkeit halten. Auf einen gesunden und geraden Cörper halten sie so viel, daß einige Caraibische Völker in Guiana, diejenige Kinder, welche von Mutterleib mit einigen Gebrechen gebohren werden, sogleich todschlagen, oder in eine Grube werfen.

Alle Caraiben haben schwarze und sehr stracke lange Haare, die sie sorgfältig kämmen, auch wohl mit allerhand Fettigkeiten beschmieren. Männer und Weiber flechten einen Theil ihrer Haare hinter sich, und formiren aus den Zöpfen eine Art eines Horns, welches sie auf dem Schopf tragen; auf beyden

den Seiten aber lassen sie zwey Locken, wie sie von Natur sind, herabhängen. Die übrigen Haupthaare theilen die Weiber so, daß sie auf beyde Seiten des Kopfs fallen; die Männer aber schneiden die Haare am Vorderkopf ab, die hintern aber lassen sie fliegen. Ehe sie von den Europäern eiserne Werkzeuge, Messer, Scheren, und dergl. bekamen, so ätzten sie sie durch den Safft gewisser scharfer Kräuter hinweg. Was aber den Bart anbelangt, so haben die Caraiben, so wie alle übrige americanische Völker, eine solche Abneigung dagegen, daß, so bald sich nur ein Härgen merken läst, sie solches ausreissen. Sie führen deswegen beständig ein gewisses Instrument bey sich, dessen sie sich dazu bedienen. Auch will man bemerkt haben, daß wenn sie einmal die Haare des Barts heraus gerissen haben, solche sehr selten wieder zum Vorschein kommen. Man vermuthet deswegen, daß sie ein gewisses Kunststück besitzen, das Wachsen der Haare zu verhindern. Wie sie die ersten Europäer zu sehen bekamen, die nach der damaligen Mode mit stadtlichen Bärten geschmückt waren, so konnten sie solche nicht ohne Bewunderung ansehen, und hielten sie für einen gräßlichen Zierath des Mannes. So ist in der Welt alles relativ. Der Chineser

gefällt sich in seinen langen Nägeln, der Peruaner in seinen langen Ohren, der Araber in seinem Knebelbart, nnd der Caraibe in der Glätte seines Gesichts.

So wohl Männer als Weiber gehen ganz nackend, wenn sie unter einander sind; doch hat der Umgang, den sie mit Europäischen Christen haben, in so fern über ihre Gewohnheit gesiegt, daß wenn sie bey diesen sind, sie sich ihnen zu Gefallen mit einem Hembd, Unterhosen, und sonst einiger Kleidung bedecken: so bald sie aber wieder alleine sich selbst gelassen sind, so gehen sie wieder in ihrer natürlichen Blöse herum. Wenn ihnen von den Europäern Vorstellungen dagegen gemacht werden, so sind sie sogleich mit einer Ausflucht fertig: sie sagen, da sie nackend aus Mutterleibe kämen, so wäre es eine Thorheit, den Leib, den sie von der Natur blos bekommen hätten, mit Kleidern zu bedecken. Von dieser allgemeinen Gewohnheit nackend zu gehen, machen sie dennoch eine Ausnahme. Wenn sich nemlich das Frauenzimmer verheyrathen will, so pflegen sie sich zu bedecken. Ist es Schamhaftigkeit, oder unbedeutendes Ceremoniel? Wie die ersten Europäer, die zu ihnen kamen, sahen, daß sie gegen alle Kleidungsstücke eine unüber-

windliche Abneigung hatten, so zogen einige, um ihnen desto mehr zu gefallen, und ihre Absicht desto besser zu erreichen, die ihrigen gleichfalls aus, und giengen nackend unter ihnen herum.

Ihre natürliche Farbe, nicht nur im Gesicht, sondern am ganzen Leib verändern die Caraiben dadurch, daß sie sich über und über roth färben. So bald sie des morgens von ihrem Lager aufstehen, so gehen sie zu den nächsten Brunnen und Flüssen, und waschen sich am ganzen Leib; sie gehen darauf in ihre Hütten, setzen sich bey ein gelindes Feuer, und truckuen sich wiederum. Alsdenn nehmen ihre Weiber eine Flasche mit einer rothen Farbe, die sie Rucu nennen, und beschmieren sie damit. Diese Farbe machen sie aus den Beeren eines gewissen Baums, den sie Rucu, die Brasilianer aber Urucu, nennen. Der Baum, wächst nicht höher als ein kleiner Pomeranzenbaum, seine Blüte ist weiß mit Incarnat vermischt, die Frucht wächset in Hülsen, welche kleine Beere in der Grösse einer Erbsen in sich schliessen. An diesen Beeren hängt eine rothe glebrichte Materie, die durch warmes Wasser davon abgesondert, und alsdenn in kleine Täfelgen formirt wird, womit sie alsdenn

denn nicht nur ihren Leib, sondern auch alles ihr Hausgeschirr bemahlen. Damit ihnen diese Farbe niemals gebrechen möge, so pflanzen sie um ihre Wohnungen rings herum solche Bäume. Sie bedienen sich dieser Mahlerey nicht nur der Schönheit wegen, sondern sie glauben auch, daß ihre Glieder dadurch gelengsamer und stärker würden, deswegen sie auch Oel unter die Farbe mischen. Nicht weniger bilden sie sich ein, daß sie ihren Leib dadurch des Nachts vor der Kälte und Regen, und des Tages vor den Stichen der Musticken und andern Ungeziefer, nicht weniger vor der Hitze der Sonnen, in Verwahrung setzen können. So viel ist gewiß, daß die Haut der Caraiben dadurch nicht allein sanft und glänzend, sondern auch sehr hart wird. Mit dieser rothen Farbe begnügen sich die Caraiben ordentlicher Weise, aber an ihren Festtagen bemahlen sie sich noch überdies mit allerhand seltsamen Figuren, daher auch die wunderlichen Vorstellungen kommen, die uns die ältere Reisebeschreiber von ihnen gemacht haben; denn einige streuen auf diese glebrichte Farbe Federn von allerhand Vögeln, andere hängen schöne Blumen, die in ihrem Lande wachsen, daran, um sich damit ein recht buntscheckigtes Ansehen zu geben. Wenn sie

nur

nur auf eine simple Art rucuirt sind, so sehen sie aus, wie gekochte Krebse.

Die Caraiben erreichen wegen ihrer gesunden Natur, meistentheils ein hohes Alter. Sie leben ohne Sorge und Bekümmerniß, wissen nichts von Gemüthsunruhe, und führen eine sehr mäßige Lebensart; es ist also kein Wunder, wenn sie von vielen Krankheiten, die aus einer unordentlichen Lebensart, hefftigen Gemüthsbewegungen, Anstrengungen der Seelenkräffte, bey andern Völkern entstehen, befreyet sind. Sie geniessen ausserdem eine reine Lufft, und leben unter einer günstigen Himmelsgegend: lauter Umstände, aus denen sich ein längeres Leben vermuthen läst. Man findet deswegen unter den Caraiben wenige, die, wenn sie nicht eine gewaltsame Todesart dahin reißt, in der Blüte ihrer Jahre sterben. Das gewöhnliche Alter derselben gehet bis hundert und funfzig Jahre und drüber; sie sind dabey noch so stark und vermögend, daß sie in dem neunzigsten Jahre noch Kinder zeugen, und es soll gar nichts seltenes unter ihnen seyn, daß man Kindbetterinnen von achtzig Jahren antrifft. Sie sterben meistentheils vor Alter. Man findet deswegen Leute unter ihnen, die man

eher vor einen Schatten, als vor einen lebendigen Cörper halten sollte, indem man fast nichts bewegliches mehr an ihnen gewahr wird, als das Herz und die Zunge. Sie liegen als bloſe Gerippe auf ihrem Lager, reden aber beſtändig, und ohne alle Mühe, bringen auch nichts ungereimtes hervor, daß man ganz deutlich ſieht, daß ſie noch den vollen Gebrauch ihres Verſtandes haben.

Dennoch aber wollen wir nicht behaupten, daß die Caraiben ohne Ausnahme, als wenn ſie in Elyſium, oder Eldorado, wohnten, von allen Krankheiten befreyet wären. Auch ſie trifft das Loos der Menſchheit. Inſonderheit iſt eine gewiſſe Krankheit unter ihnen gemein, die ſie in ihrer Sprache Pians nennen; dieſe ziehen ſie ſich durch das Eſſen der Krabben und anderer Ungeziefer zu. Hiedurch entſtehen an unterſchiedenen Theilen des Leibes groſſe, blutige und gifftige Geſchwüre. Sie haben aber auch gleich ein Mittel bey der Hand, ſich davon los zu machen. Sie eſſen eine Art zahmer Schildkrotten, die man Carets, oder Lamantin nennt, hiedurch wird das Gifft in dem Cörper herausgetrieben. Alsdenn legen ſie die Rinde eines Baums, Chipiu genannt, in Waſſer, und vermiſchen damit

damit ein Pulver, welches sie aus dem unterſten Theil der groſſen Lambys-Schnecken zubereiten, ſie drücken auch zuweilen den Safft aus den friſchen Rinden eines Baumes, Miby, hinein, und trinken alsdenn dieſe Arzney. Aeuſſerlich gebrauchen ſie einige Salben, womit ſie die böſen Geſchwüre reinigen. Von Aderlaſſen wiſſen ſie nichts, aber ſie haben eine andere Art das Blut aus dem Cörper abzuzapfen. Sie reiſſen nemlich den ſchmerzhaften Theil mit dem Zahn eines Thieres, Aguty genannt, auf, bis ein wenig Blut heraus kommt, und dieſes thun ſie ſehr offt, daher auch ihr ganzer Leib voller Narben iſt, wodurch ihr ohnedies unangenehmer Anblick noch mehr verunſtaltet wird. Sie bedienen ſich auſſer dieſen auch der Schwitzbäder. Wenn ſie von gifftigen Schlangen gebiſſen werden, ſo ſaugen die Weiber das Gifft aus der Wunde, nachdem ſie vorher einen Trank zu ſich genommen haben, welcher verurſacht, daß ihnen das ausgeſogene Gifft nicht ſchädlich iſt. Zuweilen bedienen ſie ſich einiger Curen, die einem Europäer wunderlich vorkommen müſſen. Wenn ſie zum Exempel von einem Fieber überfallen werden, ſo ſpringen ſie in das kalte Waſſer, und glauben, daß ſie dadurch die Krankheit erſäufen wollten. Ein Franzos

traf einstens einen sehr alten Caraibischen Mann an, der sich den Kopf an einem überaus kalten Brunnen wusch; er fragte ihn um die Ursache, und der Caraibe sagte: Gevatter, das dient zu meiner Gesundheit, denn ich habe den Schnuppen. Der Franzos lachte darüber, und hatte zugleich Mitleiden mit der Einfalt des alten Mannes: aber der Caraibe wurde doch von seiner Beschwerlichkeit befreyet.

Wenn auch die Caraiben noch so alt werden, daß sie sich im geringsten nicht mehr helfen können; so werden doch ihre Kinder ihrer Eltern in diesem Zustand niemals überdrüßig. Ehemals finden wir zwar Beyspiele unter ihnen, daß die Caraiben den Tod ihrer Verwandten befördert, und ihre Eltern getödet haben, indem sie glaubten, daß sie ihnen einen angenehmen Dienst erwiesen, wenn sie ihrem Jammer und Beschwerlichkeiten ein Ende machten; allein man kann diese Grausamkeit nicht der ganzen Nation als ein allgemeines Verbrechen anrechnen. Denn erstlich erwiesen sie diesen grausamen Liebesdienst niemanden, als der es selbsten verlangte; und sodann haben sie bey aller ihrer Wildheit heutiges Tages einen solchen Abscheu vor dieser

Hand-

Handlung, daß, wenn man sie an die Thaten ihrer Vorfahren erinnert, sie nicht einmal gern davon reden hören. Die Alten ertragen die Beschwerlichkeiten des Alters mit Geduld, und die Jungen dienen ihnen ohne Murren. Und so leben sie fort, bis der natürliche Tod ihrem Leben ein Ende macht.

Zweyter Abschnitt.

Religion der Caraiben.

Wenn irgend ein Volk unter dem Himmel ist, bey welchem man wenig Spuren einer nur einigermassen reinen natürlichen Religion antrifft, so sind es die Caraiben. Alle Reisende, die bey diesem Volk gewesen sind, von den spanischen Entdeckern der neuen Welt an bis auf unsre Zeiten, bekräftigen einstimmig, daß fast alle Erkenntnis, die die Natur den Menschen von GOtt eingiebt, bey ihnen erstickt sey. Sie haben nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, welches den höchsten GOtt eigentlich anzeige, sondern wenn man mit ihnen von GOtt reden will, so muß man sich allerhand Beschreibungen bedienen, wodurch man ihnen diesen Begriff von GOtt einigermassen beybringen kann; zum Exem-

pel,

pel, derjenige, der die Welt erschaffen hat, der alles gemacht hat, der den Menschen und Thieren Leben und Speise giebt, und dergl. Sie sagen zwar, daß die Erde eine gute Mutter sey, die ihnen alles gebe, was zu des Leibes Nahrung und Nothdurft gehöre; aber ihre allzugrosse Sinnlichkeit hindert sie, sich mit ihren Gedanken zu dem unsichtbaren Urheber der Welt empor zu schwingen. Wenn man ihnen von GOtt und göttlichen Dingen etwas vorsagt, so hören sie es zwar an, aber sie sind völlig gleichgültig dagegen, und sagen wohl gar, wenn sie mit ihren Landsleuten auf diese Art reden wollten, so würden sie gewißlich von ihnen ausgelacht werden. Ihre Traditionen, die sie von dem Ursprung der Welt haben, sind so voller Ungereimtheiten, als man sie bey irgend einem Volk antrifft. Wir wollen einige anführen.

Einer dieser Sagen zu folge, sind die ersten Menschen aus zwo Höhlen einer Insel hergekommmen. Die Sonne wurde über diese Erscheinung erzürnet, und verwandelte die Hüter dieser Höhlen, wegen ihrer Nachläßigkeit in Stein, die Flüchtlinge selbsten in Bäume, Frösche und andere Thiere, aber dadurch wurde dennoch die Bevölkerung der Erde nicht

gehin-

gehindert. Eine andere Erzählung giebt vor, Sonne und Mond wären aus einer Höhle auf ihrer Insel hervorgekommen, um die Welt zu erleuchten, und dadurch wäre die ganze Welt fruchtbar und bevölkert worden. Sie thaten deswegen häufige Wahlfahrten nach einer dieser Höhlen, von welcher sie glaubten, daß sie inwendig mit allerhand Malereyen ausgeziert sey, ihr Eingang aber von zween Teufeln verwahrt werde. Ausser diesen haben sie noch eine andere Sage, aus welcher man abnehmen kan, daß ihre Vorfahren einiges Licht von einer obern gutthätigen Gewalt gehabt haben, welches aber durch viele Fabeln wieder verdunckelt worden. Sie sagen nemlich, daß ihre Vorfahren arme Wilde gewesen wären, welche gleich den Thieren, ohne Häusser und Decke, worunter sie sich vor dem Ungemach des Wetters verbergen könnten, in den Wäldern gewohnt, und sich von den Kräutern und Früchten ernähret hätten, welche die Erde von sich selbst hervorgebracht hätte. Wie sie nun in diesem jämmerlichen Zustand gewesen wären, habe ein alter Mann unter ihnen, der dieser viehischen Lebensart überdrüßig gewesen wäre, bittere Thränen vergossen, und seinen elenden Zustand beweint. Diesem Betrübten sey hierauf ein weiser Mann

erschie-

erschienen, welcher vom Himmel herabgekommen wäre, und habe ihm gesagt, daß er gekommen sey, ihm und seinen Landsleuten zu helfen, und sie zu unterrichten, wie sie in Zukunft ein besseres und ruhigeres Leben führen könnten. Er verwies ihm seine Saumseligkeit, daß er und seine Landsleute nicht schon lange ihre Seufzer zum Himmel geschickt hätten. Und nun zeigte er ihm Mittel, wie sie ihre Lebensart verbessern könnten. Er befahl ihm, die spitzigen und scharfen Steine, womit das Ufer bedeckt war, zu nehmen, und mittelst derselben Bäume zu fällen, und sich Häusser zu bauen; die Blätter der Palmbäume würden ihnen dienen, ihre Häusser damit zu bedecken, und sich gegen Wind und Wetter zu verwahren. Zu gleicher Zeit zeigte er ihm eine Wurzel, die er mit vom Himmel gebracht habe, welche diese besondere Eigenschaft hätte, daß sie sich Brod daraus machen könnten; kein Thier würde sich unterstehen, solche anzurühren, sie solten sie also ohne alle Furcht pflanzen, und sich ihre Nahrung daraus bereiten. Hierauf nahm der unbekannte Mann seinen Staab, den er in der Hand hatte, und brach ihn in drey bis vier Stücke, diese gab er dem Alten, und befahl ihm, solche in die Erde zu stecken; er

gab

gab ihm die Versicherung, wenn er in kurzer Zeit wieder an den Ort graben würde, so würde er die vorhingezeigte kräftige Wurzel in grosser Menge finden. Der unbekannte Wohlthäter lies es dabey nicht bewenden, sondern zeigte ihm die Art, wie er solche zur Speise zubereiten sollte; er sollte sie nemlich mit einem scharfen Stein, dergleichen an dem Ufer genug vorhanden wären, schaben, den giftigen Saft herauspressen, und aus dem übrigen vermittelst des Feuers Brod backen. Der Alte befolgte seinen Rath, und nach Verlauf von neun Monathen besichtigte er die gepflanzten Stäbe, und befand den Erfolg gerade so, wie ihm der Unbekannte gesagt hatte. Weil er nun gerade neun Monathe gewartet hatte, bis er die Stäbe heraus genommen, so glauben die Caraiben, daß dieses die Ursache sey, daß das Manioc noch jetzo neun Monathe in der Erde bleiben müsse, bis man das Cassave daraus machen könnte. Dieses sind die Traditionen, die die Caraiben von dem Ursprung der Welt und ihrer Nation haben.

Hieraus läßt sich abnehmen, wie wenig die Religion Eindruck auf ihr Herz macht. Wenn man mit ihnen von GOtt redet, so zeigen sie zwar mit den Händen gen Himmel,

aber

aber sie beweisen weder Furcht noch Liebe zu ihm. Mit einem Wort, sie zeigen nicht die geringste Spur einer Verehrung eines unsichtbaren Schöpfers der Welt. Ein Europäer sagte einstens an einem Sonntage zu einem Caraiben: derjenige, der Himmel und Erde gemacht hat, wird gewiß über dich zürnen, daß du heute arbeitest, denn er hat diesen Tag zu seinem Dienst verordnet. Der Wilde gab ihm trotzig zur Antwort: und ich bin auch über ihn erzürnet, denn da du sagst, er sey der Schöpfer der Welt, der den Unterschied der Zeiten gemacht habe; so wird er wohl auch derjenige seyn, der den Regen zu seiner Zeit giebt: er wird also auch wohl schuld daran seyn, daß durch die lange Dürre mein Manioc verdorben ist, und darum will ich ihm zum Trutz arbeiten. Doch findet man auch noch einige unter ihnen, die eine gewisse Art von Verehrung gegen Sonne und Mond haben. Ohne Zweifel ist dieses noch ein Ueberbleibsel von der Lehre der Apalachiten, unter welchen sie einige Zeit gewohnt haben. Einige reden auch von einer obern und gütigen Macht, die im Himmel wohne. Diese bringe ihre Tage in stiller Ruhe und eigener Glückseligkeit zu, bekümmere sich ganz und gar nicht um die Menschen, und habe weder

an

an ihren guten Thaten einen Gefallen, noch an ihren Uebelthaten ein Mißfallen; es wäre ein gutthätiges Wesen, welches auch an seinen Feinden nicht die geringste Rache ausübe; im übrigen fänden sie nicht nöthig, ihm einigen Dienst zu erweisen. Kaum sollte man glauben können, daß die menschliche Natur so tief in Unglauben versinken könne, wenn man nicht so viele glaubwürdige Zeugen hätte, die die Irreligion der Caraiben einmüthig bekräftigten.

So wenig nun auch die Caraiben Erkentnis und Furcht Gottes haben, so legen sie doch ein Zeugnis ab, daß es wahr sey, daß der Gedanke von GOtt so tief in die menschliche Natur verwebt sey, daß er nicht gänzlich aus dem Herzen vertrieben werden könne. Sie geben dieses insonderheit bey Gewittern zu erkennen. Wenn sie den Donner in den Wolken brüllen hören, so halten sie dieses vor eine Stimme GOttes. Sobald sich daher der Himmel schwärzet, und sie vermuthen, daß sich ein Donnerwetter aufziehe, so laufen sie geschwind in ihre Hütten, setzen sich auf kleinen Stühlen zu ihrem Feuer, stellen die Ellebogen auf ihre Knie, und legen den Kopf in die Hände. Sie fangen darauf an er-

bärmlich zu brüllen und zu heulen. Eben dieses thun sie, wenn sich ein Orcan erhebt; auch diesen halten sie für ein Zeichen des göttlichen Zorns. Sie legen sich auf die Erde, bis das Ungewitter vorbey ist. Alsdenn aber sind sie wieder eben so sorglos wie vorher, und der Gedanke, daß ein GOtt zürne, macht nicht den geringsten Eindruck auf ihr Herz.

Unglaube und Aberglaube, so entgegen gesetzten Grundsätzen sie auch immer folgen, sind jederzeit beysammen. Tausend Beyspiele einzelner Personen, und ganzer Völckerschaften, beweisen es. Der Freygeist, welcher zu gewissen Zeiten mit einem Hohngelächter über GOtt und Religion spottet, zittert und bebt, wenn er des Nachts für einen Kirchhof vorbey gehet, und glaubt auf einen Leichenstein ein ganzes Heer Gespenster zu sehen. Der Cannibale, der von GOtt, dem Schöpfer der Welt, nichts wissen will, erdichtet sich eine ganze Menge guter und böser Geister, denen er alles physische und moralische Gut oder Uebel zuschreibt. Sie haben für die erstern doppelte Namen, nachdem sie entweder von Männern oder Weibern genennt werden; jene geben ihren guten Geistern den Namen Akombue, desgleichen auch Icheiri, diese aber

Opo-

Opoyem, oder Chemiin. Sie haben ihrer eine unzähliche Menge, und es werden ihrer alle Tage mehrere. Jeder Caraibe wählt sich einen zu seinem besondern Schutzgeist. Nichts ist lächerlicher, als die Meinung von der Entstehungsart dieser Geister. Sie glauben nemlich, daß ein jeder Mensch so viele Seelen in seinem Leibe habe, als er Pulsschläge empfinde; die vornehmste davon habe in dem Herzen ihre Residenz. Wenn nun der Mensch stirbt, so glauben sie, daß diese mit ihrem Icheiri oder Chemiin an den Ort fahre, wo die andern Geister in einer vertrauten Gesellschaft mit einander leben; und nun wird sie auch eine von diesen Geistern, und genießt mit den andern gleiche Ehre. Von diesen leiten sie alle gute Veränderungen in ihrem Lande her, und bilden sich ein, daß es in der ganzen Welt nicht anders sey. Wenn ihnen die Europäer von GOtt, dem allgemeinen Erhalter aller Dinge etwas vorsagen, so ist gemeiniglich ihre Antwort, daß zwar der Christen GOtt in Spanien oder Franckreich das Korn aus der Erde hervorwachsen lasse, aber mit ihrem Manioc habe es eine ganz andere Bewandnis.

Ausser den guten Geistern erkennen sie eben so viele böse, deren Vorsteher sie beson-

ders den Maboya, oder Teufel im eigentlichen Verstand nennen. Den Ursprung derselben suchen sie in den Seelen der Menschen, die nicht in den Herzen, sondern in einem andern Theil des menschlichen Cörpers ihre Wohnsitze aufgeschlagen hätten. Nach dem Tode sollen sie sich in der Luft ausbreiten, und sich zum Theil an den Ufern des Meers aufhalten, wo sie Schiffbrüche und Stürme verursachen, zum Theil in die Wälder und Felder sich begeben, wo sie alles mögliche Unglück anstiften, wozu sie nur Gelegenheit haben. Jene nennen sie Umeku, diese Maboya.

Beyde so wohl gute, als böse Geister, stehen bey ihnen in grossen Ansehen, und werden auch auf eine besondere Weise bey ihnen verehret. Sie haben aber insgemein keine Tempel oder Altäre, die sie ihnen heiligen, sondern sie verehren sie in ihren Hütten durch Darbringung einiger Opfer. Hiezu nehmen sie keine einzige Sache, die ein Leben gehabt hätte, sondern bringen ihnen allein etwas Cassave, nebst andern Früchten, besonders aber Toback. Diese Opfer, die sie Anacri nennen, legen sie an das eine Ende ihrer Hütten, in Geschirren, auf eine Art von Teppichen,

chen, die sie aus Binsen und Latanus-Blättern verfertigen. Ein jeder kan seinem Schutzgeist ein solches Opfer bringen, wenn er will. Besonders aber stellen sie ihnen zu Ehren Mahlzeiten an, und opfern Toback in reicher Maasse, wenn sie von einer Kranckheit geheilt werden; denn diese so wohl, als ihre Genesung schreiben sie ihnen einzig und allein zu.

Sie haben eine besondere Art des Aberglaubens, die in der Herbeyrufung ihrer Geister besteht. Sie thun dieses um folgender Ursachen willen: Erstlich, wenn sie von jemand beleidigt worden sind, und doch ihre Rache nicht selbst an ihm ausüben können, so citiren sie ihre Geister, und geben ihnen den Auftrag, an ihrer statt ihre Feinde zur Strafe zu ziehen. Zweytens, wenn sie krank sind, und den Ausgang ihrer Kranckheit gern wissen möchten, so holen sie ihre Geister, daß sie einen Ausspruch über Tod und Leben thun sollen. Drittens befragen sie sie, bey ereignenden Umständen über Krieg und Frieden, und ziehen sie zu Rath, auf was für Art und Weise sie ihre Feinde angreifen sollen. Endlich bedienen sie sich auch ihrer Hülfe, um den Teufel von sich zu entfernen. Wer sich über den abscheulichen Aberglauben dieser Wilden

wundert, bedenke doch nur, daß sie hierinnen nicht viel dümmer sind, als ehemals die klugen und witzigen Römer. Die Dummheit des Aberglaubens ist unter jeder Decke sichtbar.

Es ist der Mühe werth, die Art, wie die Caraiben ihre Geister herbey rufen, genauer zu untersuchen. Sie bedienen sich hierzu einer gewissen Art Zauberer, oder Wahrsager, die sie Boyas, oder Butios, nennen. Ein jeder von diesem hat seinen besonderen Geist, der ihm zu Gebote steht, und so oft er er es haben will, erscheint. Diese Ceremonie geschieht allemal in der Nacht; aber an dem Ort, wo der Geist erscheinen soll, darf in einer gewissen Entfernung kein Licht noch Feuer gebracht werden; denn diese Geister hassen alles Helle dermassen, daß alle angewandte Mühe sie herbey zu rufen vergeblich seyn würde, wenn sie nur den geringsten Schein eines Lichtes merken würden. Oftmals geschiehet es, daß etliche Boyas zugleich ihre Geister herbeyruffen; alsdenn aber geht es nicht so ruhig zu: denn die Geister schelten und zanken sich unter einander wie die Trödelweiber, indem sich ein jeder die Ursache desjenigen Uebels zuschreibt, weswegen sie herbey geruffen werden. So bald also einem Caraiben ein

Un-

Unglück begegnet, so glaubt er, daß sein Feind seinen Schutzgeist citirt, und ihm den Auftrag gegeben habe, ihn zu plagen. Er beklagt sich, daß er von ihm geschlagen werde; ja sie zeigen oftmahls die Mahlzeichen der Schläge, die sie von dem feindlichen Geist empfangen hätten. In dieser Unwissenheit und Blindheit fürchten sie den Maboya mehr, als alles in der Welt; sie sagen, daß er ihnen unter den fürchterlichsten Gestalten erscheine, sie auf alle mögliche Art plage, und nicht selten durch Schläge zwinge, eine Mordthat zu begehen. Das einzige Mittel, dessen sie sich alsdenn dagegen bedienen, ist, daß sie ihren eigenen Schutzgeist herbey rufen. Können sie in der Geschwindigkeit keinen Boya bekommen, so gerathen sie in eine solche entsetzliche Angst, daß sie am ganzen Leibe zittern; ja man hat Exempel, daß einige aus lauter Angst und Furcht gestorben sind. Diese Angst aber verschwindet so gleich, wenn der Caraibe nur seinen Boya bekommen kan.

Diese listige und betrügerische Zauberer stehen unter diesem blinden Volk in einem ausserordentlich grossen Ansehen, welches sich auf den falschen Wahn gründet, daß sie mit den Geistern ein heimliches Verständnis hät-

ten, die ihnen alles offenbarten, was sie wissen wollten, und alles thäten, was sie von ihnen verlangten. Ihre Reden werden als göttliche Antworten angenommen, und ihre Befehle blindlings befolgt. Diese Betrüger wissen sich auch ihres Ansehens meisterlich zu bedienen. Krieg und Friede hängt von ihren Aussprüchen ab, und unter einzelnen Personen entstehen oft Feindschaften, die sich mit vielen Blutvergiessen endigen, blos wenn es der Boya haben will. Der Caraibe hängt gänzlich von seinem Boya ab.

Er fähret, wenn er stirbt, wohin sein Priester will,
Ist seelig auf sein Wort, und wenn er will geplagt.

So bald sich also einer von den oben angeführten Umständen ereignet, in welchen sie die Gegenwart ihrer Geister nöthig zu haben glauben, so wird sogleich der Wahrsager herbeygerufen. Hierauf wird die Hütte des Caraiben mit aller Sorgfalt ausgefegt. In die Mitte derselben wird alsdenn ein Tisch gesetzt, den sie Matutu nennen, und auf demselben wird Cassave und Toback, dem Geist zum Opfer, hingelegt. Erlaubt es die Jahreszeit, so legen sie auch die

Erst-

Erstlinge von ihren Früchten bey. An dem einen Ende der Hütten stehen so viele kleine Stühle, als Personen bey dieser feyerlichen Handlung gegenwärtig sind. Wenn hierauf alles Feuer in der Nähe ausgelöscht ist; so gehet der Boya in das Dunkele hinein. In der Hand trägt er ein brennendes Stück Toback. Hat er nun seine Stelle eingenommen; so murmelt er einige seltsame und unverständliche Worte her, stampft zu verschiedenenmalen mit dem linken Fuß auf die Erde, nimmt das Stück Toback in seinen Mund, und bläst den Rauch fünf bis sechsmal in die Höhe; alsdenn zerreibt er das Stück Toback mit seinen Händen, und streuet es in die Lufft. Hierdurch wird der Geist herbeygerufen und gebannt. Er giebt auch sogleich Zeichen seiner Gegenwart von sich; er erschüttert den Gipfel der Hütte, fängt ein erschreckliches Gepolter an, erscheint dem Boya in sichtbarer Gestalt, sonst aber niemanden von denen, die dabey sind, und giebt auf die vorgelegten Fragen Antwort. Und alsdenn geht die Versammlung, entweder freudig oder misvergnügt, auseinander. Haben sie den Geist besonders zur Genesung eines Kranken herbeygerufen, so verbinden sie mit diesen Ceremonien noch eine andere Gauckeley. Die Boyas

legen sich stark auf die Kenntnisse der Krankheiten, und haben auch verschiedene Heilungsmittel dagegen, die sie aber so geheim halten, daß sie keinem Menschen etwas davon sagen. Dieser geheimen Kunst bedienen sie sich vortrefflich zu ihrer Betrügerey. Sie können aus der langen Erfahrung ziemlich wahrscheinlich wissen, ob eine Krankheit tödlich sey, oder nicht. Aber diese Kenntnis schreiben sie nicht ihrer Einsicht, sondern der Offenbahrung ihrer Geister zu. Finden sie nun, daß der Kranke Hoffnung zur Genesung habe, oder giebt ihnen nach ihrem Vorgeben der Geist eine erwünschte Antwort, so nähern sie sich in Begleitung desselben dem Kranken, und versichern ihn, daß er seine Gesundheit bald wieder erlangen werde. Um ihn in dieser Hoffnung zu stärken, so berühren sie den schmerzhaften Theil, zeigen ihm einen Dorn, oder Stückgen Holz, oder einen Knochen, oder einen Stein, oder sonst etwas, und überreden ihn, dieses sey die Ursache der Krankheit, die ihm von dem Maboya in den Leib gehext worden wäre, da sie nun dieses durch Hülfe ihres Schutzgeistes herausgebracht hätten, so wäre alle Hoffnung zur Genesung da. Sie behauchen hierauf das schwache Glied mit ihrem Athem, saugen auch wohl daran, und über-

reden

reden den Kranken, nunmehr sey alles Gifft aus seinem Leibe heraus. Hierauf stellen sie Gastmahle an, wobey aber weder der Boya noch sein Geist vergessen wird. Fällt aber die Antwort des Geistes nicht nach Wunsch aus, das ist, wenn keine Hoffnung zur Genesung da ist; so tröstet der Boya den Kranken, und sagt, daß sein Geist sich seiner erbarme, und ihn in seiner Gesellschaft mit nehmen wolle, damit er in Zukunft ohne Gebrechlichkeit leben möge. Bey diesen Gelegenheiten leitet oftmals das Ansehen des Boya einen starken Abgang, und die Caraiben sind nicht immer so leicht zu betrügen. Wenn ein Kranker der Vorherverkündigung des Boya unerachtet unter seinen Händen stirbt, so ist nicht selten sein ganzer Credit verloren, und man siehet ihn als einen Betrüger und Unwissenden an. Die nächsten Freunde des Verstorbenen versammeln sich alsdenn um seinen Leichnam, schneiden ihm Nägel nnd Haare ab, vermischen sie mit dem Safft eines gewissen Krauts, giessen ihm dieses in den Hals, und bitten ihn, ihnen bekannt zu machen, ob er durch das Versehen des Boya sein Leben verlohren habe. Wenn nun ihrer Einbildung nach eine Antwort, oder Zeichen erfolgt, wodurch der Boya beschuldigt wird, und dieser

braucht

braucht nicht die Vorsicht, sich bey Zeiten aus dem Staube zu machen, so wird er mit einer Tracht Schläge überladen. Jedoch ehe es dazu kommt, muß er sich schon vorher verdächtig gemacht haben; denn sonsten ist doch die Ehrerbietung zu groß, als daß sie sogleich zur Ausübung einer solchen Rache schreiten sollten. Oftmals bedienen sich die Boya selbsten dieses Mittels, einander um ihren Credit zu bringen.

Wenn sich nun bey glücklicher Antwort der Boya entfernt hat, so glauben sie, daß sich der von ihm beschworene Geist noch einige Zeit in der Hütte aufhalte. Der Aberglaube dieser Völker ist so groß, daß sie sich nicht nur einbilden, eine deutliche Antwort auf die ihm vorgelegte Fragen vernommen zu haben, sondern auch nach dem Abschied des Boya zu hören, wie er die Geschirre bewege, mit den Zähnen klappere, und das ihm vorgesetzte Opfer verzehre. Ja so gar des andern morgens glauben sie Spuren seiner Gegenwart zu sehen. Der Geist verschwindet zwar nicht, wie ehemals in Europa, mit Hinterlassung eines Gestanks, aber er begehet doch eine ähnliche Unsauberkeit. Die Speisen, die er nicht hat verzehren können, besudelt er, und diese werden

den alsdenn von den armen Caraiben so heilig gehalten, daß nur alte und vornehme Leute die Erlaubnis haben, die verunreinigten Ueberbleibsel zu genieſſen, und dieſes alsdenn nur, wenn ſie ihren Cörper vorher zu dieſer Unſauberkeit gereinigt haben: auſſerdem iſt es ſchlechterdings verboten, davon zu eſſen. Man würde dieſe Nachricht billig in Zweifel ziehen, wenn ſie nicht durch Spaniſche und Franzöſiſche Augenzeugen beſtättigt würde. Finden wir doch bey einigen alten Völkern, die lang nicht ſo wild und dumm waren, als die Caraiben, einen ähnlichen Aberglauben, der durch die Bosheit der Götzenprieſter kräfftig unterſtützt wurde. Man denke nur an die Lectiſternia der Römer, ſo wird man aus der Beſchaffenheit der Sache keinen Zweifel gegen ihre hiſtoriſche Richtigkeit erregen.

Eben dieſes wird durch die neueſten Nachrichten der mähriſchen Brüder, die in der Provinz Guiana ihre Mißionen haben, beſtättigt: denn da dieſe mit den Caraiben, die in der Nähe von einem ihrer Mißionsplätze wohnen, öfftern Umgang haben, und von ihnen freundſchaftlich behandelt werden; ſo haben ſie auch die beſte Gelegenheit gehabt,

von den Sitten dieses Volks genaue Nachricht einzuziehen. Diese machen uns von der gegenwärtigen Sache folgende Beschreibung. Ihre Zauberer, die sie Bogoier, oder Sammeti nennen, geben sich das Ansehen, als wenn sie die Kunst, den bösen Geist aus den Kranken zu vertreiben, verstünden. Diese sind ihre Aerzte, die mit den Heilkräfften verschiedener Kräuter und Wurzeln nicht unbekannt sind. Sie brauchen viel schweistreibende Mittel die Krankheiten zu vertreiben, und oft mit guten Erfolg, denn ihre meisten Krankheiten kommen von Verkältungen her. Daß sie dabey allerley Gauckeleyen machen, schreyen, und mit ihren Calebassen lärmen, das gehört zur Charletanerie, wodurch sie sich bey dem dummen Volk in Ansehen setzen. Schlägt die Cur nicht an, so geben sie vor, daß sich der grosse böse Geist des Patienten bemächtigt habe: und gegen den könnten sie nichts ausrichten. Man siehet also, daß die heutigen Caraiben von den ältern in diesem Stück ganz und gar nicht unterschieden sind. Sie schreiben die Unfälle ihres Landes noch immer dem Maboya zu; ja sie bilden sich so gar ein, daß sie dieser unter die Gewalt der Europäer gebracht, und sie aus den besten Theilen ihres Landes vertrieben habe.

Von

Von diesen Geistern glauben sie ferner, daß sie sich zum öftern in den Gebeinen der Todten aufhalten; von da sie durch die Zauberer heraus gerufen würden, auch zuweilen aus eigenen Antrieb in die Weibsleute führen, und aus ihnen redeten. Dieses hat zu einem neuen Aberglauben Gelegenheit gegeben. Sie nahmen nemlich aus den Gräbern der ihrigen dergleichen kleine ihrer Meinung nach begeistigte Knochen heraus, und wickelten sie in Baumwolle ein. Sie gaben sich darauf Mühe, etwas, das ihrem Feind, dem sie Schaden zufügen wollten, angehörte, in ihre Gewalt zu bekommen; dieses legten sie zu dem eingewickelten Knochen, machten allerhand Gauckeleyen, und meinten ihn damit zu bezaubern.

Wenn man diese Vorstellungen zusammen nimmt, so ist ihre Religion ein Gewebe von den allerabscheulichsten und ungereimtesten Meinungen. Wir haben schon oben angemerkt, daß ihr Begriff, den sie von einem höchsten GOtt haben, ausserordentlich dunkel sey. Sie reden auch von einer Mutter desselben, welche fünf Namen gehabt habe, nemlich Attabeira, Mamona, Guaracaxita, Tiella, und Gnamaonocan: allein weder ihm

noch

seiner Mutter erwiesen sie die geringste Verehrung; sondern alles was noch etwa den Schein einer Verehrung haben kann, wurde den vorhin gemeldeten Geistern erwiesen. Nach ihrer verdorbenen Einbildungskrafft glaubten sie, daß ihnen diese Geister wirklich unter sichtbaren Gestalten erschienen seyen, und nach diesen Gestalten machten sie auch allerhand abscheuliche Bilder, welche ihre Götzen waren. Sie waren sehr häßlich. Die erträglichsten glichen einigen Thieren, als Kröten, Schildkröten, Schlangen und Caymannen, oft waren es auch menschliche Bilder, die etwas seltsames und entsetzliches an sich hatten. Diese abscheuliche Gestalten, unter welchen sie ihre Geister, oder wenn man will, Götter, vorstellten, veranlasseten sie, sie nicht anders als furchtbare Wesen zu betrachten, die ihnen mehr Uebels als Gutes zufügen könnten. Daher auch aller Dienst, den sie ihnen erwiesen, nur dahin gieng, sie zu befriedigen, daß sie ihnen nicht schaden möchten. Diese Götzen nennten sie Chemis oder Zemetz. Sie machten sie aus Kreite, Stein oder gebrannter Erde. Da sie keine Tempel hatten; so setzten sie sie in alle Winkel ihrer Häuser, zierten ihren Hausrath damit, und drückten ihre Abbildungen auf verschiedene Oerter des Cörpers

pers ein. Da sie sie beständig vor Augen hatten, so musten sie ihnen nothwendig oft im Traum vorkommen, und es ist gar nicht zu verwundern, wenn sie bey ihrer rohen Denkungsart so viel von den Erscheinungen ihrer Götter zu sagen wissen. Bey aller ihrer Dummheit mischte sich auch Bosheit, die getreue Gefährtin derselben, mit in ihre Religion. Der Geschichtschreiber des Christoph Columbs erzählt, aus der Nachricht eines Missionars, diese Zemez wären der Caraiben Schutzgeister gewesen, jeder hätte sich einen zugeeignet, den er über die andern alle gesetzt hätte. Sie verwahrten sie sehr sorgfältig; besonders, da die Christen in ihr Land kamen, und sie den Abscheu derselben an ihren Götzen gewahr würden, so stellten sie sie an solche Orte, wo keine Christen hinkamen. Da sie nun besorgten, die Spanier möchten auch diese auskundschaften; so liefen sie, so bald sie nur einige Spanier gewahr wurden, eilends in ihre Hütten, um ihre Götzen daraus wegzunehmen und besser zu verwahren. Einstens überraschten die Spanier einen Cariken in seiner Cabane, sie sahen da einen solchen Zemes, der viel Lermen machte, und in der Sprache des Landes vielerley sprach, das sie aber nicht verstehen konnten. Sie setzten so

gleich ein Mißtrauen in den ganzen Handel. Sie zerbrachen das Bild, und entdeckten zu ihrem Erstaunen eine lange Röhre, wovon das eine Ende in den Kopf des Götzen, das andere in einen kleinen Winkel gieng, welcher mit Blättern bedeckt war. Hier funden sie einen Menschen, der durch die Röhre redete, und den Götzen alles sagen lies, was er wollte. Der Cacike bat sie, nichts von dem, was sie gesehen hätten, zu entdecken; er bediene sich dieses Kunstgriffs, um sich eine gewisse Abgabe bezahlen zu lassen, und seine Unterthanen im Gehorsam zu erhalten. Diese Götzenbilder hängen ihre Boyas, oder Butios, an den Hals, führen sie beständig mit sich herum, und dieses ist der einzige Zierrath, wodurch sie sich von andern Leuten unterscheiden. Es scheinet, daß die Caraiben, als die Spanier ins Land kamen, ihre Götzen unter die Erde vergraben haben; wenigstens findet man noch heut zu Tage an unterschiedenen Orten viele dergleichen Bilder, und man schliesset daraus, daß an solchen Orten ehemals Dörfer der Caraiben müssen gestanden haben. Eben dieses urtheilet man aus einem gewissen Haufen Muschelwerk, welches man unter der Erde fand, woraus die Indianer viel machten; je weiter man gräbt, desto mehr Entdeckungen macht

man, und überall findet man solche Götzenbilder vergraben. Man hat auch Puppen in Baumwolle gewickelt gefunden, deren sich, wie wir schon gesagt haben, ehemals die Caraibischen Zauberer bedienten, um dem Volk weiß zu machen, daß die Geister mit ihnen redeten. Du Parquet, ein französischer Generallieutenant, fand dergleichen baumwollene Götzen, die wie Menschen gestaltet waren, in einer Höhle auf der Insel Martinique. Er erfuhr, daß es Götzen der ehemaligen Einwohner dieser Insel wären, und keiner von den Indianern getrauete sich in diese Höhle zu gehen. Der General lies solche wegnehmen, und gab sie auf ein französisches Schiff, nebst einem Brief an den Herzog von Orleans. Dieses Schiff wurde von den Spaniern weggenommen und nach Spanien gebracht, wo der Capitain beynahe in die Inquisition gekommen wäre, weil man die Götzen für Zauberbilder hielte, wenn nicht der Brief an den Herzog von Orleans seine Unschuld entdeckt hätte. Man erzählt von einem dieser Zemes noch eine andere Geschichte, deren Wahrheit wir aber auf ihrem Werth und Unwerth beruhen lassen, wenigstens hat sie alle Merkmale einer erdichteten Legende an sich. Der Vater eines Caicken, mit Namen Gurainoex, soll einstens

vor der Ankunft des Columbs so neugierig gewesen seyn, seinen Zemes zu befragen, was nach seinem Tode auf der Insel vorgehen würde; dieser habe ihm geantwortet, es würden bald Menschen kommen, die Haare am Kien hätten, und von den Füssen bis auf den Kopf bekleidet wären; diese Fremden würden die Gottheiten der Inseln zerstücken, und ihren Dienst abstellen, sie würden an ihren Gürteln lange eiserne Werkzeuge tragen, mit denen sie einen Menschen in zwey Stücke zerhauen könnten; die Insel würden sie von allen ihren Einwohnern entblösen. Diese Prophezeyung breitete sich gar bald aus, und setzte jedermann in Schrecken; man verfertigte so gar ein trauriges Lied darüber, welches täglich abgesungen wurde. So wahrscheinlich es ist, daß diese Prophezeyung erst nach der Eroberung der neuen Welt von den Spaniern ist geschmiedet worden, indem sie von der Eroberung von Mexico und Peru ähnliche Weissagungen vorgegeben haben, um ihr Verfahren dadurch zu rechtfertigen; so fehlt es doch nicht an Schriftstellern, die diese Erzählung bestättigen Herrera und Oviedo tragen kein Bedenken zu behaupten, GOtt habe den Geist der Lügen genöthiget, Völkern, die er so lange Zeit verführt habe, Wahrhei-

ten zu entdecken. Wir überlassen unsern Lesern gern, selbsten darüber zu urtheilen; so viel ist aber doch daraus abzunehmen, daß es unter den Caraiben ein allgemeiner Glaube gewesen sey, daß ihre Götzenbilder zukünftige Dinge haben entdecken können. Ausserdem schrieben sie besonders den Zemes der Caciken noch andere Eigenschaften zu; einer soll die Tugend besessen haben, das gesäete Getreid zum Wachsthum zu befördern, ein anderer, den schwangern Weibern die Geburt ohne Schmerzen zu verschaffen, noch ein anderer, Regen und gut Wetter, nachdem es die Umstände erforderten zu geben, und was dergleichen toller Aberglaube mehr ist.

Nach den dummen Begriffen dieses Volks, welches sie von ihren Geistern, oder Göttern, haben, ist auch ihr äusserer Dienst höchst abscheulich. Wir finden keine Spur eines Gebetes, oder eines zu ihren Göttern gerichteten Wunsches unter ihnen, sondern ihr ganzer Dienst besteht in einigen abergläubischen Gebräuchen, wodurch sie nichts anders suchen, als ihren Zorn zu stillen, indem sie sie fast grösstentheils für feindselige Wesen halten. Sie bringen ihnen also die Erstlinge ihrer Früchte zum Opfer, bereiten ihnen bey ihren

Mahlzeiten einen besondern Tisch, weissen ihnen an demselben die oberste Stelle an, legen ihnen die besten Speisen vor, zünden ihnen zu Ehren Tobacksblätter an, mahlen ihre abscheuliche Gestalt an den vornehmsten Ort in ihren Schiffen, tragen ihr Bildnis als Ordenszeichen am Hals; zuweilen zerritzen und verwunden sie ihren Leib bis aufs Blut, und matten sich mit widernatürlichen Fasten auf das erstaunlichste ab. Zu allen diesen Handlungen haben sie ordentlicher Weise keine besondere Zeit, sondern, so wie es ihnen einfällt, oder wenn sie sich einbilden, daß sie von dem Maboya brav Schläge bekommen; dann glauben sie, daß es Zeit sey, ihn zu versöhnen.

Wenn sich der Maboya durch den beschriebenen Dienst der Privatpersonen nicht will besänftigen lassen, so stellen sie auch wohl öffentliche Feyerlichkeiten an. Wir wollen eine derselben, wie sie ehemals auf der Insel Hispaniola gehalten wurde, erzählen. Der Cacike ernannte hiezu einen Tag, und lies solchen durch einen öffentlichen Ausrufer bekannt machen. Das Fest nahm mit einer zahlreichen Procession seinen Anfang. Jedermann wohnte derselben bey. Die verheyratheten Manns- und Weibspersonen putzten sich nach

ihrer Landesart hiebey auf das herrlichste; die Mädchen aber erschienen ganz nackend, denn dieses brachte der unter ihnen eingeführte Wohlstand so mit sich. Der Cacike, und die vornehmsten des Orts eröffneten den Zug; jeder hatte eine Trommel in der Hand, die er beständig rührte. So zogen sie in eine Hütte, die einen Tempel vorstellen sollte. Diese war rings umher mit Götzenbildern besetzt, von der Art, wie wir sie beschrieben haben. Hier stunden die Boyas und Butios, und erwarteten das Volk. Sie nahmen die dargebrachten Geschenke den Leuten ab, und machten dabey ein abscheuliches Geheul. Ein Theil dieser Opfer bestund in Kuchen, welche die Weiber in Körben, die mit Blumen geziert waren, brachten. Die Priester legten die geopferten Gaben vor den Götzen nieder, und heulten. Wenn dieses Opfer geendigt war, (denn sie machten nicht viel Ceremonien dabey;) so fiengen eben die Weiber, die die Kuchen gebracht hatten, auf ein von den Priestern gegebenes Zeichen an, aus allen Kräften zu tanzen, und sungen Lieder zu Ehren der Zemes; diesen fügten sie noch einige Loblieder ihrer alten Caciken bey. Die Priester zerbrachen hierauf die geopferte Kuchen, theilten die Stücke unter die Häupter der Familien

aus, nicht zum Essen, sondern sie musten ein ganzes Jahr mit der grösten Sorgfalt aufbewahret werden. Der Cacike näherte sich hierauf der tempelartigen Hütte, gieng aber nicht hinein, sondern blieb an der Thüre stehen, und rührte beständig seine Trommel. Vor ihm gieng die ganze Procession vorbey, und jeder gieng mit seinem heulenden Gesang in den Tempel, und stellte sich vor den vornehmsten Zemes. Hier hörte er auf zu singen, und steckte sich einen Stock in den Hals, wodurch er sich zum Brechen reizte. Sollte man glauben, daß man von einer so abscheulich närrischen Gewohnheit einen Grund angeben könnte? Die Caraiben gaben einen davon an, der aber eben so närrisch war, als die Ceremonie selbsten. Sie sagten, sie wollten dadurch anzeigen, daß man bey dem ehrerbietigen Zutritt zu einer Gottheit ein gereinigtes Herz, und solches so zu sagen, auf der Zunge haben müßte. Hier fragten nun die Priester ihre Zemes öffentlich um Rath; allein man hörte niemals eine vernehmliche Antwort des Götzen, sondern man urtheilte von dem Orakel nach dem Betragen des Priesters. Wenn er anfieng zu singen und zu tanzen, so war es ein gutes Zeichen, und man liess seine Freude darüber durch allerhand Bewe-

gun-

gungen merken. Sah er im Gegentheil traurig aus, so überlies man sich den Thränen, und fastete so lange, bis die Gottheit durch gewisse Zeichen zu erkennen gab, daß nunmehr ihr Zorn verschwunden sey. Das ist alles, was wir, nicht so wohl von einer Religion, als vielmehr schwachen Schein derselben haben ausfündig machen können.

Und nun wird man sich gar nicht wundern, warum diese Leute so schwer zur christlichen Religion zu bringen sind; die Macht des Aberglaubens hat sich ihrer sinnlichen Seelen allzustark bemeistert, als daß sie sich zum Wesen der christlichen Lehre erheben könnten. Sie verfolgen zwar diejenige nicht, die sich etwa zu den Christen wenden; aber sie belegen sie doch mit allerhand Scheltworten. Man hat Versuche gemacht, und sie ausser Landes gebracht, aber man hat eben so wenig ausrichten können. Unter andern schickten die Mißionarien im vorigen Jahrhundert, einen jungen Caraiben von guter Familie unter ihnen nach Europa, um ihn nach Europäischen Fuß zu unterrichten, und ihn hernach mit desto bessern Erfolg unter seinen Landsleuten zu brauchen. Er kam nach Paris, man zeigte ihm alles sehenswürdige, und unterrichtete

ihn sowohl in der christlichen Religion, als in den feinern Europäischen Sitten. Man schickte ihn darauf mit ansehnlichen Geschenken zurück. Aber kaum hatte er den Boden seines Vaterlandes betretten, so war er wieder derjenige, der er zuvor war. Er verlachte alles dasjenige, was er gesehen hatte, als ein Gauckelspiel, sagte, die Christen giengen mit lauter Thorheiten um, begab sich wieder unter die Wilden, warf seine Kleider weg, und lies sich wieder rucuiren. Und hierinnen sind alle Wilden einander gleich. Unwissenheit und Aberglaube in der Religion sind ihre Hauptkennzeichen; nur daß sie unter verschiedenen Himmelsstrichen eine verschiedene Gestalt annehmen. Da sich die Caraiben so wenig über die Sinnlichkeit erheben können, so sind ihre Vorstellungen, die sie sich von ihrem Zustande nach dem Tode machen, nach eben dem Schlag geformt. Sie reden zwar von einer Unsterblichkeit der Seele, aber ihre Aeusserungen davon sind so ungewiß und verworren, daß es Mühe kosten würde, sie in einigen Zusammenhang zu bringen. Ihre Meinung von der Menge der Seelen die in einem Menschen wohnen, ingleichen von ihrer Verwandelung in gute oder böse Geister, haben wir bereits angeführt.

Auf-

Ausserdem glauben sie, daß ihre tapferste Leute nach ihrem Tod in jene glückselige Inseln gebracht würden, wo sie alles nach Wunsche haben, und wo die Arrovager, mit denen sie in beständiger Feinschaft leben, ihre Leibeigne seyn würden. Jeder verlegt das Paradies in eine Provinz, die er für die schönste hält, und stellt sich das künftige Leben nur wenig von dem gegenwärtigen verschieden vor, ausser daß sie glauben, daß sie ihre cörperliche Bedürfnisse daselbst besser und leichter haben könnten. Sie glauben, daß sie alsdenn in grossen und breiten Flüssen ohne Müdigkeit schwimmen, und auf dem Lande in allen Wollüsten leben würden. Sie freuen sich insonderheit darauf, daß sie alsdenn ihre Freunde und Verwandte wieder antreffen, und die auserlesensten Weiber haben würden. Einige glauben daß der Aufenthalt der Seelen nach dem Tode in einer grossen Ebene wäre, die mit lauter Mameys, eine Art von Apricosen, bedeckt wäre, wovon die Seelen ihren gewöhnlichen Unterhalt nähmen; hieher begäben sie sich besonders des Nachts, um den nöthigen Vorrath davon einzusammeln, des Tags aber hielten sie sich auf bergichten und schwer zu erreichenden Orten auf. Diese Meinung, die sie von den Nahrungsmitteln

der

der Seele nach dem Tode haben, ist die Ursache, daß sie die Mamey als eine heilige Frucht ansehen, und ob sie gleich von einem vortreflichen Geschmack ist, dennoch nichts davon geniessen, aus Furcht, sie möchten den Verstorbenen die Nahrungsmittel entziehen. Von dieser Glückseligkeit sind die Furchtsamen und Verzagten ganz ausgeschlossen; diese müssen jenseit der Berge in wüsten und unfruchtbaren Ländern ihren Feinden, den Arovagern, als Sclaven dienen, und ein Leben führen, das voller Mühseligkeit und Beschwerden ist. Einige von den Caraiben sind so viehisch, daß sie sich um ihren Zustand nach dem Tode gar nicht bekümmern; wenn man ihnen auch etwas von einem Leben nach dem Tode sagt, so ist es ihnen lächerlich. Wenn aber auch einige ein Leben nach dem Tode annehmen, so ist doch dieser Gedanke so schwach und verworren, daß er nicht den geringsten Eindruck auf ihr Herz macht, und die Bewegungsgründe, die man von dem Zustand der Seele nach dem Tode hernimmt, um sie zur Ausübung der Tugend zu bewegen, verlieren bey ihnen alle Krafft. Ihre ganze Sittenlehre ist also auch weiter nichts, als bloser natürlicher Instinct, ohne eine vernünftige Ueberlegung. Man sieht also, daß ihre gan-

ze Religion keine Verehruug einer nur falsch angenommenen Gottheit aus Hochachtung und Liebe ist, sondern daß sie bloß durch Furcht vor dem bösen Geist angetrieben werden, einige Alfanzereyen und abergläubische Gebräuche zu beobachten, um sich vor Schaden und Unglück zu verwahren.

Dritter Abschnitt.

Bürgerliche Verfassung der Caraiben.

Die Caraiben machen ein Volk aus, ohne daß man sagen kann, daß sie eine eigentliche bürgerliche Verfassung haben. Ihr Zusammenhang gründet sich blos darauf, daß sie von einem Stamm sind, und einerley Sprache reden. Sie stehen unter keinem gemeinschaftlichen Oberhaupt, und werden durch keine gemeinschaftliche Gesetze zusammengehalten. Es giebt zwar sogenannte Oberhäupter unter ihnen, aber an vielen Orten haben sie weder eine gesetzgebende, noch richterliche Gewalt. Jeder Hausvater ist Herr in seinem Hausse. Er entscheidet die Streitigkeiten, die unter seinen Leuten entstehen; er bestraft

straft Beleidigungen nach Gutbefinden. Wenn er seine untreue Ehefrau mit dem Ehebrecher erschießt, und sodann die Hütte über ihren Köpfen zusammenbrennt; so thut er nichts, als wozu er berechtiget zu seyn glaubt. Ueberhaupt schafft sich ein jeder selbst Recht, so gut er kann, und das Recht des Stärkern gilt hier, wie bey allen Wilden. Gedachte Oberhäupter stehen in einem besondern Ansehen, doch haben sie an einem Ort nach der hergebrachten Gewohnheit mehr zu befehlen, als an andern.

Auf einer jeden Antillischen Insel hatten sie ehemals, wie sie noch ganz Herren davon waren, mehrere solcher Hauptleute. Der erste war der Hauptmann des Carbets, oder des Dorfs, den sie schlechtweg Tiubutuli nennten. Wenn sich ein Mann mit seiner Familie an einem Ort niederlies, wo sie sich vermehrten und anbaueten, so war dieser Altvater nicht nur der Regent über seine Familie und deren Absprößlinge, sondern auch über diejenige, die sich zu seiner Familie schlugen, und er wurde deswegen der Hauptmann des Geschlechts, der Häusser, oder des Carbets genennt. Der andere war der Hauptmann der Pirougue, oder des Schiffs, welches er

erbau-

erbauet hatte, und worüber er, wenn ein Krieg entstunde, das Commando führte. Diesen nennten sie Tiubutuli Canova. Wenn mehrere Geschlechter ihre Schiffe gemeinschaftlich zum Krieg mit einander hergaben, so erwählten sie einen Admiral, der die Regierung über sämtliche Schiffe und ihre Befehlshaber hatte, und diesen nennten sie Nhalene. Endlich hatten sie auch einen Oberhauptmann, der über mehrere Carbets und ihre Hauptleute zu gebieten hatte, und diesen nennten sie Ubutu. Dieses ist eben diejenige Person, die man sonst in Indien den Caziken zu nennen pflegt.

Zu der Würde eines Caziken kann man auf verschiedene Art gelangen. Erstlich durch die Erbfolge. Diese war aber nur bey einigen Stämmen der Caraiben, und nicht allgemein eingeführt. Wenn ein Cazike starb, so fiel die Regierung an einen seiner Söhne, den man für den tüchtigsten dazu hielt. Starb er ohne Kinder, so kam die Regierung bey denjenigen Caraiben, wo die Erbfolge eingeführt war, an die Kinder seiner Schwester, vorzüglich vor den Kindern seiner Brüder. Man hat diese Gewohnheit bey mehrern Völkern in America angetroffen.

troffen. Die Ursache, die sie davon angaben, war, weil man bey den Kindern der Brüder nicht so gewiß seyn könnte, daß sie von dem Blut ihres Oheims wären, als bey den Kindern der Schwester. In einigen Provinzen musten deswegen die Weiber der Caziken ihren verstorbenen Männern im Tode Gesellschaft leisten, wenn sie nicht das Ansehen haben wollten, daß sie bey ihren Lebzeiten einige Untreue an ihnen bewiesen hätten. Wenn eine Frau nicht eifersüchtig genug war, den Ruf einer ehrlichen Frau zu behaupten, und von ihrer unverbrüchliche Treue dadurch eine Probe abzulegen, daß sie sich mit ihrem Manne aus Liebe lebendig begraben lies; so konnten sich ihre Kinder schlechterdings keine Hofnung zur Erbfolge ihrer Väter machen; man sahe die Weigerung der Mutter als ein stillschweigendes Bekanntnis ihrer Untreue an, und ihre Kinder wurden als unrechtmäsig erzeugte Kinder angesehen. So hat auch ein wildes Volk alle Mittel hervorgesucht, die Heiligkeit der ehelichen Treue in Sicherheit zu setzen, damit, wenn eine Frau auch nicht aus eignem Bewustseyn der Redlichkeit Treue und Liebe gegen ihren Mann beweisen wollte, sie es doch in Rücksicht auf die Ehr und Wohlfarth ihrer Kinder thun muste.

Der

Der andere Weg, wodurch man zur Würde eines Caciken empor steigen kann, ist die freye Wahl. Da ihr Vorzug nicht im Amte, sondern in der Würde bestehet, die sie sich durch ihre kriegerische Thaten erworben haben, so wird bey der Wahl eines Caciken besonders auf einen Mann gesehen, der hierinnen bereits hinlängliche Proben abgelegt hat. Wenn also einer wahlfähig seyn will, so muß er in der Schlacht gewesen seyn, und eine gewisse Anzahl Feinde erlegt haben, so daß jeder Caraibe in der Provinz, worinnen er Hauptmann werden will, Zeugnis von seinem unerschrockenen Muth und Tapferkeit ablegen kann. Er muß ferner im Schwimmen und Laufen allen seinen Mitwerbern überlegen seyn, und eine solche cörperliche Stärke haben, daß er unter allen seinen Nebenbuhlern die schwerste Last forttragen kann. Ueber alles dieses muß er noch die härtesten Proben der Standhaftigkeit und einer fast übermenschlichen Unempfindlichkeit ausstehen. Drey Tage ohne Essen und Trinken muß er in seiner Hangmatte im Rauch hängen, wobey aus Muthwillen, um seine Probe recht hart zu machen, der entsetzlichste Gestank gemacht wird; er muß sich von grossen Ameisen, die ihm zugeworfen werden, zerstechen lassen, oh-

ne die Mine zu verändern, oder sich zu regen; er muß sich die hefftigsten Peitschenschläge, die tief in die Haut hineinreissen, geben, die Schultern und Brust mit einem Aguty-Zahn aufreissen, ja sich an unterschiedlichen Orten des Leibes tief hinein schneiden lassen, ohne ein Zeichen der Empfindlichkeit oder des Schmerzens von sich zu geben; er muß alle mögliche, oft unnatürliche Arten von Speise und Trank vertragen können; er muß das Herz haben, eine geräucherte Menschenhand oder Fuß, die zu einem solchen Gebrauch immer vorräthig gehalten wird, ohne allen Eckel anzubeissen. Hat er nun alle diese Proben mit einer mehr als stoischen Unempfindlichkeit überstanden; so wird er für einen vorzüglich tapfern Mann, und des Titels und der Ehre eines Caciken würdig geachtet. Es ist wahr, diese Proben sind barbarisch, aber man muß auch bedenken, daß der Befehlshaber eines wilden Volks, ganz anders auf die Probe gestellt seyn will, als bey einem Volk, dessen Sitten durch Gesetze und vernünftige Ueberlegung gebildet sind. Wir finden ähnliche Proben bey mehrern americanischen Wilden. Zum Exempel, in dem festen Land von America, in dem Lande Wiapuco, muß derjenige, der Hauptmann werden will, von einem jeden andern Hauptmann

neun

neun harte Streiche mit einer Spißruthe ohne das Gesicht zu verändern, leiden, sich darauf in ein baumwollenes Bett legen, worunter ein Feuer von grünen Blättern gemacht wird, welches einen so dicken Rauch von sich giebt, daß man darunter ersticken möchte. Andere Wilde machen bey der Wahl ihrer Caziken keine solche Umstände, sondern sehen blos darauf, wie viele Feinde einer gefangen oder getödet hat. Bey den Caraiben, wie bey allen andern Wilden, geben grosse Einsichten und Klugheit, ohne jene kriegerische Eigenschaften, kein Recht zum Anspruch auf diese Ehre. Krieg ist das Feld, worauf diese Oberhäupter ihre Vorzüge beweisen müssen, und auf die Geschicklichkeit hierinnen nach Landesart, wird auch vorzüglich gesehen, wenn einer dazu erwählt werden soll.

Hat nun der Caraibische Candidat diese Proben ausgestanden, so wird er so gleich zu der Würde eines Caziken erhoben. Er wird von allem auf das höchste geehrt; man erscheint nicht anders, als mit der grösten Ehrerbietung vor ihm; niemand darf ihm in die Rede fallen, oder eher reden, als bis er ihn fragt, oder zu reden befiehlt. Sollte jemand seine Zunge nicht im Zaum halten kön-

nen ; so rufen ihm die Umstehenden sogleich zu, daß er schweigen soll. Redet der Cazike, so hören die andern seinen Reden mit der grösten Aufmerksamkeit zu ; sie richten ihre Augen beständig auf ihn, und zum Zeichen, daß sie dasjenige, was er sagt, billigen, lächeln sie, und bedienen sich häufig des Worts Hunchun. An ihren Festen hat er allemal den grösten Antheil. Unter ihm stehen andere Befehlshaber, wovon derjenige, der ihm am nächsten ist, Ubutu Mali arici genennt wird, d. i. derjenige, der den Fußtapfen des Obersten Befehlshabers folgt. Es ist zu verwundern, daß eine Nation, die so wild ist, gleichwohl im Krieg eine so strenge Subordination beobachtet. Da die Spanier das erstemal zu den Caraiben kamen, so waren sie Augenzeugen davon. Wie ihre Schiffe vor der Insel Hayti, welche hernach Hispaniola genennt wurde, erschienen, so kam unter andern auch der Cazike an das Ufer, um die Schiffe und Personen, wovon man ihm so vieles sonderbare erzählt hatte, zu sehen. Er war noch jung, wurde aber von seinem Gefolg zum Zeichen der Unterthänigkeit auf den Schultern getragen. Sobald er ihnen mit einem drohenden Blick zu verstehen gab, daß sie sich fortmachen sollten, so giengen sie weg, doch

blieben einige aus Neugierde, die Europäer in der Nähe zu sehen, ein wenig stehen; sogleich warf er mit Wasser und Steinen nach ihnen, und mit der grösten Ehrerbietung gehorchten sie seinem Befehl. Zu einer andern Zeit sahen sie ihn unter der Begleitung einer starken Leibwache von vier Indianern in einer Sänffte tragen. Die Spanier konnten sich nicht genug wundern, wie ein so junger Mensch mit so vieler Ernsthäftigkeit redete, und von seinen wilden Unterthanen mit so viel Ehrerbietigkeit bedient wurde. Bey einem Besuch, den er auf den Spanischen Schiffen abstattete, trug ein vornehmer Herr seinen Sohn auf den Rücken, und sein Bruder gieng hinter seiner Sänffte zu Fuß, wurde aber von zween Vornehmen unter den Armen geführt. Ob aber auf allen Caraibischen Inseln die Oberhäupter gleiche Ehre geniessen, können wir nicht sagen, vielleicht haben sie auch ein unterschiedenes Ceremoniel, wie ihr Ansehen wirklich verschieden ist.

Die Haupt- und fast einzige Verrichtung, die dem Caziken bey den Caraiben obliegt, ist auf den Krieg eingeschränkt. Er beruft die Vornehmsten der Nation zusammen, wenn ein Krieg angefangen werden soll; er führt

den Vorsitz bey der Versammlung, die darüber zusammengeruffen wird; er bestimmt die Zeit zum Anfang desselben, macht Vorbereitungen dazu, und führt die Armee in eigner Person an. Wir werden in dem folgenden Abschnitt umständlich davon reden. Ausser diesem kommt ihm zu, Sorge zu tragen, wenn das Carbet, oder Versammlungshauß, einige Verbesserung nöthig hat, daß solche veranstaltet werde; er muß die Feste anordnen, und führet bey Unterhandlungen mit andern Stämmen im Namen seiner Provinz das Wort. So lang die Nation in Ruhe und Frieden lebt, so hat er fast gar nichts zu thun, und ist, die äussere Ehrensbezeigungen weggerechnet, nicht viel mehr, als eine Privatperson. Auch in denen Inseln, wo er eine despotische Regierung führt, hört man keine Klagen über den Misbrauch seiner Gewalt, jedermann genießt seine natürliche Freyheit.

In den meisten Wohnsitzen der Caraiben wird die Gerechtigkeit weder von den Caziken, noch andern Rathspersonen gehandhabet, sondern ein jeder, der beleidigt worden ist, sucht sich Genugthuung zu verschaffen, wie es seine Leidenschaft erfordert. Das gemeine Wesen mischt sich im geringsten nicht in die Untersu-

chung

chung und Bestrafung eines Verbrechens, sondern es bleibt jedem Privatmann überlassen. Wenn aber ein Caraibe eine Beleidigung von den andern erduldet, ohne sich zu rächen, so wird er von den andern verachtet, und für einen Niederträchtigen gehalten. Diese Rachsucht, Beleidigungen zu bestrafen, ist so groß, daß sie sich nicht auf eigenes erlittenes Unrecht einschränkt, sondern alle Verwandte stehen gleichsam vor einen Mann. Ein Bruder rächt seinen Bruder und Schwester, ein Mann seine Frau, ein Vater seine Kinder, und die Kinder ihre Eltern, just so, wie wir das Vergeltungsrecht bey allen Völkern, die noch im blosen Stand der Natur leben, finden. Wenn deswegen ein Wilder auf einer Insel einen getödet hat, so ist er der Rache der ganzen Familie ausgesetzt, welche nicht eher ruhet, als bis sie den Mörder wieder entleibt hat. Und so entstehen oftmals Familienkriege, welche viele Jahre hindurch dauern. Um nun der Rache der andern zu entgehen, so entfernt sich meistentheils der Mörder auf eine andere Insel. Man darf aber nicht glauben, daß, weil sich die Obrigkeit nicht um die Bestrafung der Verbrechen bekümmert, die öffentliche Sicherheit darunter Noth litte. Es ist allemal Bewegungsgrund genug, sich vor Mordthaten

zu hüten, wenn man weiß, daß man wieder eines gewaltsamen Todes sterben muß, es geschehe nun, durch die Hand des Henkers, oder eines nahen Anverwandten. Ob aber auf der andern Seite nicht durch die Privat-Bestrafung einer Beleidigung eine neue Beleidigung angethan werde, und ob bey solchen Umständen allemal das genaue Verhältnis zwischen Beleidigung und Genugthuung beobachtet werde, ist eine andere Frage, deren Entscheidung nicht in die Geschichte, sondern in die Grundsätze des Rechts gehört. Obgleich die Caraiben keine Gesetze hatten, so waren sie doch alle, gleichsam wie für einen Mann, auf die öffentliche Sicherheit bedacht. Auser der vorhingemeldeten Rache an einen Mörder wachten sie mit gleicher Sorgfalt für die Bewahrung ihres Eigenthums. Wenn sie auf jemand einen Argwohn hatten, daß er ihnen etwas entwendet habe, so ruhten sie nicht eher als bis sie ihn ertappten. Alsdenn gaben sie ihm mit einem Thierzahn, der bey ihnen die Stelle eines Scheermessers vertrat, einige Schnitte auf die Schultern, uud damit war er vor den Augen der ganzen Nation als ein Dieb gezeichnet. Bey einigen Caraibischen Nationen begnügten sie sich nicht mit einer solchen gelinden Bestrafung des Diebstahls, son-

sondern der Thäter, er mochte von einem Stand seyn, von welchem er wollte, wurde gespiesset, und in dieser Gestalt jedermann zum Anblick ausgestellt. Diese Strenge hatte aber auch diese Wirkung, daß sich nicht leicht jemand auf ein so gefährliches Handwerk legte. Uebrigens haben sie von einer gerichtlichen Untersuchung und öffentlichen Bestrafung gar keine Begriffe; ja sie haben in ihrer Sprache nicht einmal ein Wort, wodurch sie die Gerechtigkeit, oder Gericht, anzeigten. Ohne Gesetze beobachten sie gegen einander die natürliche Billigkeit mit vollem Herzen, wer einen beleidigt, setzt sich der Rache einer ganzen Menge aus; deswegen auch die Zwistigkeiten unter ihnen sehr selten sind. Durch diesen natürlichen Instinct leben sie in dem ungezwungensten Zustand, dennoch sicher.

Vierter Abschnitt.

Von dem Kriegswesen der Caraibeu.

Die Caraiben haben bey ihren Kriegen, wie alle Wilden, nicht die Absicht, Länder zu erobern, oder sich Völker unterwürfig zu machen; sie wollen ihre Feinde nur ihre vor-

zügliche Tapferkeit fühlen lassen, und ihre Rache befriedigen. Ihre Art Krieg zu führen ist von dem Verfahren der Mörder und Strasenräuber, die ihre boshaften Absichten mit List ausführen, wenig unterschieden. Wir wollen sie näher kennen lernen.

Die Verabredung einen Krieg anzufangen, geschieht gemeiniglich bey ihren feyerlichen Festen. Wenn ihnen bey diesen Gelegenheiten die Dünste des Getränks in das Gehirn steigen; so werden dadurch ihre kriegerische Lebensgeister erweckt, und sie denken auf nichts, als einen Gegenstand, an den sie ihre Wuth auslassen könnten. Sie brauchen aber auch nicht lange darnach zu suchen. Wer von einem seiner auswärtigen Feinde entweder vor langer oder kurzer Zeit eine Beleidigung empfangen hat, glaubt sich berechtiget zu seyn, seine Klagen vor die Ohren der Nation zu bringen. Gemeiniglich vertritt eine alte Frau die Stelle des Anklägers. Diese tritt mit betrübten Geberden und trauriger Gestalt in die Versammlung, und bittet mit thränenden Augen um Erlaubnis zu reden. Man giebt ihr diese um so viel leichter, weil dieses sonst wilde Volk vor das Alter eine besondere Hochachtung hat. Sie fängt alsdenn mit einer

kläg-

kläglichen und von Seufzern unterbrochenen Stimme an, und erzählt, was sie seit einiger Zeit von den Arvagern, ihren alten und geschwornen Feinden, oder von andern vor Schaden erlitten hätten; sie gehet darauf auf die besondern Vorfälle, und erzähler die Grausamkeiten, die sie an ihrer Familie verübet hätten, sie macht viele tapfere Leute nahmhaft, die sie erst kürzlich getödet, gefangen und gefressen hätten. Sie ermangelt nicht, noch mehrere Bewegungsgründe anzuführen, wodurch sie die Rache ihrer Landsleute zu entflammen gedenket; sie führet an, daß es den Caraiben eine ewige Schande seyn würde, wenn sie diesen Flecken nicht durch das Blut ihrer Feinde abwaschen, und hierinnen ihren tapfern Vorfahren nachahmen wollten; sie erinnert sie an ihre Väter und ihre eigene Thaten, wovon sie selbst in ihrer Jugend ein Augenzeuge gewesen wäre, wie sie ihre Waffen in das Land ihrer Feinde getragen, solche mit Feuer und Pfeilen bis auf die höchsten Berge getrieben, und sie gezwungen hätten, ihre Sicherheit in den Höhlen und Klüften der Felsen zu suchen, und was andere dergleichen Bewegungsgründe mehr sind. Sie schließt mit einem Wunsch, daß sich die Caraiben entschlie-

sen möchten, nicht eher zu ruhen, als bis sie die ganze Nation der Arrovager vertilget hätten. Man darf nicht glauben, daß solche Aeusserungen für ein Frauenzimmer zu hefftig wären; wir werden noch mehrere Beweise finden, daß der Muth der Caraibischen Weiber nicht geringer ist, als ihrer Männer.

Jedermann ergreift diese Gelegenheit, sich mit den Feinden einzulassen, mit brennender Begierde; aber niemand unterstehet sich, seine Gedanken eher merken zu lassen, als bis der Oberhauptmann seinen Entschluß bekannt gemacht hat, ob sie gleich denselben mit Gewißheit vorher sehen können. Dieser ermangelt niemals seine Einwilligung dazu zu geben, ja er erreget die Versammlung noch mehr. Nunmehr erfolgt ein wildes Freudengeschrey, und alle bezeugen einmüthig, daß sie eine gerechte Sache gegen die Feinde hätten. Und so ist der Krieg in Zeit von einer Stund in Vorschlag gebracht, überlegt und beschlossen. Man darf sich über die Geschwindigkeit dieser Entschliessungen nicht verwundern; sie geschehen fast allemal in der Trunkenheit, und dann sagen sie, sie wären von ihrem Maboya dazu angetrieben worden. Nunmehr giebt ihnen der Hauptmann Befehl, sich zum Krieg

zu

4

4

zu rüsten, und bestimmt die Zeit zum Aufbruch. Den folgenden Tag siehet man auf der ganzen Insel nichts als Zurüstungen zum Krieg; einige putzen ihre Bogen aus, andere bereiten ihre Streitkolben, andere schärfen und vergiften ihre Pfeile, noch andere machen ihre Schiffe zurecht. Die Weiber sind ihrer Seits geschäftig die nöthigen Lebensmittel herbey zu schaffen. Wir müssen von ihren Waffen insbesondere handeln.

Ihre Pfeile machen sie aus einem kleinen glatten Rohr, welches an dem einem Ende mit einem Eisen, oder mit dem Bein aus dem Schwanz eines Rochen, oder sonst einem scharfen und zugespitzten Knochen bewaffnet ist. Damit aber derselbe desto gefährlicher seyn möge, so bestreichen sie ihn mit einem tödtlichen Gift, welches aus dem Mancenille-Saft, oder andern schädlichen Sachen, zubereitet ist, dermassen, daß die geringste Verletzung von diesen Pfeilen eine tödtliche Wunde verursacht. Das Rohr des Pfeils machen sie von Schilfröhren, welche sie abschneiden, wenn sie blühen wollen. Sie sind ohngefähr vierthalb Fuß lang, die Spitze mit darunter begriffen; diese ist den Schafft eingefügt, und mit einem baumwollenen Faden gebunden. Die Spitze

ist manchmal in kleine Scharten zerhackt, welche Stacheln bilden, aber auf solche Art geschnitten sind, daß sie den Pfeil nicht hindern, in den Leib zu fahren, aber nicht herausgezogen werden können, ohne die Wunde gröſser zu machen. Manchmal machen sie die Spitze auch von einem sehr harten Holz, welches sie, um es noch härter zu machen, in heisse Asche stecken, welche die Feuchtigkeit, die noch darinnen ist, heraus ziehet, und die Luftlöcher verstopft. Die Art, wie die Caraiben ihre Pfeile vergifften, ist lange Zeit den Europäern unbekannt geblieben, aber endlich doch bekannt worden. Sie ist sehr ungekünstelt. Sie machen einen Spalt in den vorhin genannten Mancinellenbaum, und stecken die Spitze hinein, die sie so lange darinnen lassen, bis sie die dicke und schleimigte Milch dieses Baums eingesogen hat. Sie lassen sie hierauf trocknen, und wickeln sie in Blätter ein, bis sie sie brauchen. Dieses Gifft ist so durchdringend, daß, wenn man ihm die Krafft benehmen will, man die damit bestrichene Pfeile in glüende Asche stecken, und alle Zacken daran mit einem Stückgen Glas schaben, und alsdenn in das Feuer legen muß. De la Condamine hatte einen solchen vergiffteten

Pfeil bekommen, und nach Verlauf eines Jahres machte er den Versuch, und fand, daß er von seiner Würksamkeit nicht das mindeste verlohren hatte. Man hat nachher in Europa noch mehrere Versuche damit angestellt, und gefunden, daß von einer geringen Portion desselben ein Adler, ein Pferd und ein Bär starb, welchen letztern eine ganze Unze Arsenicum nur ein klein wenig laxirte. Man hat bis jetzo noch kein Gegengifft dagegen ausfündig machen können; denn ob man gleich sagt, daß der Zucker die Würkungen desselben hintertreibe, so hat er doch die Thiere nicht vor dem Tod verwahren können. Einige von den Caraibischen Völkern bereiten diesen Gifft mit mehr Kunst; sie brauchen den Safft von mehr als dreyßigerley Kräutern und Wurzeln dazu. Noch andere vermischen damit das Blut der Aspiden, und die Köpfe gewisser gifftigen Ameisen. Sie unterlassen auch nicht, den Aberglauben mit einzumischen. Sie nehmen zum Exempel eine alte Frau und sperren sie ein, daß sie das Gifft drey Tage lang kochen lassen muß. Wenn ihr die Dünste den Tod, oder wenigstens eine Ohnmacht verursachen, so hat sie das ihrige gethan; schadet es ihr aber nichts, so züchtigen sie sie scharf.

scharf. Dieses Gifft hat eine besondere Würkung, wenn man zuvor, ehe es in den Leib kommt, etwas gegessen oder getrunken hat. Die reinsten Speisen werden dadurch in ein tödtliches Gifft verwandelt. Diese vergiffte= te Pfeile brauchen sie nur gegen ihre Feinde; aber diejenige, die sie zur Jagd brauchen, ha= ben eine Spitze ohne Zacken, und sind niemals vergifftet.

Die Bogen, deren sie sich bedienen, sind ohngefähr sechs Fuß lang. Die beyden Enden sind ganz rund von neun bis zehen Linien im Durchschnitt, mit zween Kerben, die Sehne zu halten. Die Dicke nimmt von beyden Enden gegen die Mitte zu, welche aussen ey= rund, und inwendig platt ist, so daß an dem Ort, welcher den Pfeil hält, ihr Diameter anderthalb Zoll ist. Er ist ordentlicher Wei= se von grünem Holz, oder einer Art Lettre= holz, dessen Farbe braun, und mit einigen Streifen von dunckelroth geflammt ist. Die= ses Holz ist sehr schwer, dicht und steif. Sie bearbeiten es sehr sauber, vornemlich seitdem ihnen ihr Handel mit den Europäern eiserne Werkzeuge, statt der scharfen Kieselsteine, giebt, deren sie sich sonst bedienten. Die Sehne ist längs dem Bogen gezogen, welcher

gera=

gerade und ohne die mindeste Krümmung ist; sie ist ohngefähr zwey oder drey Linien im Durchschnitt. Sie haben eine ausserordentliche Stärke diesen Bogen zu spannen, und schiessen ihre Pfeile mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit.

Nächst diesen führen sie noch einen Streitkolben, den sie Butu nennen, im Krieg. Es ist dieses eine Art von Keule, ohngefähr viertehalbe Fuß lang, flach, zween Zoll dick, in seiner ganzen Länge, ausser an dem Handgriff, ist er zween Zoll breit, und an dem äussersten Ende, vier bis fünf; er ist von einem sehr harten und schweren Holz, welches scharf zugeschnitten ist. Auf die breite Seite graben sie verschiedene Felder, und die Ritzen füllen sie mit allerhand Farben aus. Ein Schlag mit diesem Butu zerbricht einen Arm, oder Bein, spaltet den Kopf entzwey, und die Caraiben bedienen sich dieses Gewehrs mit vieler Stärke und Geschicklichkeit. Oftmals stossen sie auf ihre Feinde, und haben nichts bey sich als ihre Pfeile. Alsdenn schneiden sie solche an den Orten, wo das Schilfrohr in die Spitze eingefaßt ist, zweymal entzwey. Ist nun solche in den Leib gegangen, so bricht der übrige Pfeil gleich ab, und fällt herunter

das Stück aber, welches vergifftet ist, bleibt länger in der Wunde. Es ist schwer solches wieder heraus zu ziehen, und man muß es oftmals an der andern Seite herausbringen, und dennoch befürchten, daß man den rechten Weg verfehle. Von Jugend auf üben sie sich mit ihrem Butu und Pfeilen, und schon die Kinder haben solche Waffen, die ihrer Grösse und Stärke angemessen sind.

Dieses sind die Waffen der Caraiben. Seitdem die Europäer im Lande sind, bekommen sie manchmal auch eine Flinte. Sie haben eine sehr grosse Freude, wenn sie solches Schiesgewehr bekommen; aber sie können sich desselben doch nicht bedienen. So gut auch die Flinte immer seyn mag, so machen sie solche doch gar bald zu nichte; sie überladen sie gemeiniglich, daß sie zerspringt, oder verlieren die Schrauben und andere Theile davon. Wenn sie eine bekommen, so spielen sie damit, wie die Kinder, nehmen sie auseinander, und können sie alsdenn nicht wieder zusammen schrauben. Aus Verdruß werfen sie das Gewehr weg, und denken nicht weiter daran, ob sie es gleich viel gekostet hat. Zu einem blos mittelmäsig allgemeinen Gebrauch

brauch sind die Schiesgewehre noch nicht unter ihnen gekommen.

Weil die Caraiben bey ihren Kriegen meistentheils über See gehen, so müssen wir auch die Fahrzeuge beschreiben, deren sie sich bedienen. Sie haben zwey Arten derselben, die eine nennen sie Pirogue, und die andere Bacassa. Der Vater Labat hat uns von beyden eine genaue Beschreibung gegeben, die er nach dem Augenschein gemacht hat. Die Caraibische Pirogue ist kleiner als die Bacassa. Diejenigen, die Labat gesehen, und nach welchen er seine Beschreibung gemacht hat, waren neun und zwanzig Fuß lang, und in der Mitte fünfthalbe breit. Sie laufen an beyden Enden spitzig zu, und diese sind funfzehen bis zwanzig Zoll höher, als die Mitte. Sie sind durch neun Bretter oder Bänke abgetheilt, welche nur gespalten und gehobelt zu seyn scheinen. Hinter jeder Bank, ohngefähr acht Zoll weit davon, und viel höher, als die Bank, sind Stäbe eines Arms dick, deren Enden in die Seiten der Pirogue gesteckt sind, um ihnen zur Stütze zu dienen, da sie solche stets in gleicher Entfernung halten, um diejenigen zu stützen, die auf den Bänken sitzen sollen. Das obere der Borde war

mit vielen Löchern durchbohrt, und mit Stricken versehen, welche das Geräthe zu halten dienen.

Die Länge der Bacassaen ist ohngefähr zwey und vierzig Fuß, und ihre Breite sieben. Das Vordertheil ist erhaben und spitzig, fast wie an den Piroguen, das Hintertheil aber ist flach, und mit einem halberhabenen Menschenkopf ausgehauen, der ordentlicher weise sehr schlecht gemacht, aber mit weiß, schwarz und roth gemahlt ist. Neben diesen Kopf hängen sie noch allerhand Zierathen. Zum Exempel an derjenigen Bacassa, welche Labat gesehen hat, war noch ein bucanirter Menschenarm angemacht, das ist, der bey einem gelinden Feuer und durch den Rauch gedörret war. Es war der Arm eines Engländers, den sie vor kurzem bey einer Landung auf der Insel Barbados getödet hatten. Die Bänke der Bacassa sind, wie auf der Pirogue, aber ihre Borde haben eine Erhöhung von Brettern, ohngefähr funfzehen Zoll hoch, welches die Grösse des Fahrzeugs sehr vermehrt. Beyde Fahrzeuge der Caraiben sind ohne Steuer. Der Caraibe, welcher steuert, steht oder sitzt hinten, und steuert mit einer Pagalle. Dieses Instrument hat die Gestalt einer Ofen-

schaufel. Sie ist fünf bis sechs Fuß lang, und der Handgriff, welcher rund ist, nimmt drey Vierthel von dieser Grösse ein. Ihre Breite ist ohngefähr acht Zoll, und in der Mitte ist sie anderthalb Zoll dick, von da sie immer abnimmt, bis auf sechs Linien an ihrem Rande. Die Caraiben verschönern sie mit allerhand Zierathen, und am Ende ist die Schaufel, wie ein halber Mond ausgeschnitten. Zu Ende des Handgriffs machen sie ein kleines Querholz, fünf bis sechs Zoll lang, welches der flachen Hand zur Stütze dienen soll. Man bedient sich aber dieser Pagallen nicht so, wie der Ruder; denn auf den Inseln sagt man nicht fahren oder rudern, wenn man sich der Pagallen bedient, sondern schwimmen. Diejenige nun, welche auf diese Art sitzend schwimmen, sehen nach dem Vordertheil des Schiffs; diejenige aber, die am Steuerborde schwimmen, fassen mit der rechten Hand die Handhabe der Pagalle einen Fuß hoch über der Schaufel, und legen die hole linke Hand auf das Ende der Handhabe. In dieser Stellung biegen sie den Leib, indem sie die Pagalle in das Wasser stossen, und ziehen sich nach hinten zu, indem sie sich aufrichten, so daß sie das Fahrzeug mit vieler

Geschwindigkeit fortrücken lassen, da sie das Wasser hinter sich stossen.

Wenn eine Pirogue nur drey Fuß breit seyn sollte; so könnten zwey Leute auf einer Bank sitzen und fahren, welches mit den Rudern nicht angeht, deren Länge mehr Platz zu ihrer Regierung erfordert. Es folgt daraus, daß man mehr Pagallen als Ruder brauchen, und folglich auch geschwinder fortkommen kann. Es ist zwar diese Art viel beschwerlicher, als die andere, weil die Pagalle ohne Ruhepunkt ist, und zum Mittelpunkt der Bewegung nur die Hand hat, welche sie dicht an der Schaufel hält, da sie solche von derjenigen bekommt, welche sie oben am Ende stößt. Allein sie hat auch viele Vortheile, welche den Beschwerlichkeiten leicht die Wage halten werden. Man kann die Anzahl der Ruderer doppelt und dreyfach vermehren; die Geschwindigkeit ist unendlich grösser; diejenigen, welche in dem Fahrzeug sind, empfinden die ungestümme Bewegung und Sprünge nicht, welche die Ruder verursachen; endlich wird man auch nicht durch das Geräusch ihres Reibens auf den Rändern betäubt. Daher haben die so genannten Flibustiers, oder Freybeuter,

dieses

dieses Kunststück den Caraiben abgelernt, und bedienen sich dieser Art zu fahren mit so vieler Geschwindigkeit, daß sie des Nachts in die Häfen, auf die Rheden, und an alle die Orte kommen können, wo sie in aller Stille anländen wollen. Man steckt die Pagallen in das Wasser, und zieht sie wieder zurück, ohne das geringste Geräusch zu machen.

Es wird nun leicht zu begreifen seyn, warum die Caraibische Pagalle, welche steuert, um ein Drittel grösser ist, als diejenige, der man sich zum fahren bedient, wenn man bedenkt, daß das Hintertheil der Piroguen stets erhabener ist, als die Mitte, und daß derjenige, welcher steuert, ein freyes Gesicht über die andern haben muß. Weil er über dieses viel öfter steht, als sitzt, so erfordert auch diese Stellung, nebst der Höhe der Piroguen, eine viel längere Pagalle. Er hält sie an der Seite des Bordes in das Wasser getaucht, und mit derjenigen Seite parallel, die dem Punkt entgegen ist, nach welchem er sie führen will. Er ermüdet auch mehr, als wenn er die Stange eines Steuerruders hielte. Allein, wenn auch seine Arbeit viel beschwerlicher ist, so hat sie auch mehr Würkung, besonders wenn man um eine Spitze herum muß, wo-

hin man durch die Fluthen und den Wind getrieben wird, oder wenn man sich um eines unvermutheten Zufalls willen, in aller Eile herumdrehen muß. Das Steuer giebt dem Schiff nur eine einzige Bewegung, die, ohne den Lauf zu unterbrechen, nicht verdoppelt werden kann; da man im Gegentheil hier so viel zurück ziehen kann, als man will, und sie eben so oft wieder einstossen, und eben dieselbe Bewegung fortsetzen kann, welches sie so stark vermehrt, daß man eine Piroque eben so geschwind um einen Punkt herumdrehen kann, als man ein Pferd um einen Pfahl herum laufen läst.

Diese Piroquen haben gemeiniglich zween Masten und zwey viereckigte Segel. Die Bacassaen aber haben drey Masten, und oftmals steckt man noch einen kleinen Hünenmasten auf. Von der Geschicklichkeit der Caraiben mit diesen Fahrzeugen auf der See macht uns der vorhin gedachte Labat folgende vortheilhafte Beschreibung. Sie waren, sagt er, meistens an einen sehr beschwerlichen Ort angelandet, und die See gieng bey ihrer Abfarth sehr hoch. Sie brachten alle ihr Geräthe in ihr Schiff, und jedes Stück wurde mit denen Stricken

angebunden, die durch die Löcher des Bords gezogen waren. Sie stiessen darauf das Fahrzeug über Felsen und Steine, die sie abhängig gelegt hatten, bis an den Ort, wo die grosse Welle sich endigte. Die Weiber und Kinder giengen darauf an Bord, und setzten sich mitten auf den Boden. Die Mannspersonen stellten sich längst den Seiten von aussen, ein jeder derjenigen Bank gegen über, wo er sitzen sollte, und die Pagallen wurden an die Seite eines jeden Platzes gelegt. In diesem Zustand warteten sie, bis die grösten Wellen kommen würden, sich an dem Lande zu brechen; und als der Steuermann urtheilte, es sey nun Zeit abzufahren, so that er einen Schrey. Sogleich stiesen alle diejenige, die an den Seiten des Fahrzeugs waren, dasselbe mit allen ihren Kräfften in das Wasser, und sprangen hinein, so wie der Ort, woselbst sie die Pagalle führen sollten, in das Wasser kam. Derjenige, welcher steuern sollte, sprang zuletzt hinein, und alle zusammen fiengen mit solcher Stärke an zu schwimmen, daß sie gar bald die starken Wellen überstiegen; ob man gleich, wenn man diese Wasserberge ansah, geglaubt hätte, sie müsten sie weit auf die Küste zurück werfen. Ihr Steuermann stund hinten aufgerichtet. Er wande mit einer

wunderſamen Geſchicklichkeit die gröſten Wellen ab, indem er ſie nicht gerade und von vorne, ſondern von der Seite in die Quer nahm. Es war auch die Piroque in dem Augenblick, da ſie ſich auf die Seite derſelben Welle begab, ganz ſchief geneigt, ſo lange bis ſie die ganze Höhe erreicht hatte, wo ſie ſich wieder aufrichtete und verſchwand, indem ſie ſich auf die andere Seite ſenkte. Sie kam bald wieder heraus, und man ſah ihr Vordertheil ganz in der Luft, wenn ſie anfieng auf eine andere Welle zu ſteigen. Man ſollte ſie für gerade gehalten haben, ſo lange bis ſie den Rücken der zweyten Welle erreicht hatte, und es ſchien, daß ſie nur auf der Mitte ihres Bodens geſtürzet würde, und beyde Ende in der Luft hätte. Darauf ſenkte ſich das Vordertheil hinnunter, und da es eingeſunken zu ſeyn ſchien, ſo lies es das ganze Hintertheil und ein Vierthel von den Boden ſehen. Es iſt zum Erſtaunen mit welcher Geſchicklichkeit die Caraiben über die fürchterlichſten Wellen auf dieſe Art hinüber fahren. Auf dieſe Art fuhren ſie nicht nur von einer Inſel zur andern, ſondern auch an das feſte Land von Süd-America.

Wenn nun die Caraiben einen Zug zur See vorhaben, ſo bringen ſie die nöthigen Geräth-

räthschaften in die Piroquen, und nehmen über dieses in eine jede zwey Weiber mit, die den besondern Auftrag haben, Cassave zu machen. Uebrigens bringen sie ihre Hangmatten und übriges Geräthe an Bord, daher es kommt, daß ihre Piroguen meistentheils sehr voll sind. Fügt es sich, daß ein solches Schiff umschlägt, so schwimmen sie davon, und nehmen, was sie nur retten können, mit sich. Auf den unbewohnten Inseln haben sie Gärten angelegt, wo sie sich mit Früchten versehen. Auch steigen sie an den Inseln ihrer Freunde aus, und versehen sich mit mehrern Lebensmitteln. Hier schlagen sich immer mehrere zu ihnen, und so kommen sie in grosser Anzahl unvermerkt an den Gränzen, wo sie einen Einfall thun wollen, an. Wenn sie an den Ufern hinfahren, und der Abend herbey kommt; so führen sie ihre Schiffe auf den Sand, und in einer halben Stunde haben sie unter den Bäumen ihr Lager zurecht gemacht. Sie stecken Gabeln in die Erde, legen oben eine Querstange darüber, hängen ihre Hangmatte daran; und so ist ihr Nachtlager in kurzer Zeit aufgeschlagen, und des morgens wieder abgebrochen. Ein solches in der Erde aufgeschlagenes Lager nennen sie Ajupa. Einige von den Caraibischen Stämmen sind dabey so sorg-

loß,

loß, daß sie nicht einmal, wie die andern, Manioc und Früchte mit sich nehmen, sondern sie erst da erwarten, wo sie hinkommen. Es thun dieses besonders die Icaquer, die ihren Namen von der Frucht Icaque, davon sie Liebhaber sind, bekommen haben. Sie behelfen sich mit sehr wenig Speise, und leben fast einzig und allein von der eben genannten Frucht. Es ist dieses eine Art von Pflaumen, die auf Buschgewächsen wächst. Sie ist sehr süß und nahrhaft, und die Wilden die in dem Meerbusen von Honduras wohnen, bedienen sich ihrer vorzüglich, als ihrer ordentlichen Speise. Kommen sie an einen Ort, wo dergleichen Früchte reichlich wachsen, so besetzen sie ihn mit Wacht, und versehen sich damit auf die Reise, so viel sie davon nöthig zu haben glauben.

Die Haupt- und geschworne Feinde, gegen welche die Caraiben ihre ganze Kriegsmacht richteten, waren die Aruaker, oder Arvager, die in dem mittäglichen America, in der Prrvinz Guiana, oder Guayana wohnten. Die Ursache dieser tödtlichen Feindschafft lag in jenen Verfolgungen, da die Caraiben von den Americanern des festen Landes ehemals ausgetrieben, und genöthigt

worden

worden sind, ihre Wohnsitze auf den Inseln aufzuschlagen. Dieses Unrechts sind sie noch immer eingedenk, und suchen an den Urenkeln dasjenige zu rächen, was ihre Vorfahren von ihren Vätern erduldet haben. Es vergeht deswegen nicht leicht ein Jahr, daß die Caraiben nicht einen Besuch bey ihnen ablegen sollten, ja oft kommen sie in einem Jahre zweymal, und üben alle Rache aus, die ihnen ihre Grausamkeit eingiebt. An keinen Frieden und Aussöhnung ist zu denken, wie denn überhaupt bey allen Wilden, wenn zwischen zwo Nationen der Krieg einmal ausgebrochen ist, derselbe beständig fortgesetzt wird. Das wunderbarste bey diesem ganzen Handel ist dieses, daß die Arvager niemals der angreifende Theil sind, sondern sie begnügen sich nur damit, sich in ihrem Lande gegen die Caraiben zu vertheidigen.

Ehe die Caraiben durch die Eroberungen der Europäer so sehr zusammen geschmolzen waren, so waren auch diese in ihren Pflanzstädten ein beständiger Gegenstand ihrer Rache. Ausser den Arvagern, die sie nur schlechtweg Etutu, das ist, Feinde nennten, hatten sie ehemals auf kein Volk einen grössern Haß geworfen, als auf die Engländer, die

sie

sie nur insgemein Etuti Rubi, das ist, ungestalte Feinde nennten, weil sie bekleidet waren. Der Ursprung dieser Feindschaft kam daher, weil die Engländer einstens etliche Caraiben in ihr Schiff gelockt, und sie mit List davon geführet hatten. Sie gaben nemlich den Caraiben gute Worte, schmeichelten ihnen mit allerhand kleinen Geschenken, schickten sie zurück zu ihren Landsleuten, welche mehrere mit zurückbrachten. Wie nun ihrer eine grosse Menge auf den Englischen Schiffen waren, so lichteten sie die Anker, und fuhren mit den Caraiben davon, brachten sie in ihre Pflanzstädte und behandelten sie als Sclaven. Hiedurch wurden die Caraiben insgesammt so aufgebracht, daß sie zu verschiedenen Zeiten Einfälle in die Besitzungen der Engländer thaten, und grosse Verwüstungen darinnen anrichteten. Sie führten auch manchen Engländer daraus weg, und sollen noch heut zu Tage Leute unter ihnen angetroffen werden, deren Voreltern sie als Kinder aus den Englischen Colonien weggeführt haben, die aber ihr Volk und Vaterland vergessen haben, unter den Wilden geblieben, und gleichsam naturalisirt worden sind. Daß diejenigen, die von den Caraiben gegenwärtig noch übrig sind, ihren

alten

alten Haß gegen die Spanier noch nicht abgelegt haben, ist um so viel weniger zu verwundern, da sie von diesen zuerst aus dem grösten Theil ihrer Inseln vertrieben und auf das grausamste behandelt worden sind. Man darf nur die Geschichte von den ersten Unternehmungen der Spanier in diesem Welttheile lesen, so findet man Beyspiele von Grausamkeit genug. Doch wurde in der Folge der Zeit eine Vermittelung zwischen beyden getroffen. Es würde zu weitläuftig fallen, alle Kriege, welche die Caraiben mit den Franzosen, Engländern und Spaniern geführt haben, zu erzählen. Durch die Länge der Zeit sind die Caraiben an die Europäische Art Krieg zu führen gewöhnt worden, und haben von ihnen manches angenommen, wovon sie vorher nichts gewust haben. So haben sie z. E. von ihnen gelernt, in geschlossenen Gliedern den Anfall zu erwarten, sich in vortheilhaften Lagern zu verschanzen, Wälle aufzuwerfen, Verhacke in den Wäldern zu machen, und was dergleichen Dinge mehr sind, bis sie endlich gänzlich unterjocht wurden, oder wenigstens so zusammen geschmolzen sind, daß denenjenigen, die noch jetzo auf einigen Inseln wohnen, die Lust vergangen ist, mit den Europäern anzubinden.

Da wir uns in dem gegenwärtigen Werk vorgesetzt

gesetzt haben, die National-Sitten der Wilden, nicht aber was sie von Europäischen Gewohnheiten angenommen haben, zu beschreiben; so werden wir die Caraiben, wie bisher, also auch in Absicht auf den Krieg, so ansehen, wie sie ursprünglich gewesen sind.

Was also die den Caraiben eigene Art Krieg zu führen betrifft, so haben wir schon bemerkt, daß sie sich dadurch von gesitteten Völkern unterscheiden, daß sie ihre Feinde nicht in offenen Feld, auch nicht nach vorhergegangener Kriegserklärung angreifen, sondern listiger Weise überraschen. Es sind zwar etliche streitbare Stämme unter ihnen, die von dieser Gewohnheit abgehen, und ihren Feinden die Zeit und Ursache des Angrifs vorher ankündigen; allein diese sind nicht anders anzusehen, als eine Ausnahme von der Regel. Ordentlicher Weise glauben die Caraiben insgemein, daß ein Krieg, den sie öffentlich anfangen würden, unmöglich einen glücklichen Ausgang nehmen könnte. Wenn sie sich also den Gränzen ihrer Feinde nähern, und von ihnen entdeckt, oder so zu reden nur von einem Hunde angebellet werden; so halten sie dieses vor ein böses Zeichen; sie kehren also sogleich

gleich wieder um, begeben sich in ihre Schiffe, und gehen wieder nach Hauß. Wenn sie aber von den Feinden nicht entdecket werden; so suchen sie sie in ihren Hütten auf, und überfallen sie mit aller Macht. Können sie ihnen nicht beykommen, und merken, daß sich jene auf einen unversehenen Ueberfall bereits vorbereitet, und ihre Carbets mit hölzernen Palisaden eingeschlossen haben; so jagen sie sie mit Gewalt heraus auf das freye Feld. Sie binden nemlich an ihre Pfeile Baumwolle, zünden solche an, und schiessen sie auf ihre Hütten. Da die Dächer derselben nur von Kräutern oder Palmblättern sind, so fangen sie gar leicht Feuer, und die Einwohner werden gezwungen, sich auf das freye Feld zu begeben, wenn sie nicht verbrennen wollen, und dann gehet der rechte Tanz an.

Erstlich schiessen sie alle ihre Pfeile auf sie los, sodann, wenn ihre Köcher geleert sind, so greifen sie zu ihrem Butu, und richten damit eine grausame Niederlage unter ihnen an. Sie springen dabey in dem Treffen immer hin und her, und suchen dadurch ihren Feinden die Zeit zu benehmen, auf sie zu zielen. Nichts ist der Wuth zu vergleichen, mit der sie unter ihren Feinden herum wüthen; sie können durch

nichts zurückgehalten werden; und wollen entweder siegen oder sterben. Und diese Wuth ist nicht allein den Männern eigen, sondern auch die Weiber geben ihren Männern hierinnen nichts nach. Da die Spanier einstens auf der Insel Guadalupe länden wollten, so fanden sie das ganze Ufer voller Weibspersonen, die mit Pfeil und Bogen bewaffnet waren, und den Spaniern durch Drohungen zu verstehen gaben, sich nicht weiter zu nähern. Die Spanier schickten einige Indianer an sie ab, die sie bedeuten sollten, daß sie gar nichts feindseliges im Sinne hätten, sondern nur frisches Wasser einnehmen wollten; allein die Antwort, die diese Amazoninnen gaben, war ein Hagel von Pfeilen, die sie auf die Spanier abschossen. Man brannte hierauf einige Canonen gegen sie ab, und das Ufer wurde gereinigt. Die Spanier stiegen an das Land, und schickten eine Parthey ab, die das Land durchstreifen sollten. Sie kamen zurück und brachten einige gefangene Weiber mit, sagten aber dabey, daß ihnen ihr Zug bald theuer zu stehen gekommen wäre; denn da der einen gefangenen Weibsperson ein Spanier zu nahe kam, ergriff sie ihm beym Leib, und warf ihn mit grosser Gewalt zu Boden, und würde ihn unfehlbar erdrosselt haben, wenn man ihm

nicht

nicht zu Hülfe gekommen wäre. Eine andere Probe von der unüberwindlichen Hartnäckigkeit der Caraiben erfuhren die Spanier zu einer andern Zeit auf einer der Antillischen Inseln. Der Spanische General glaubte, durch das Krachen seiner Canonen die ganze Insel in Schrecken zu setzen; allein er betrog sich in seiner Meinung. So wie er sich dem Strande näherte, erblickte er über vierhundert Caraiben die mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, seine Ankunft mit solcher Keckheit erwarteten, dergleichen er bey den Indianern noch kein Beyspiel gesehen hatte. Wie sich seine Barken näherten, so empfiengen sie die Spanier mit einem Regen von Pfeilen, und anstatt sich durch das Feuer der Canonen abschrecken zu lassen, giengen sie ihm bis an das Wasser entgegen. Obgleich eine grosse Anzahl fiel, so erhohlten sie sich doch bald von ihrer Bestürzung, und fochten zwey ganzer Stunden lang mit einer unaussprechlichen Wuth, und gaben nicht eher nach, bis der größte Theil in Stücke gehauen war. Zu einer andern Zeit schlug eine Caraibische Jungfer verschiedene Spanier todt, ehe sie getödet wurde. Hieraus kan man sich einen Begriff machen, mit welcher Wuth sie alsdenn erst kämpfen müssen, wenn sie mit den Wilden Arvagern

ins Handgemeng kommen, wo ihnen keine Wahl gelassen wird, als zu siegen, oder auf den Schlachtfeld zu sterben, oder als ein Gefangener gefressen zu werden, welches sie weit mehr fürchten, als den Tod mit dem Butu in der Hand.

Wenn sie Feinde niederschlagen, so halten sie sich nicht damit auf, daß sie ihnen gleich andern wilden Völkern, die Köpfe abhauen, oder die Glieder verstümmeln, um sie als Siegeszeichen aufzustecken; sondern sie lassen sie auf dem Schlachtfeld liegen, machen ein Freudengeschrey darüber, und gehen mit Jauchzen und frölicher Stimme gegen das Ufer. Verlieren sie im Gegentheil jemand im Treffen, so wenden sie alle Kräffte an, daß sein Leichnam nicht in die Hände ihrer Feinde komme; denn dieses halten sie sich für eine ewige und unauslöschliche Schande. Sie setzen sich im wüthendesten Grimme der grösten Gefahr aus; sie stellen sich auf einen Haufen zusammen, strecken den Kopf vorwärts, halten den Butu zum Schlag bereit, und so laufen sie gleichsam Sturm, und stossen und werfen alles darnieder, was sich ihnen wiedersetzt, bis sie den Cörper ihres Landsmanns wieder in ihre Gewalt bekommen. Mit gleicher Sorgfalt

samm-

sammeln sie alle ihre Erschlagene auf dem Schlachtfeld, und erheben ein solches jämmerliches Klaggeheul über sie, daß die Lufft davon erschallet; sie vergiessen tausend Thränen über sie, und vermischen sie mit ihrem Blut; alsdenn tragen sie sie in ihre Schiffe, und begleiten sie mit Seufftzen bis an den ersten Ort ihres Landes, wo sie sie nach ihrer Art ordentlich begraben.

Mit den Gefangenen, die sie im Krieg machen, giengen sie vor Zeiten ganz anders um, als heut zu Tage. Sie übten alle Arten der Grausamkeit gegen sie aus, und wenn sie sie genug gemartert hatten, so frassen sie sie. Daher ist es gekommen, daß sie von andern den Ehrentittel, Cannibalen, oder Menschenfresser, bekommen haben. Wir wollen die Art, wie sie ehemals mit ihren Gefangenen umgegangen sind, näher kennen lernen.

Wenn sie einen oder etliche Gefangene machten, so bunden sie sie, und führten sie mit sich zurück in ihre Inseln. Der Gefangene war ein Eigenthum desjenigen, der ihn entweder in der Schlacht, oder auf der Flucht gefangen hatte, und von den übrigen machte niemand den geringsten Anspruch dar-

an. Wenn er ihn nach Hauß brachte, so legte er ihn gebunden, in seinen Hamack, und hieng ihn an den Gipfel seiner Hütte auf. Hier lies er ihn vier bis fünf Tage lang hungern, alsdenn brachte er ihn an dem Tag der allgemeinen Freude über den erhaltenen Sieg, hervor, und schlachtete ihn zur öffentlichen Beschimpfung der feindlichen Nation. Es wurden aber nur blos die gefangenen Mannspersonen solche Schlachtopfer ihrer Wuth; hingegen Weiber und Kinder, die sie mit fortgeschleppt hatten, behielten sie zur Leibeigenschaft. Die Sclavinnen brauchten sie zum Theil als Beyschläferinnen, und zeugten Kinder mit ihnen, die sie so wie ihre rechtmäßige erzogen; nicht so, wie wir im ersten Theil von einigen Wilden gesehen haben, welche auch so gar diejenigen Kinder, die sie mit ihren Sclavinnen erzeugt hatten, wenn sie ein gewisses Alter erreicht hatten, schlachteten und frassen. Sie machten ehemals keinen Unterschied, sondern, wer ihnen von ihren Feinden in die Hände gerieth, wurde gefressen. Sie haben dadurch einen geübten Geschmack bekommen, und fanden das Fleisch der Franzosen am delicatesten, hingegen von den Spaniern sagten sie, daß sie ein härteres Fleisch hätten.

Wie die Caraiben noch in ihren wildesten Zustand waren, (denn sie haben nach und nach in einigen Stücken mildere Sitten angenommen) so übten sie vorher, ehe sie dem unglücklichen Gefangenen den letzten Schlag gaben, noch allerhand Grausamkeiten gegen ihn aus. Wir wollen einige derselben nahmhaft machen. So bald einer lebendig in ihre Hände kam, so wuste er schon das Schicksal, das ihm bevorstunde. Er suchte deswegen eine Ehre darinnen, seinen Tod standhaft entgegen zu gehen, und glaubte, daß dieses nicht so wohl ihm, als seiner Nation zum Ruhm gereichen würde. Man hatte nicht nöthig ihn zu binden, und auf den Schlachtplatz zu schleppen, sondern er gieng ungezwungen mit lächelnden Minen und herzhaften Muth mitten in die Versammlung, von der er wuste, daß sie an seinem Tod ein unbeschreibliches Vergnügen finden würden. Er wartete ihre Vorwürfe nicht ab, sondern kam ihnen gemeiniglich mit trotzigen Reden zuvor. Er sagte z. E. ich weiß wohl euer Vorhaben, warum ihr mich hieher gebracht habt, daß ihr euch an meinem Blute sättigen wollt, und vor Begierde brennt, mein Fleisch zu fressen. Ihr habt aber nicht Ursache euch zu rühmen, daß ihr mich in diesem Zustand se-

het, denn meine Landsleute haben euern Vorfahren vielmehr Marter angethan, als ihr jetzo gegen mich erdenken könnt. Ich selbsten habe mit ihnen eure Leute mehr als einmal henkermäßig gepeinigt, getödtet und gefressen. Meine Landsleute werden gewiß nicht ermangeln, sich an euch und euern Kindern wegen dessen, was ihr an mir thut, zu rächen. Alle Marter und Grausamkeit, die ihr gegen mich ausdenken könnt, ist nicht zu vergleichen mit der Quaal, die meine tapfere Landsleute zur Vergeltung an euch ausüben werden. Wisset, daß ich alle eure Marter, so groß sie auch immer seyn mögen, verlache." Einer, der den Trotz aufs höchste trieb, sagte einstens: „Kommet, eilet, und versammlet euch, mich aufzufressen; denn ihr werdet eure Väter und Grosväter, die meinem Leibe zur Speiß und Nahrung gedient haben, in mir wieder fressen. Dieses Fleisch, und diese Adern, sind die eurige. Versucht es nur, ihr werdet den Geschmack eures Fleisches noch an mir finden."

Jedoch es waren dieses nicht etwa großsprecherische Worte, sondern sie bewiesen es auch in That, daß sie den Tod verachteten. Die Caraiben bekümmerten sich nicht um den

Hohn,

Hohn, den ihnen ihr Gefangener sprach, sie schritten unverzüglich zur That, einer näherte sich ihm, und brannte ihn mit einer brennenden Fackel, ein anderer schnitte ihm auf den Schultern und an dem ganzen Leib tiefe Wunden ein, und streute noch, um die Marter zu vermehren, ein scharfes Pulver, welches sie Pyman nennten, und welches dem Pfeffer gleich kommt, in die Wunden; andere hatten ihr Kurzweil mit dem armen Gefangenen, und zerstachen ihn mit Pfeilen, ein jeder bemühete sich etwas zu seiner Quaal beyzutragen. Alles dieses litte der arme Mensch, und stellte sich, als ob er nicht den geringsten Schmerzen empfände; ja er stieß während dieser Operation die empfindlichsten Scheltworte aus. Endlich, wenn sie ihre Lust genug gebüsset, so gab ihm einer mit der Streitklobe den letzten Streich, und schlug ihn tod.

So bald er niedergesunken war, so nahmen die jungen Leute seinen Leichnam, und wuschen ihn; hierauf zertheilten sie ihn in Stücke, und liessen einen Theil kochen, den andern auf hölzernen Rösten, braten oder bucaniren. Wenn dieses abscheuliche Essen zubereitet war, so wurde es unter die Anwesende ausgetheilt, die es mit der grösten Begierde

verzehrten, und glaubten, daß sie in der Welt kein schmackhafteres Gericht finden würden. Die Weiber leckten sogar die Hölzer ab, auf welche das Fett getropft war. Je einen gröſſern Haß sie gegen ihren Feind hatten, desto besser schmeckte es ihnen.

Damit dieser Haß besonders gegen die Arvager, sich nicht mit der Zeit verlieren möchte, so brauchten sie allerhand Mittel, solchen zu erhalten. Sie sammelten deswegen das Fett, das aus diesem menschlichen Braten heraustropfte, fleißig auf, und theilten es unter die Vornehmsten der Nation aus. Diese hoben es in kleinen Calebassen, oder Flaschen, auf, und goſſen bey ihren Mahlzeiten einige Tropfen davon in die Brühe, um das Andenken der Rache beständig zu erneuern.

So grausam nun auch die Caraiben mit ihren Gefangenen umgiengen, so war doch ihr Verfahren Vergleichungsweise noch gelinde gegen andere Völker, die in ihrer Nachbarschaft wohnten. Einige derselben bestrichen die Leiber ihrer Kinder mit dem Blute dieser armseligen Schlachtopfer, damit sie zum Blutvergieſſen desto geneigter würden; andere zogen ihnen die Haut ab, und hiengen sie zum

Anden-

Andenken ihrer Grausamkeit in ihren Hütten auf, oder trugen sie am Leib; andere dörreten eine Hand oder Fuß, und hängten ihn zur Zierde an den Hals; andere machten aus ihren Hirnschädeln Trinkgeschirre; andere frassen alle Fremden, die sie in die Hände bekamen; andere saugten das noch warme Blut als eine Delicatesse, von dem Verwundeten, oder Todten, in sich; andere frassen das Fleisch ganz roh; andere giengen ordentlich auf die Menschenjagd, und zerrissen und verschlungen alles, was sie fiengen. So weit haben doch die Caraiben ihre Wuth nicht getrieben, sondern sich in ihrer grösten Wildigkeit doch nur an dem Fleisch ihrer gefangenen Feinde begnügt.

Und auch von dieser Art der Wildheit sind sie sehr stark abgewichen. Seitdem die Europäer im Lande sind, haben sie sich in allen Betracht sehr geändert. Ein alter Caraibe that einem Franzosen folgendes ehrliche Bekänntniß: Seitdem euch unsere Leute gesehen haben, sind sie euch fast ganz gleich worden, und können wir uns kaum selbst mehr erkennen, so sehr sind wir von unserm alten Stand verändert. Diese Veränderung zeigt sich auch insonderheit in Absicht auf ihr Betra-

tragen gegen ihre Gefangene. Anfänglich fraſſen ſie alle, von welcher Nation ſie auch ſeyn mochten; hernach ſchränkten ſie ſich blos auf die Arvager ein, von den Europäern aber fraſſen ſie keinen. Auch der Appetit nach dem Fleiſch der Arvager verlor ſich nach und nach, und wenn ſie einen in die Hände bekamen, ſo ſchlugen ſie ihn blos tod, ohne weitere Grauſamkeit an ihm auszuüben. Heut zu Tage ſind ſie auch davon abgegangen, und verkaufen ihre Gefangene blos an die Chriſten. Wenn ſie alſo ehemals den Namen der Cannibalen mit Recht trugen, ſo thut man ihnen doch heut zu Tage Unrecht, wenn man ſie Menſchenfreſſer nennt. Auch ihr Haß gegen die Arvager hat ſich ſehr gemindert, ſeit dem die Holländer auf Surinam ihnen Zaum und Gebiß angelegt haben. Nur gegen einige Nationen im innern des Landes ziehen ſie jährlich etlichemal zu Felde.

Fünfter Abſchnitt.

Häußlicher Zuſtand der Caraiben.

Wir begleiten nunmehr die Caraiben in ihre Wohnungen, und wollen ſie in

denen

denen verschiedenen Verhältnissen ansehen, worinnen sie in Ansehung ihrer häußlichen Umstände stehen. Die eheliche Verbindung ist das erste, worauf wir unsern Augenmerk richten wollen.

In den ältesten Zeiten, da die Caraiben noch in ihrer völligen Wildheit lebten, hatten sie von einer ordentlichen Ehe nicht den geringsten Begriff. Sie liefen zusammen, wie das Vieh, und begatteten sich, wie es ihnen ihr natürlicher Instinct eingab. Nach und nach aber näherten sie sich der Vernunft, und es entstunden unter ihnen Gesetze und Gewohnheiten, die dem unordentlichen Zusammenlaufen beyder Geschlechter ihre gehörige Gränzen setzten. Wenn ein Caraibe den Trieb zur Heyrath empfand, so nahm er seine nächste Verwandtin, und führte sie mit sich ohne viele Umstände in seine Hütte, und so war sie seine Frau. Gefiel ihm eine andere, so hohlte er sie dazu, und vermehrte die Anzahl seiner Weiber, so stark, als es ihm beliebte. Besonders war dieses ein Vorzug ihrer Hauptleute, daß sie eine grosse Anzahl Weiber hatten. Um den Unannehmlichkeiten der Eifersucht, und andern Unordnungen vorzubeugen, die bey einer solchen wil-

den

den Gemüthsart mit der Vielweiberey unzertrennlich verbunden waren, so baueten sie einer jeden ihrer Frauen eine besondere Hütte. Eine unter ihnen hatte gewöhnlicher Weise den Vorzug vor den andern, aber sie hatte ihnen im mindesten nichts zu befehlen. Diese Herrlichkeit aber dauerte nur so lang, als es dem Mann beliebte. Wenn es ihm einfiel, so begab er sich in die Hütte einer andern, und wohnte bey ihr. Die Ehre fiel alsdenn auf diejenige, mit der er sich gegenwärtig hielte, und die vorhergehende hatte alsdenn gleich den übrigen das Nachsehen. Man hat aber niemals bemerkt, daß einige Eifersucht darüber entstanden ist; so unempfindlich und leichtsinnig sind sie. Diejenige nun, die die Ehre hatte, an der Seite ihres Mannes zu seyn, erwies ihm alle Gefälligkeiten. Sie machte ihm seinen Cassabe, sie kämmte ihn, sie bemahlte ihn, und begleitete ihn auf seinen Reisen. Man hat nicht leicht ein Beyspiel, daß wenn ein Mann einmal eine Person unter seine Weiber aufgenommen hat, er sie wieder gänzlich verstossen habe, oder sie ihm aus Untrauen entlaufen sey. Im Gegentheil findet man Beyspiele solcher Zärtlichkeit der Ehegatten, die man gesitteten Völkern zum Muster der Nachfolge getrost empfeh-

len

len kann. Bey dem ersten Einfall der Spanier auf den Caraibischen Inseln, hatten sie ein schönes Frauenzimmer, die mit einem der vornehmsten Herrn auf der Insel verheyrathet war, als eine Gefangene mit sich weggeführt. So bald der Mann Nachricht davon bekam, so gerieth er über den Verlust seiner Geliebten ganz ausser sich. Er eilte ihr nach, ohne an die Gefahr zu denken, der er sich aussetzte. Er kam zu den Spaniern, und bat sie mit weinenden Augen, ihm seine Frau, die er weit höher, als sein Leben und Freyheit schätzte, wieder zu geben. Der Spanische Befehlshaber wurde durch die Zärtlichkeit dieses Indianers so gerührt, daß er ihm seine Frau ohne Lösegeld zurück gab.

Wenn es sich fügte, daß ein Caraibe in seiner Familie keine Person fand, mit der er sich verheyrathen konnte, so war ihm alsdenn erlaubt, sich ausser seiner Verwandschaft eine Frau zu holen; jedoch durfte es nicht ohne Bewilligung ihrer Eltern geschehen. Gemeiniglich boten ihm in solchen Fällen die Eltern selbst ihre Töchter an. So widersinnisch dieses nach unsern Europäischen Sitten scheint, so stimmt es doch mit der Gedenkungsart dieser Wilden vollkommen überein.

Wir

Wir haben in dem vorhergehenden Abschnitt bemerkt, daß der kriegerische Geist der Haupt-zug in dem Character dieser Wilden ausmachte, und dieser hatte auch in die Heyrathen der Caraiben einen starken Einfluß. Wenn die Caraiben von einem Feldzug glücklich zurück gekommen waren, so wurden den Siegern zu Ehren öffentliche Gastmahle angestellt. Hier erzählte der Hauptmann den ganzen Verlauf der Sache, und legte besonders denjenigen, die sich am tapfersten gehalten hatten, die verdienten Lobsprüche bey. Er beschrieb besonders die herzhaften Thaten der jungen Leute, theils um ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, theils auch sie in Zukunft zu noch herzhaftern Thaten zu ermuntern. Hier hörte jederman mit der grösten Aufmerksamkeit die Erzählungen an, und jauchzte den jungen tapfern Kriegern Lob zu. Die Väter, welche mannbare Töchter hatten, nahmen hiebey Gelegenheit, den jungen Kriegern Zeichen ihrer Hochachtung dadurch zu geben, daß sie ihnen ihre Töchter zu Weibern anboten. Je mehrere Feinde jemand getödet hatte, desto mehr Nachstellungen hatte er jetzo vom Frauenzimmer auszustehen, und oft wurde ihm von Gernschwiegervätern hefftiger zugesetzt, als von Feinden. Der arme Schelm

aber,

aber, der im Treffen feig und verzagt war, muste hier seine Schuld büsen. Niemand verlangte denjenigen zum Mann oder Schwiegersohn zu haben, an dem nicht das Blut der Feinde rauchte. Die caraibischen Schönen wurden, wie bey vielen andern Völkern, also auch hier, als ein Preiß der Tapferkeit der Männer angesehen. Bey einigen americanischen Völkerschaften durfte so gar ein junger Mensch nicht eher an das Heyrathen denken, als bis er einen oder etliche Feinde getödet hatte. Die sanftere Venus lies sich auch bey den Caraiben gar zu gern mit dem drohenden Mars fangen. Ohnerachtet sonsten bey den Wilden das weibliche Geschlecht in keinem allzugrossen Werth war; so wurde doch derjenige Vater, den die Natur mit Töchtern reichlich begabt hatte, für glücklich gehalten, weil er im Stande war, die Tapferkeit der jungen Krieger zu belohnen. Da die Caraiben überhaupt keine Freunde vom Ceremoniel waren; so machten sie auch hier nicht viele Umstände. Der Vater näherte sich dem jungen Krieger mit den Worten: ich gebe dir meine Tochter, und hiemit war der Heyraths-Contract geschlossen, wenn auch gleich die Mutter nicht dabey war. Doch ein Umstand war dabey, der etwas bedenklich

war. Der junge Mensch durfte die ihm angebotene Frau nicht ausschlagen, sie mochte schön oder häßlich seyn. Das war eine garstige Mode, die nicht verdient nachgeahmt zu werden.

Es brauchte aber ein solcher tapferer Krieger nicht eben ein Junggesell zu seyn, um eine Frau zur Belohnung seiner Tapferkeit zu bekommen: er konnte schon eine und mehrere Weiber haben, und dennoch eine oben drein bekommen; und so oft er mit gleichem Lobe der Tapferkeit aus einem Feldzug zurück kam, so konnte er die Ehre haben, eine neue Frau zu bekommen. Die Liebe hatte also an ihren Heyrathen nicht den geringsten Antheil. Bekam einer eine Weibsperson im Krieg gefangen, und sie gefiel ihm, so konnte er sie ohne alle Umstände zur Frau nehmen, allein die Kinder, die er mit ihr zeugte, waren Sclaven.

Die Ehe, die einmal gestifftet war, wurde unter den Caraiben mit der grösten Treue rein und unverletzt erhalten. Von ledigen Mannspersonen hatten die Weiber nicht das geringste zu befürchten, denn diese hatten weder mit verheyratheten noch unverheyratheten Weibspersonen einen Umgang.

Ein

Ein verheyratheter Mann konnte zwar mit jeder fremden Weibsperson reden; aber mit den Freundinnen und Verwandtinnen seiner Frau war ihm aller Umgang untersagt. Obgleich die Weiber ihre abgesonderte Wohnung hatten; so entfernte sich doch ihr Mann nicht allzuweit von ihnen, sondern hielt sie in einer genauen Obhut. Wenn seine Frau die eheliche Treue brach, so stieg die Eifersucht des Mannes bis zur ausschweifenden Wuth. Die Caraiben übersehen ihren Weibern nicht den geringsten Fehltritt, sondern sie sind äusserst eifersüchtig über die Ehre des Ehebettes. Der Ehebruch war ehemals, ehe Europäer zu ihnen kamen, äusserst selten, deswegen sie auch keine Strafe darauf gesetzt hatten; in den neuern Zeiten aber sind sie hierinnen durch die Verfeinerung von den Europäern, merklich verdorben worden; nicht in so fern, daß sie aus diesem Laster eine Galanterie machten, sondern weil es überhaupt unter ihnen einzureissen anfieng. Demohngeachtet strafen sie, so oft es sich ereignet, ohne Nachsicht auf frischer That. Wenn ein Mann seine Frau im Ehebruch ertappt, oder durch gewisse Nachricht von der Untreue derselben überzeugt ist; so verschafft er sich selbsten Recht, und schlägt seine ehebrecherische Frau auf der Stelle entweder mit dem Streitkolben todt,

oder er schneidet ihr den Bauch auf. Wenn die That geschehen ist, so geht er zum Schwiegervater, und sagt ihm mit kaltem Blut: ich habe deine Tochter umgebracht, weil sie mir untreu war. Der Schwiegervater findet dieses Verfahren so gerecht, daß er, anstatt sich darüber zu erzürnen, ihn vielmehr lobt, und bezeugt, daß er recht gethan habe. Hat er noch unverheyrathete Töchter, so bietet er ihm eine davon an, und verspricht ihm solche bey der ersten Gelegenheit zu geben.

Das erste Geschenk, das die gütige Natur verheyratheten Personen nach ihrer Hochzeit macht, sind die lieben Kinder, und unsere Caraiben haben ein so starkes Verlangen darnach, daß sie um eben dieser Ursache willen mehrere Weiber nehmen, um Väter zahlreicher Familien zu werden. Die Caraibischen Weiber sind meistentheils von einer solchen starken und guten Natur, daß sie ihre Kinder ohne viele Schwierigkeiten bekommen. Zeigen sich einige bedenkliche Umstände bey der Niederkunft, so nehmen sie ihre Zuflucht zu der Wurzel eines gewissen Rohrgewächses, waraus sie den Safft pressen, und ihn trinken; hierauf spüren sie sogleich einige Linderung. So bald die Mutter entbunden ist, so badet sie sich mit ihrem neugebohrnen Kind in dem

nächsten Fluß, und gehet sodann wieder an ihre gewöhnliche Arbeit; der Mann aber legt sich in das Bett, welches bey andern Wilden auch Mode ist. Man weiß nicht, was man dieser widersinnischen Gewohnheit für einen Namen geben soll. Wollust kann es wohl nicht seyn; denn der Mann muß während dieser Zeit, welche gemeiniglich zehen bis zwölf Tage dauert, sich wider den sinnlichen Trieb der Wilden im Essen und Trinken sehr mäßig halten: man giebt ihm nichts als etwas weniges Cassabe und Wasser, worinnen etwas von diesem Wurzelbrod gesotten ist. Es muß also wohl eine andere Ursache zum Grund liegen. Sie stehen nemlich in den Gedanken, wenn während der Zeit, daß eine Frau ihr Kind an der Brust habe, der Mann köstliche Speisen genösse, so würde dieses dem Kinde schaden. Viele Väter enthalten sich deswegen oft ein ganzes Jahr alles Fleisches, um nur dem armen Kinde an seinem Wachsthum nicht hinderlich zu fallen. Zeugt ein Mann mehrere Kinder, so beobachtet er bey den folgenden kein so strenges Fasten mehr, sondern legt sich nur etwa vier bis fünf Tage in das Bett. Darinnen unterscheiden sich die Caraiben von andern Wilden, daß sie im Bette liegen und ihren Leib casteyen, die andern aber ihrem Fleische während dieser Zeit

wohlthun. Der arme Caraibische Vater muß sich aber auffer diesem noch eine andere Härte gefallen lassen. Zu Ende dieses Fastens schneidet man ihm mit einem Agutyzahn tiefe Wunden in die Schultern, und er muß dieses leiden, ohne die geringste Empfindlichkeit eines Schmerzens dabey merken zu lassen. Sie bilden sich ein, je grösser die Standhaftigkeit des Vaters bey dieser Versuchung wäre, desto grösser würde die Tapferkeit des Sohnes seyn. Allein, er versprützet sein edles Blut nicht umsonst; sie hüten sich sorgfältig, daß kein Tropfe davon auf die Erde falle, sondern sie fassen es auf, und bestreichen dem neugebohrnen Kinde das Gesicht damit, und glauben fest, daß auf diese Art die Tapferkeit des Vaters auf den Sohn fortgepflanzet werde. Eben dieses thun sie auch bey der Geburt einer Tochter, die sie gleichfalls dadurch der elterlichen Herzhaftigkeit theilhaftig machen wollen.

So bald die Kinder auf die Welt gekommen sind; so drücken ihnen die Mütter die Stirne zurück. Sie halten dieses nicht nur für eine Schönheit, sondern glauben auch, daß ihnen eine solche Gesichtsbildung bey zunehmenden Jahren zum Abschiessen der Pfeile vortheilhaft sey. Ihre Kinder wickeln sie nie-

niemals in Windeln, sondern sie lassen sie in ihren Hamacks, die in ihren Hütten aufgehängt sind, oder auf ausgebreiteten Bananeblättern, herum kriechen. Und gleichwohl trifft man wenig Krüppel unter ihnen an, sondern die meisten haben ihre gesunde und wohlgestaltete Glieder. Sie überlassen der Natur alles, und die Kunst thut wenig oder gar nichts. Sollte nicht Rousseau bey ser Erziehungs-Methode etwas von den Wilden angenommen haben; wenigstens, was den gegenwärtigen Punct anbelangt, sind seine Vorschläge vollkommen Caraibisch. Die ganze Sorge dieser Wilden geht in den zarten Jahren der Kindheit blos darauf, ihre Kinder wohl zu nähren. Die Mütter säugen ihre Kinder selbsten, und bey ihrer gesunden Natur und freyen Lebensart haben sie einen solchen Ueberfluß von Milch, daß sie nicht nur ihre eigne Kinder reichlich damit versehen, sondern auch den Kindern ihrer Nachbarinnen davon mittheilen können, wenn diese mit ihren Männern in Krieg gezogen sind. Wenn die zarten Kinder ein wenig zu Kräfften gekommen sind, so lassen sie es nicht bey der Muttermilch bewenden, sondern sie käuen Potatoes, Bananen und andere Früchte, und geben sie ihnen zu essen. Diese Erziehungsart geht so glücklick bey ihnen von stat-

ten, daß die Kinder im sechsten Monath schon herum laufen.

Bey der Geburt eines Kindes stellen sie nicht, wie andere Wilde zu thun pflegen, feyerliche Gastmahle an, ohne allein bey dem Erstgebohrnen. Sie beobachten hiezu nicht eine durch die Gewohnheit besonderes bestimmte Zeit, sondern sie folgen ihrem eignen Belieben. Wenn sie nun ihre Freunde zusammen rufen, um sich mit ihnen über die Geburt ihres ersten Kindes zu erfreuen; so sparen sie nichts, was zur Bewirthung und Freude der Gäste etwas beytragen kann. Ohngefähr vierzehen Tage nach der Geburt wird eine andere Feyerlichkeit angestellt; diese betrifft die Beylegung eines Namens. Alsdenn wird ein Mann und Frau aus der Verwandtschaft oder Nachbarschaft herbey gerufen, welche gleichsam die Stelle der Pathen vertretten. Diese durchstechen dem Kind die Ohren, die untere Leffze, und den mittlern Knorpel zwischen den Nasenlöchern, und ziehen einen Faden dadurch, damit sie in der Folge der Zeit allerhand Gehänge daran hängen können. Ist das Kind noch zu schwach, diese Operation auszustehen; so verschieben sie diese Ceremonie so lange, bis das Kind mehrere Kräffte bekommt. Die Namen, die sie ihren

Kin-

Kindern beylegen, werden entweder von ihren Vorfahren, oder von gewissen Bäumen, die auf ihrer Insel wachsen, oder von einer Begebenheit, die dem Vater oder der Mutter während der Schwangerschaft zugestossen sind, hergenommen. So geschahe es einstens auf der Insel St. Christoph, daß, da eine Frau gerade zu der Zeit niederkam, als kurz vorher eine Französische Flotte daselbst geländet, und sie bey dieser Gelegenheit den Französischen General gesehen hatte, sie davon Gelegenheit nahm, ihr Kind, General zu nennen. Diesen Namen aber, den die Caraibischen Knaben kurz nach ihrer Geburt bekommen, behalten sie nicht ihre ganze Lebenszeit hindurch; sondern wenn sie die Jahre erreicht haben, da sie unter die Zahl der Krieger aufgenommen werden, so verändern sie ihn. Aber auch diesen neuen Namen behalten sie nicht immer, sondern wenn es ihnen glückt, daß sie einen Anführer ihrer Feinde im Treffen tödten, so nehmen sie zum beständigen Andenken dieser Begebenheit seinen Namen an. Ueberhaupt wird man nicht leicht ein Volk finden, welches in dieser Sache so leichtsinnig und veränderlich ist, als die Caraiben. Ausser den vorhin angeführten Gelegenheiten ihre Namen zu verändern, thun sie es oft aus blosen Muthwillen. Wenn sie siegreich aus

einem Feldzug zurück kommen, und im frölichen Muth bey einander sind, so ist es gar nichts ungewöhnliches, daß einer zum andern sagt: gieb mir einen Namen. Dieser ist auch sogleich willfährig dazu, und schenkt ihm einen nichtsbedeutenden Namen, davon aber bekommt er entweder ein Messer, oder Glas-Perlen, oder sonst etwas, worauf sie einen grossen Werth setzen, zum Gegengeschenk.

Wenn der Caraibische Bube zwey Jahr alt ist, so werden ihm die Haare abgeschnitten, und bey dieser Gelegenheit kommt die ganze Freundschaft zusammen; man ißt, man trinkt, tanzt, und stellt alle Arten von Lustbarkeiten an. Einige Eltern verschieben auch die Ceremonie von der Durchbohrung der Lefzen und Ohren, bis auf diese Zeit. Von dieser Zeit an essen die Söhne mit dem Vater, und die Töchter mit der Mutter, denn bis auf diese Zeit liegt den Müttern allein das Geschäffte der Erziehung ob; von nun an aber treiben sie es gemeinschaftlich.

Wenn wir bisher in der Caraibischen Kinderzucht manches gesehen haben, welches, wo nicht gut, doch wenigstens erträglich ist; so werden wir nunmehr, da wir sie auf der moralischen Seite ansehen wollen, leichtlich einsehen,

sehen, daß nichts so widersprechend seyn kann, als diese. Da die Erziehung in den Character eines Volks einen sehr grossen Einfluß hat; so ist es nicht schwer die Grundlage der moralischen Eigenschaften in ihrer Kinderzucht zu finden. Sie haben gern viele Kinder, und die Zärtlichkeit darinnen geht so weit, daß sie ihnen nie einigen Zwang anthun. Schläge und andere Strafen des Ungehorsams haben bey ihrer Kinderzucht gar nicht statt. Der Caraibische Junge muß ganz frey aufwachsen. Er lernt also nie gehorsam seyn; sein Wille ist zugleich seine Regel. Ist es nicht eine natürliche Folge davon, wenn der erwachsene Caraibe eine unbändige Freyheitsliebe hat, oder vielmehr, wenn er ganz und gar unfähig ist, sich zu einer vernünftigen Unterwerfung zu bequemen? Kein sichereres Mittel könnte erdacht werden, diese Absicht zu erreichen, als eine solche Kinderzucht. Der Vater hat zwar das Recht seinem Sohn zu befehlen; aber, wenn dieser nicht für gut findet, zu gehorchen, so bedient sich der Vater keiner Zwangsmittel, seine väterliche Gewalt geltend zu machen. Ist der Sohn im Stand seinen Unterhalt selbst zu erwerben; kann er jagen und fischen; so hört aller Schein einer väterlichen Gewalt völlig auf. Der Sohn ist jetzt sein eigner

Herr,

Herr, und erwählt sich nach Gutbefinden eine Gattin, ohne seinen Vater darüber zu befragen. Ob sie nun gleich nicht angehalten werden, ihren Willen den Befehlen ihrer Eltern zu unterwerfen, noch auch durch gewisse Geberden des Leibes ihren Eltern die schuldige Ehrerbietung zu erweisen; so kann man doch nicht sagen, daß sie gar keine Liebe zu ihnen hätten, sondern man bemerkt vielmehr bey zunehmenden Jahren eine recht zärtliche Liebe gegen ihre Eltern. Man siehet dieses besonders alsdenn, wenn ihre Eltern von jemand beleidiget werden. Alsdenn wacht ihre ganze Rache auf, und sie ruhen nicht eher, als bis sie ihren Eltern Genugthuung verschafft haben. Die Franzosen erfuhren dieses einstens zu ihrem grossen Schaden. Sie schnitten die Seile eines Hamacks ab, worinnen ein alter Caraibe schlief, so daß dieser herunter fiel, und im Fallen einen Arm verrenkte. Der Schwiegersohn und die Söhne des Alten nahmen sich sogleich der Sache an; machten einen Complot, überfielen die Franzosen in ihren Besitzungen, und rächten sich über die Beleidigungen ihres Vaters. Wenn der Vater alt und unvermögend wird, so nimmt ihn der Sohn wieder zu sich in sein Hauß, und überträgt ihm die Regierung über die Familie. Von ihm wird nicht anders,

als

als von dem Herrn gesprochen, man redet ihn auch nicht auf die gemeine Art an, sondern man beweist ihm in Worten eine Ehrerbietung, von der man in jüngern Jahren nichts weiß.

Bey solchen Umständen, und da die Kenntnisse eines Caraiben ausserordentlich eingeschränkt sind; so ist auch der Unterricht, den ein junger Caraibe von seinem Vater bekommt, sehr schlecht. Die vornehmste, ja fast einzige Sorge, die ein Caraibe in der Erziehung seiner Kinder beweist, ist diese, daß er sie unterweiset, auf eine geschickte Art mit den Bogen und Pfeilen umzugehen. Wenn die Kinder kaum gehen können, so müssen sie sich ihr Essen schon auf eine gewisse kriegerische Art selbst verdienen. Der Vater legt seinem Sohn das Morgenbrod, das er ihm bestimmt hat, auf einen Ast eines Baums; er giebt ihm hierauf Bogen und Pfeile, womit er so lange darnach schiessen muß, bis er es herabschiesset. Wenn sie es nicht treffen, so haben die Eltern keine Barmherzigkeit gegen sie, sondern sie bleiben auf ihren Vorsatz unveränderlich, ihnen nichts anders zu essen zu geben, als bis sie es herabgebracht haben. Haben sie nun hierinnen einige Fertigkeit erlangt, und stärkere Kräffte bekommen; so wird ihnen

nen auch das Essen höher hinauf gehängt, und so fahren sie stufenweis fort, bis sie es zur höchsten Fertigkeit im Pfeilschiessen gebracht haben. Zuweilen hauen sie einen Banane-Baum ab, und stecken denselben in die Erde, damit ihre Kinder darnach als einer Scheibe schiessen lernen.

Sobald die Caraibischen Jungen zu einiger Stärke gekommen sind; so werden sie zu allen kriegerischen Verrichtungen angehalten. Ehe sie aber unter die Zahl derjenigen aufgenommen werden, die in Krieg ziehen und einem Feldzug beywohnen dürfen; so müssen sie vorher erst eine Probe aushalten, und sodann werden sie zu würklichen Soldaten erklärt. Hiemit geht es folgender Gestalt zu. Wenn ein Sohn das siebenzehende oder achtzehende Jahr erreicht hat, so werden alle Freunde und Verwandte zusammen gerufen. In ihrer Gegenwart läst der Vater seinen Sohn auf einen kleinen Stuhl in der Mitte des Carbets niedersetzen, und erklärt ihm mit wenig Worten die Pflichten eines tapfern Caraibischen Soldaten. Hierauf muß ihm der Sohn öffentlich versprechen, solche genau zu erfüllen, und niemals etwas zu thun, welches der Ehre seiner Vorfahren nachtheilig wäre; er muß ihm zugleich feyerlich angelo-

ben, den Krieg gegen die Erbfeinde der Caraiben mit Nachdruck fortzusetzen. Er läst darauf einen Maas.feny (es ist dieses eine kleine Art von Adlern) der lange Zeit zu diesem Gebrauch aufbehalten worden, herbeybringen, diesen ergreift er bey den Füssen, und schlägt ihn seinem Sohne so lang um den Kopf, bis der Vogel gestorben und ihm der Kopf ganz zerschmettert ist. Der angehende Soldat wird dadurch im ganzen Gesicht zerkratzt. Aber damit ist die Prüfung noch nicht vollendet. Der Vater nimmt einen Zahn von einem Aguty, und zerritzt ihm den ganzen Leib damit. Alsdenn nimmt er Pyman (es ist dieses eine Art von Pfeffer) und weicht ihn in Wasser ein. In dieses Wasser tunkt er den zerschmetterten Vogel, und reibt damit die Wunden seines Sohnes mit dem grösten Ungestümm. Ohnerachtet dieses dem armen Menschen unsägliche Schmerzen verursacht; so muß er es doch mit standhaften Muth aushalten, und sich im geringsten nicht merken lassen, daß er einige Schmerzen empfinde. Man reißt hierauf den Leib dieses Vogels auf, nimmt das Herz heraus, und giebt es dem jungen Caraiben zu essen. Zum Beschluß dieser Prüfung leget man ihn in einen Hamack, oder hängendes Bett, darinnen er der Länge nach ausgestreckt liegen

muß,

muß, bis seine Kräffte durch Fasten gänzlich erschöpft sind. Hat er nun alle diese Prüfungen mit Standhaftigkeit überstanden, so wird er für einen rechtmäßigen Soldaten erkennt, er darf bey allen Versammlungen in dem Carbet erscheinen, und bey sich ereignenden Krieg mit zu Felde ziehen. So theuer muß ein Caraibe die Ehre, ein Soldat zu seyn, erkaufen: und dennoch fehlt es niemals an solchen Personen, die sich diesem Stande widmen. Wie gering würde bey uns die Anzahl der Recruten seyn, wenn sie solche Proben aushalten müsten.

Doch, es werden nicht alle Caraibischen Söhne zu Kriegsdiensten erzogen, ob dieses gleich die gemeinste Lebensart ist: sondern zuweilen machen ihre Väter auch Boye oder Wahrsager aus ihnen. Zu dem Ende schicken sie sie, wenn sie einige Jahre erreicht haben, zu einem, der in dieser Kunst den grösten Ruhm hat. Von diesem lernt er die Krafft einiger heilenden Kräuter und Wurzeln kennen, ingleichen die Kunst die Geister zu beschwören, und Wahrsagungen zu erklären. Wer in dieser Wissenschaft des Betrugs unterrichtet werden soll, muß von Jugend auf dazu gelobt worden seyn, deswegen muß er sich gewisser

wisser Speisen, von denen sie glauben, daß sie derselben nachtheilig sind, gänzlich enthalten, und auch sonsten oftmalige Fasten halten. Auch der Antritt der Lehrzeit in dieser Lebensart geschieht nicht ohne Prüfung. Man zerschneidet seinen Leib mit einem Aguty-Zahn eben so, wie einem angehenden Krieger: aber dafür erlangt er auch hernach desto grössere Ehre.

Nächst diesem geben die Caraiben ihren Kindern auch einige Anweisung in mechanischen Verrichtungen. Sie lehren ihre Söhne Bogen, Pfeile und Streitkolben verfertigen, Schiffe nach ihrer Art bauen, baumwollene Betten, oder Hamacken, verfertigen; die Töchter aber Cassare backen, und Getränke zubereiten. Kurz, der kleine Inbegriff ihrer Bedürfnisse macht auch ihre Kinderzucht sehr einfach. An die Cultur des Geistes ist gar nicht zu denken, denn die Eltern wissen selbst nicht, daß sie eine vernünftige Seele haben, die einer mannichfaltigen Erkänntnis fähig sey. Und so viel haben wir von ihrer Kinderzucht zu sagen.

Unter den übrigen häußlichen Umständen der Caraiben wollen wir nunmehr von ihren

Nahrungsmitteln reden. Diese sind sehr einfach, und verrathen den rohen Zustand, worinnen sie leben, nur gar zu deutlich. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in einer Art von Brod, oder Kuchen, das sie von der Wurzel, woraus sie solches verfertigen, Cassabi oder Cassave, nennen. Der Stamm dieser Pflanze, die nach dem Linneus Jatropha Manihot heisset, wächst über Manns hoch, ist gerade und von weißlicher Farbe. Von unten bis oben wachsen aus demselben rings herum einzelne Blätter an langen Stielen, welche nach und nach abfallen, so daß nur die obersten nahe am Wipfel bleiben. An den Stellen, wo sie gesessen haben, hinterlassen sie Knoten, womit er von unten hinauf artig gezieret ist. Seine knollichte Wurzel ist es, woraus eigentlich das Cassabi, oder westindische Brod gebacken wird. Sie ist braun, und wie grosse Rettiche, oder Pastinacken gestaltet. Dergleichen sind an einem Stamme sechs bis zehen, davon die längsten einen Fuß und länger, und nach Proportion dick sind. Unter der Rinde sind sie ganz weiß, enthalten auch einen Safft, wie Milch. Anfänglich schabet man die kleine harte Haut, womit sie bedecket ist, ab, und das übrige raspelt man mit einer Feile, oder Reibeisen. Ehe ihnen

die

die Europäer eisernes Geschirre zugebracht haben, so bedienten sie sich rauer Steine, die man am Ufer fand, und die unsern Bimsstein fast gleich waren. Die abgeriebene Masse wird hierauf in einen Sack ausgepreßt, daß sie allen Safft verliert. Wenn nun aller Safft aus dem Manioc herausgezogen ist, so trocknet man das übrige, und treibt es durch ein reines haarenes Sieb, daß es das Ansehen von reinem weissen Mehl bekommt. Dieses Mehl legt man alsdenn ohne Zumischung einiger Feuchtigkeit auf eine Platte, unter welcher Feuer angemacht ist, und backt daraus grosse dünne Kuchen. Wenn sie auf einer Seite gebacken sind, so wendet man sie auf die andere, und wenn sie ganz ausgebacken sind, so legt man sie in die Sonne, damit sie desto härter werden, und sich länger halten. Frisch schmecken sie sehr gut, sonderlich mit Butter; wenn sie aber mit der Zeit hart werden, so besprengt man sie mit Wasser, wodurch sie leicht erweicht werden. Die Caraiben halten dieses Brod so hoch, daß sie es bey weiten nicht gegen das unsrige vertauschen; die Europäer im Gegentheil beklagen sich darüber, daß es ungesund sey, den Magen verderbe, die Farbe verändere, und die Spannadern schwäche: allein Gewohnheit und ein längerer

rer Gebrauch hebt alle diese Unbequemlichkeiten.

Ausserdem bereiten sie auch aus Maiz, Mays, Magis, welches in Deutschland unter dem Namen des türkischen, oder welschen Korns bekannt ist, noch eine andere Art von Brod. Es wird von den Indianern entweder roh gegessen, oder zu Brey gekocht, nachdem es zuvor klein gestampft worden; oder es wird zu Kuchen gebacken, oder auch Funje, das ist, eine Art grosser Klösse daraus bereitet. Wenn die Körner noch zart und weich sind, werden die Kolben geröstet, oder in Salzwasser gekocht, und warm mit Butter bestrichen, gegessen.

Die übrigen Speisen, deren sich die Caraiben bedienen, bedeuten nicht viel. Gewisse Gattungen von Eidexen und Fischen; Erbsen, Bohnen und andere Hülsenfrüchte machen ihre gewöhnlichen Mahlzeiten aus. Die gemeinste Speise unter ihnen aber sind die Krabben, die sie von ihrem Schalen mit grosser Geschicklichkeit zu säubern wissen, alsdenn in ihren eigenen Fett braten, und mit einer Brühe geniessen. Sie nehmen nemlich Maniocsaft, der zwar frisch ein süs-

ses Gifft, und Menschen und Vieh tödlich ist, durch das Feuer aber alles Schädliche verliert. Diesen Safft lassen sie kochen, und thun hernach Citronensaft und Pyman, oder Pfeffer, darunter, und diese Pimentade ist bey allen ihren Gerichten ihre liebste Brühe. Einiger Speisen enthalten sie sich aus einem einfältigen Aberglauben. Sie essen zum Exempel kein Schweinenfleisch, aus Furcht, ihre Augen möchten dadurch so klein, wie die Augen der Schweine werden, und dieses würde sie ihrer Meinung nach äusserst ungestalt machen; keine Schildkröten essen sie, damit sie nicht so plump und ungeschickt, wie dieses Thier, werden möchten; sie bedienen sich auch niemals des Salzes, und das nicht aus Mangel, denn es giebt Salzgruben genug bey ihnen, sondern weil ihnen das Gesalzene nicht nach Geschmack ist. Ausser den Krabben essen sie nichts, was im Wasser gekocht ist, sondern alles wird geröstet und gebraten. Die Art, wie sie ihre Speisen zu bereiten ist sehr sonderbar, und dem rohen Character dieser Völker vollkommen gemäß. Sie stecken das Fleisch stückweis an einen hölzernen Spies, welchen sie vor dem Feuer in die Erde pflanzen; wenn das Fleisch auf der einen Seite gaar ist, so wenden sie es auf die andere. Ist es ein Vogel von

einiger Grösse, zum Exempel ein Papagey, ein Huhn, oder eine Holztaube; so werfen sie solchen gerade in das Feuer hinein, ohne sich die Mühe zu geben, ihn erst von den Federn und Eingeweiden zu reinigen. So bald die Federn abgesengt sind, so bedecken sie ihn mit Asche; und lassen ihn auf diese Art vollends durchbraten. Wenn sie glauben, daß er gaar wäre, so nehmen sie ihn von der Asche heraus, ziehen die Rinde, welche die Federn, die Asche und das herausgelaufene Fett gebildet haben, ab, reissen das Gedärme und den den Kropf heraus, und essen das übrige ohne alle weitere Zubereitung. Auf diese Art braten sie auch Fische mit ihren Schuppen, und ziehen soche hernach, wie ein Futteral, ab. Einige Europäer, die von dieser Kost gegessen haben, versichern, daß sie sie sehr zart und schmackhaft gefunden hätten. Sie mögen Recht haben, denn über den Geschmack läst sich nicht gut streiten. Noch eine besondere Gewohnheit haben sie bey ihren Gastereyen, die sie über einen erhaltenen Sieg über ihre Feinde halten; alsdenn thun sie von dem Fett der geschlachteten Gefangenen unter ihre Speisen, und schmeicheln damit ihrem Appetit nicht weniger, als ihrer Grausamkeit.

Wir haben oben von einigen Speisen geredet, deren sich die Caraiben enthalten. Darunter gehört auch der Lamentin, ein grosser Fisch, dessen Fleisch von andern Indianern mit dem grösten Appetit gegessen wird. Der Abscheu, den die Caraiben gegen diesen Fisch haben, ist so groß, daß wenn ihnen von Ausländern solcher heimlich, und ohne daß sie es wissen, zu essen gegeben wird, sie bey der Entdeckung des Betrugs auf Rache denken, die sie auch über spät oder lang ausüben. Wir wollen ein Beyspiel dieser Art erzählen. Es hatte einstens ein Franzos einen Caraibischen Hauptmann zu Gast. Unter andern Gerichten sezte er ihm auch Lamentinfleisch vor, welches er aber so klein hatte zerhacken, und so geschickt zu richten lassen, daß man es nicht merken konnte, was es eigentlich wäre. Der Caraibe wurde mistrauisch, allein auf die Versicherung des Franzosen, daß kein Betrug darunter verborgen sey, aß er davon. Kaum war die Mahlzeit vorbey, so entdeckte der Franzos dem Caraiben seinen vermeinten Spaß, und wollte sich an dem trüben Gesichte, das er machen würde, belustigen. Allein der wilde Hauptmann verstellte sich, und sagte mit lachenden Mund, nun, wir werden davon nicht sterben. Ei-

nige Zeit hernach besuchte der Franzos den Hauptmann, der ihn mit aller Höflichkeit empfieng und wohl bewirthete. Zugleich aber hatte er seinen Leuten befohlen, dem Franzosen gleiches mit gleichem zu vergelten. Sie assen und trunken, und waren gutes Muths. Nach dem Essen fragte der Wilde den Franzosen, wie ihm das Essen geschmeckt habe: gut, war die Antwort. Nun wohl, sagte der Caraibe, so will ich euch denn sagen, was ihr gegessen habt. In einem jeden Gericht, das ich euch vorgesezt habe, ist Menschenfett von unsern Feinden gewesen, welches wir jederzeit in Bereitschaft haben. Der Franzos wurde vor Eckel krank, und der Caraibe lachte ihn aus.

Das gewöhnliche Getränk, dessen sie sich bedienen ist Wasser; aber ausser diesen bereiten sie sich auch durch Kunst eines, welches sie zum Wohlleben trinken. Sie bereiten solches auf unterschiedene Art. Die gemeinste ist, daß sie Wasser über die Patatoes giessen, und solches kochen lassen. Dieses Getränk, welches sie in ihrer Sprache Mabey nennen, erfrischt und löschet den Durst gar sehr; es eröffnet den Leib, und treibt allen Schleim ab. Daher es auch kommt, daß

diejenigen, die sich desselben bedienen, niemals von Steinschmerzen geplagt werden. Die andere Art wird Uicu, genennt, ist besser und stärker als das vorhergehende, und kommt dem Europäischen Bier so wohl in der Farbe als der Stärke gleich. Es wird aus Cassabibrod gemacht; allein die Art, wie sie es zu bereiten, möchte vielleicht manchem Europäer nicht behaglich seyn. Die frischen und recht braun gebackenen Cassabikuchen werden von den Weibern und Kindern klein gekauet, und mit dem Safft, der sich beym Kauen mit allen Speisen vermischt, in ein Gefäß zusammen gethan. Eine Anzahl ganzer und frischer Kuchen wird darunter gemischt, und abgekochter Cassabisafft mit siedenden Wasser darüber geschütet, und wohl unter einander gerührt. Man läst es die Nacht über stehen, und alsdann fängt es an zu gähren, und in etlichen Tagen, wenn es sich wieder gesezt hat, ist es ein drankbares Bier, welches zuweilen so stark wird, daß es berauscht. Die Europäer haben verschiedene Versuche gemacht, ohne Zuthuung des Gekaueten, blos durch gewöhnliche Hefen, dieses Getränk zur Gährung zu bringen; aber es kam nichts, als ein eckelhaftes, untrinkbares Gemische heraus. Man macht das Uicu noch auf eine andere Art.

Wenn nemlich das Cassabe von den Platten abgenommen worden ist, so legt man etwas davon in ein Geschirre, und deckt es mit Manioc-Blättern und einigen schweren Steinen zu. Hier läst man es etliche Tage liegen, nimmt es alsdenn heraus, und zertheilt es in Stücke. Diese legt man auf Bananas-Blätter, besprengt sie ein wenig mit Wasser, und läst sie etliche Tage unbedeckt liegen. Das Cassabe wird ganz roth; alsdenn gießt man Wasser darüber, läst es von sich selbsten gähren, und trinkt es.

Zur Kühlung essen sie auch Wasser-Melonen. Die besten sind von aussen dunkelgrün mit hellgrünen Streifen; das innere Fleisch ist röthlich, und zerfließt wie ein zarter mit süssen Safft angefüllter Schwamm im Munde. Sie geniessen auch noch andere Früchte, die in ihrem Lande wachsen, deren Beschreibung aber nicht zur Absicht des gegenwärtigen Werks gehört, und daher mit Recht von uns übergangen wird.

Die Art, wie die Caraiben essen, ist sehr lustig anzusehen. Die Männer hucken sich auf ihre Fersen, wie die Affen, um den Platz herum, der zum Essen bestimmt ist.

Wenn die Speisen herbey getragen sind, so essen sie sie mit einem hefftigen Appetit, ohne ein Wort dabey zu reden, und es ist eine Lust anzusehen, wie sie mit eben so vieler Reinlichkeit als Hurtigkeit die kleinsten Krabbenscheren auf machen. Ohne Ceremonie steht ein jeder wenn er satt ist, auf, trinkt, wenn es ihm beliebt, oder raucht Toback. Manchmal legen sie sich in ihre Hamacken, oder lassen sich auch mit einander in ein Gespräch ein. Hierauf räumen die Weiber die Schüsseln und Körbe, worinnen das Essen aufgetragen worden ist, wieder weg, und die Mädchen säubern den Ort, wo sie gegessen haben. Weiber und Kinder gehen alsdenn in die Küche, und essen, was ihnen die Männer übrig gelassen haben, in eben der Stellung, wie die Männer. Zu ihrer Mahlzeit haben sie keine bestimmte Zeit, sondern ihr Magen ist ihr Stundenweiser. Den Hunger können sie mit grosser Standhaftigkeit aushalten, dermassen, daß, wenn sie auch noch so hungrig von der Fischerey zurück kommen, sie doch erst ihre Fische braten, und mit der grösten Gelassenheit warten, bis sie fertig sind. Vor der Mahlzeit pflegen sie sich sorgfältig zu waschen. Zuweilen halten sie auch gesellschaftliche Mahlzeiten, wo alle Caraiben von einem Dorf

mit einander in dem Versammlungshausse essen; und dann werden gemeiniglich Vorbereitungen zu einem Feldzug gemacht.

So einfach und ungekünstelt ihre Mahlzeiten sind, eben so einfach ist ihre ganze Wirthschaft. Ihre Häusser, oder vielmehr ihre Hütten, bauen sie dicht aneinander, und legen sie in Gestalt eines Dorfs an. Sie sehen sich gemeiniglich hierzu einen kleinen Berg aus, damit sie desto frischere Lufft geniessen, und vor dem Ungeziefer mehr gesichert seyn mögen; auch sehen sie darauf, daß in der Nähe ihrer Wohnungen ein Fluß, oder Bach, seyn möge, damit sie sich alle Morgen und Abend baden können. Die Hütten selbst sind länglicht rund; sie bestehen aus eingerammelten Pfälen, die mit Palmblättern oder Zuckerrohr bedeckt sind. Sie haben bey Erbauung ihrer Wohnungen gar nicht die Eitelkeit für ihre Nachkommen dauerhafte Häusser zu erbauen; sie dauern oft nicht einmal eines Mannes Leben aus. Wenn keine Orcane ihre Hütten verwüsten, so dauert ein solches Dach etwa drey bis vier Jahre, ehe es zerbricht; dennoch aber ist es so geschickt zusammen gefügt, daß sie vor dem Regen und andern Ungemächlichkeiten der Witterung sicher darunter wohnen können.

Die

Die Wände machen sie aus geflochtenen Rohr, und rings herum setzen sie Strauchwerk, wodurch sie ihre Häusser, als wie mit Palisaden, umzäunen. Für den Eingang hängen sie eine Matte, und dieses ist ihnen Thür, Schloß und Riegel. Der Boden ist die festgestampfte Erde, welchen sie so reinlich halten, daß man nicht den geringsten Unrath darinnen antrifft. Sie machen so viele Abtheilungen darinnen, als sie Kammern nöthig haben. Auf den Seiten ihrer Wohnhäusser legen sie auch etliche kleinere Hütten an, davon die eine ihnen zur Küche, die andere aber zur Rüstkammer dient, darinnen sie ihre Bogen, Pfeile und Streitkolben verwahren. Etwas entfernt von ihren Wohnungen haben die Caraiben einen besondern Ort, der zur Entledigung der Natur bestimmt ist; sie machen ein Loch in die Erde, worinnen sie den Unrath wieder verscharren; und sie beweisen auch hier eine Reinlichkeit, die man bey wilden Völkern nicht leicht vermuthen sollte. Um ihre Wohnungen herum setzen sie Citronen- Feigen- Bananas- und andere fruchtbare Bäume, auch legen sie Gärten an, worinnen sie Manioc, und allerhand Hülsenfrüchte pflanzen. An sumpfigten und morastigen Gegenden haben sie eine besondere Bauart. Sie bauen sich eine Art

Häus-

Häusser auf Bäumen, die sie mit ihren Aesten umgeben, und mit Blätter bedecken. Man findet darinnen Abtheilungen und Kammern, darinnen sie, wie in andern Häussern wohnen. Ein solches Hauß hat zwo Leitern, eine bis an die Mitte des Baums, die andere von da, bis an die Thür der ersten Kammer. Die Leitern sind von Rohr, und so leicht, daß man sie des Abends ohne Mühe wegnehmen kann, damit die Bewohner des Nachts von wilden Thieren sicher seyn können. Ob gleich die Caraiben keine herumschweifende Lebensart im eigentlichen Verstand führen; so ziehen sie doch mit ihren Häussern manchmal von einem Ort zum andern. Wenn sie einen Ort für gesünder oder sicherer halten als den andern, so reissen sie ihre alten Hütten ohne viele Umstände nieder, und bauen sich an einem andern Ort mit eben solcher Leichtigkeit wieder neue.

Von Haußrath wird man bey den Caraiben eben nicht viel antreffen. Ihre Betten bestehen aus einer Art Hangmatten, die sie Hamacks nennen. Es ist dieses ein Stück grober Cattun, sechs bis sieben Fuß lang, und zwölf bis vierzehen breit, wovon jedes Ende in etlich und fünfzig Theile abgetheilt

theilt ist, die an kleine Schnüre gereihet sind, die man Rabans nennt. Diese Schnüre sind von Baumwolle, und wohlgesponnen und gedrehet, jeder ohngefähr drey Fuß lang. An jedem Ende vereinigen sie sich, und werden zusammengeknüpft, und ein dicker Strick dadurch gezogen, womit sie das Hamack an zween Bäume oder Wände aufhängen. Alle diese Hangmatten sind gerucuet, oder roth gefärbt, und dieses kommt nicht allein daher, weil sie ihnen im Anfang, wenn sie sie machen, diese Farbe geben, sondern auch, weil sie selbst ihren Leib roth mahlen, und sich also niemals hinein legen können, ohne einen Theil von ihrer Farbe darinnen zurück zu lassen. Die Verfertigung dieser Hamacken wird den Weibern überlassen, denn ein Caraibe würde sich verunehren, wenn er sich damit abgeben wollte. Sie sind noch nicht so weit gekommen, daß sie sich Weberstühle machen könnten; sondern sie spannen die Fäden nach der Länge und Breite, die sie dem Hamack geben wollen, an zwey in die Erde gesteckte Pfähle; über und unter jeden Faden führen sie das Garnknäul weg, und schlagen mit einem Stück Holz beständig darauf, um ihnen eine gewisse Gleiche zu geben. Man macht auch Hamacks von geflochtenen Weiden, welche man

mit

mit Bananas-Blättern bedeckt; und diese nennt man Cabane. Die Art, die Hamacke auf zu hängen, ist diese. Mann entfernt die beyden Enden von einander, so daß das Gewebe, oder Geflechte, mit seinem Strickwerck einen halben Creis macht, wovon der Abstand des einen Endes von dem andern der Durchschnitt ist. Man erhebt es alsdenn von der Erde so hoch, als es nöthig ist, und befestigt es an beyden Enden. Wenn man sich hinein legt, so muß man die eine Hand ausstrecken, um es auf zu machen, denn sonst würde man sich gewißlich überpurzeln. Man maß sich aber nicht nach der Länge darinnen ausstrecken, so daß der Kopf und die Füsse in einer geraden Linie nach der Länge des Hamacks wären; denn diese Lage würde für die Nieren sehr beschwerlich seyn; sondern man legt sich über Eck hinein mit dem Kopf in einen Winkel, und mit den Füssen nach dem andern gegen über. Alsdenn ist es anstatt einer guten Matratze, und man kann sich nach seiner Bequemlichkeit darinnen ausstrecken und bewegen, und sich so gar mit der einen Hälfte des Hamacks zudecken. Wenn man sich von einer Seite auf die andere wenden will, so muß man zu erst die Füsse in die andere Ecke legen, und wenn man darauf den Leib drehet,

so

findet man sich in der andern Zwerchlinie. Die Bequemlichkeit bey diesen Betten ist, daß man sie überall mit sich nehmen kann, daß man darinnen mehr im Kühlen schläft, da man weder Decke noch Leilachen, noch Kopfküssen dabey nöthig hat, und sie in einer Kammer nicht hinderlich fallen, weil man sie, wenn man sie nicht mehr nöthig hat, zusammen legen kann.

In ihren Hütten haben sie auch eine Art Stühle, die aus einem Stück bestehen, und aus rothen und gelben Holz gemacht sind, auch wie Marmor glänzen. Ihr Geschirr und Küchengeräthe ist alles aus Erde gemacht; besonders aber verdienen ihre Calebaschen eine besondere Beschreibung. Es ist dieses eine Art von Kürbissen, die an einem Baum, den man Calbaschen- oder Calebassien-Baum, Crescentia Cujete, nennt, wachsen. Der Baum wächst zu der Höhe eines gewöhnlichen Apfelbaums, hat wenige, aber sehr lange und gerade Zweige, und fast immer Blüte und Früchte zugleich. Diese heissen Calbaschen, sind meistens kugelrund, haben von einem bis vierzehen Zoll im Durchschnitt, und eine dünne harte grünlichte Rinde, die mit der Zeit hellbraun wird. Man sägt sie mitten durch,

nimmt das weiche Fleisch heraus, und braucht sie zu Milchbecken, Schüsseln, Tellern und Trinkgeschirren. Sie haben die gute Eigenschaft, daß sie leicht und dauerhaft sind. Wenn sie gekocht werden, ehe man Gebrauch davon macht, so sind sie noch stärker. Eine Art davon, welche lang und sehr dünne sind, dienen als Flaschen und Krüge, flüßige und trockene Sachen darinnen aufzuheben; und nirgends hält sich das Gesäme besser. Aus den ganz kleinen macht man eine Art von Schröpfköpfen, und aus den grossen eine Art von Cythern. Das Wachsthum dieser Früchte zu befördern, werden zwischen die Hauptäste grosse Steine gelegt, auch Nägel in den Stamm geschlagen. Die Calbaschen wachsen nicht nur an den Aesten, sondern auch unmittelbar am Stamm, und oft ganz nahe an der Erde. Aus den ganz grossen macht man Wassergefässe.

Man findet unter ihnen auch eine besondere Art von Körben, die unter den Europäern unter dem Namen der Caraibischen Körbe bekannt sind. Sie werden von den Mannspersonen gemacht. Der Vater Labat, hat uns die Art, wie sie gemacht werden, beschrieben. Sie sind von verschiedener Grösse; es

giebt

giebt ihrer von drey Fuß lang, und achtzehen bis zwanzig Zoll breit; andere sind nur acht bis zehen Zoll lang, und von verhältnismäßiger Breite; die grösten sind nicht über acht bis zehen Zoll hoch. Der Boden ist platt, die Seiten ganz gerade, und stehen schnurrecht auf dem Boden. Der Deckel ist von eben der Gestalt, wie das untere Theil, und passet gerade darauf. Seine Höhe ist um ein Drittel geringer, als der untere Theil. In diesen Körben verwahren die Caraiben alle ihre kleinen Sachen, vornemlich auf ihren Reisen zur See. Sie machen sie alsdenn an dem Bord ihrer Fahrzeuge fest, damit sie nicht verlohren gehen, wenn das Schiff umschlägt, welches nichts seltenes unter ihnen ist. Sie machen sie aus Schilf, oder Latanenstielen. Diejenigen, die aus dem erstern gemacht werden, sind dauerhafter, die andern aber lassen sich besser bearbeiten. Es ist dieses eine Art von Palmisten, deren Zweige an ihrem Ende ein gefaltenes Blat tragen, welches, wenn es verwelket ist, sich in viele Spitzen, wie ein Stern mit vielen Strahlen, theilet. Man zertheilet die Rippen oder die Stiele nach ihrer ganzen Länge in vier Theile. Eine Muschelschaale, womit man das Inwendige schabet, ist genug, das braune

Fleisch weg zu nehmen, welches sich daran befindet. Es bleibt eine Art von Binsen, zwey oder drey Linien dick, zurück, aus welchen hernach die Körbe geflochten werden. Das Schilf ist von eben der Art, wie in Europa. Man schneidet es grün ab, ehe es geblühet hat, weil es alsdenn viel zarter und biegsamer ist. Man spaltet es anfangs die Länge hinunter, in acht Theile, und das obere schabet man alsdenn so lang, bis man nichts mehr von den Knoten sieht. Man nimmt das Mark weg, womit es angefüllt ist, und es ist alsdenn noch so dick, wie ein Heller, die Breite wird darnach eingerichtet, was man daraus machen will. Die polirten Schilfröhre sind weiß, oder sehr hellgelb; die Caraiben aber färben sie roth, gelb, blau, und schwarz, um ihrem Werke mehr Kunst und Annehmlichkeit zu geben. Nachdem sie die Länge und Breite bestimmt haben, so flechten sie ihre Schilfröhre entweder viereckigt, oder felderweis, und ihre Kunst besteht vornemlich darinnen, daß sie sie ohne Gewaltthätigkeit so fest zusammen ziehen können. Wenn sie das Untertheil des Korbes und seine Fütterung gemacht haben; so legen sie gedörrte Blätter dazwischen, die so dicht sind, daß das Wasser, welches man hineingießt, nicht auslaufen kan.

Die

Die Ränder bedecken sie mit Schilf, oder Latanenblättern, welche breit genug sind, umgeschlagen zu werden, und hefften es von einem Raum zum andern mit gedrehten und gefärbten Fäden an. Das obere wird wie das untere gemacht, und passet so genau ein, daß es nicht das geringste Wasser durchläßt. Es mag auf die Körbe regnen, so viel es will, oder man mag noch so viel Wasser darauf giessen, so ist man versichert, daß alles, was darinnen ist, trocken bleibt. Diese Körbe, die sie Catolis, wie auch Cananis, nennen, brauchen sie nicht nur selbsten zu ihren Bedürfnissen, sondern sie treiben auch damit einen Handel. Sie vertauschen sie an die Europäer gegen Messer, Beile, Corallenschnüre, Brantewein, und dergl., und der Gebrauch dieser Körbe ist auch unter den Colonisten auf den Caraibischen Inseln, so gemein, daß nicht leicht ein Europäer von einer Wohnung zur andern geht, ohne sich durch einen Neger einen solchen Korb nach tragen zu lassen.

Von Kleiderpracht wissen die Caraiben wenig oder gar nichts; sie gehen gröstentheils nackend, und bemahlen sich den Leib, welches ihnen anstatt der Kleider dient; doch haben sie eine Art kleiner Schürzen, die sie um ihre

Blöse zu bedecken, um den Leib winden. Auf dem Kopf tragen sie einen kleinen Huth, der von den farbigen Federn der Vögel gemacht, und oftmals so groß ist, daß er ihnen den ganzen Kopf bedeckt. Bey aller dieser Armuth haben sie doch, wie alle Wilden, eine überwiegende Neigung zum Putz. Die Kinder beyderley Geschlechts tragen bis in das achte oder zehente Jahr Armbänder und Gürtel von Glas-Corallen. Ein den Weibspersonen eigner Zierath ist eine Art von Strümpfen, die ihnen ein wenig über den Knöchel am Fuß gehen, und vier bis fünf Zoll hoch sind. Sie binden ihre Füsse über und unter den Waden so fest, daß die Wade rund heraus steht, und diese Bänder werden, wenn sie in der Jugend einmal angemacht sind, nie wieder abgenommen. Wenn die Mädchen ohngefähr zehen Jahr alt sind, so werden ihnen die Armbänder und Gürtel genommen, und sie bekommen davor den kurzen Schurz, auch werden ihnen zum Zeichen der herannahenden Mannbarkeit, die vorhingemeldeten Strümpfe von ihren Müttern angelegt. Es ist nicht möglich, daß sie diese Strümpfe wieder abziehen können; denn da die Beine in diesem Alter noch nicht ihre völlige Grösse haben, so fühlen sie sich bey zunehmenden

menden Wachsthum sehr eingezwängt. An den beyden Enden dieser Halbstrümpfe, die aus einem sehr groben Gewebe sind, ist ein Saum, eines halben Zolls breit, der stark genug ist, sich selbsten zu unterstützen. Wenn ihnen diese Strümpfe nicht von selbsten abfallen, so nehmen sie sie mit ins Grab. So bald ein Mädchen diese Strümpfe und den Schurz bekommen hat, so lebt sie nicht mehr mit den Jungen in der Vertraulichkeit der Kindheit. Sie begiebt sich zu ihrer Mutter, und entfernt sich niemals weit von ihr.

Dieses ist der gewöhnliche Schmuck der Caraibischen Frauenzimmer; die Mannspersonen haben aber auch einen, der ihnen eigen ist. Es sind dieses die so genannten Caracolis. Es ist dieses ein Metall welches von dem festen Lande herkommen soll. Man hält es insgemein für eine Vermischung von Kupfer, Silber und Gold, und es verliert seine Farbe niemals, weder im Wasser noch in der Erde. Die französischen und englischen Goldschmiede haben es oft versucht nach zu machen, und ein gewisses Verhältnis in seiner Zusammensetzung beobachtet. Zu sechs Theilen Silber haben sie drey Theile rothes geläutertes Kupfer, und einen Theil Gold ge-

nommen. Sie haben aus dieser Zusammensetzung Ringe, Schnallen, Stockknöpfe und andere Sachen gemacht, die aber den Caracolis der Wilden lange nicht gleich kommen. Dem Anschein nach scheint es vergoldetes Silber zu seyn, welches etwas flammendes in seinem Glanz hat. Die Sachen, die sie daraus machen, sind halbe Monde von verschiedener Grösse, nachdem sie solche brauchen wollen. Sie tragen an jedem Ohr eines, welches vermittelst einer kleinen Hackenkette befestigt ist; die Hörner von diesen, stehen ohngefähr anderthalb Zoll von einander. Sie tragen auch einen solchen von gleicher Grösse an der Scheidewand der beyden Naselöcher, von da er über den Mund hängt. Die untere Lippe ist gleichfals durchlöchert, und darinnen tragen sie auch einen Caracoli, der um ein Drittheil grösser ist, als die vorhergehenden, und wovon die Hälfte über das Kien herunter hängt. Endlich tragen sie auch eines an dem Hals. Die Oeffnung davon ist sechs Zoll; sie machen es mit einer Schnur fest, so, daß es ihnen auf der Brust hängt. Die Menge dieser halben Monde, womit sie sich putzen, macht, daß sie wie die mit Blechen geputzte Maulthiere aussehen. Wenn

sie

sie diese Carocolis nicht tragen, so stecken sie Federn, oder kleine Hölzchen, in die Löcher an den Ohren, der Nase, und dem Mund, damit sie nicht wieder zu wachsen. Diesen Schmuck fand man schon bey den ersten Americanern, welche den Europäern bekannt wurden. So sahe Columbus Indianer, welche Goldplatten in der Gestalt und der Grösse eines Hufeisens um den Hals trugen, mit welchen Zierath sie sich sehr viel wusten. An einem andern Ort fand er, daß die Einwohner goldene Platten, wie Teller am Halse trugen, die einen solchen Glanz von sich gaben, daß man sie nur die goldenen Spiegel nennte. Diejenigen Völker, welche kein Gold haben, tragen an ihrem Halse kleine Pfeifgen, die sie aus den Knochen ihrer Feinde machen, Ketten von den Zähnen der Agutys, und Tigerthiere, durchlöcherte Muscheln an einer Schnur, auch Federn von allerhand Farben. So arm also der Wilde ist, so gern putzt er sich, und sollte es auch noch so abentheuerlich heraus kommen.

Wir müssen nun auch noch von den Beschäfftigungen und Zeitvertreib, ingleichen den Lustbarkeiten der Caraiben, reden. Industrie hat freylich bey einem wilden Volk, nur

wenig statt; sie gehen selten weiter, als sie die Noth treibt. Der Ackerbau ist zwar der Caraiben liebste Beschäfftigung, aber die Noth zwingt sie dazu. Sie pflanzen ihren Cassabi, Maiz, und andere Früchte, von denen wir im vorhergehenden geredet haben. Die eigentlichen Beschäfftigungen der Männer, ausser denen, deren wir bereits Meldung gethan haben, bestehen hauptsäglich in folgenden Stücken. Sie fällen Bäume, um daraus ihre Canots und andere Fahrzeuge zu bauen. Sie gehen auf die Jagd und Fischerey, wenn sie nicht im Krieg sind, und geben sich so wohl zur Anschaffung ihrer Bedürfnisse, als auch zum Vergnügen am meisten damit ab. Es ist dieses die eigentliche Beschäfftigung der Vornehmen unter ihnen. Man siehet sie selten ohne Bogen und Pfeile aus dem Hausse gehen, und sie können sie mit solcher Geschicklichkeit führen, daß sie selten ihres Zweckes verfehlen. Sie nehmen gemeiniglich ihre Weiber mit auf die Jagd, welche dasjenige, was sie geschossen haben, zusammen sammeln, und ihnen nachtragen müssen, indem sich die Männer nicht leicht damit abgeben. Da sie nicht gewohnt sind, viel Fleisch zu essen, so machen sie nur auf diejenigen Thiere Jagd, deren Fleisch sie zu essen

gewohnt sind. Sie pflegen auch Fische mit dem Pfeil zu schiessen, und man muß sich wundern, mit welcher Geduld sie darinnen zu Werke gehen. Sie lauern oft ganze Stunden lang an dem Ufer, bis sie etwa einen grossen Fisch gewahr werden; alsdenn aber schiessen sie ihren Pfeil mit solcher Geschicklichkeit ab, daß sie ihn nicht leicht verfehlen.

Wir müssen hiebey noch der besondern Jagd gedenken, die sie ehemals auf einigen Inseln gegen die Vögel anstellten. Wenn zum Exempel in einer Gegend die Papagoyen zu häufig waren, und sie sich derselben gern entledigen wollten; so liessen sie einen Knaben mit einem zahmen Papagoy auf dem Kopf auf einen Baum steigen. Die Jäger bedeckten sich mit Blättern, und brachten durch allerhand Kunststücke den zahmen Vogel zum Schreyen. Dieses Geschrey zog alle Vögel von der Art herbey, welche sich um ihn herum versammelten. Alsdenn warf der Knabe dem nächsten Vogel eine Schlinge um den Hals, und zog ihn zu sich. Er drehete ihm sogleich den Hals um, und fuhr auf diese Art fort, einen nach dem andern zu fangen. Auf gleiche Art ahmten sie das Geschrey der Holztauben so natürlich nach, daß sie dadurch

durch eine grosse Menge zusammen brachten. Sie brauchten zum Fang eine gewisse Art Netze, in welche sich die Vögel verwickelten.

Eine andere Beschäfftigung der caraibischen Männer ist die Fischerey, die sie auf mancherley Art auszuüben pflegen. Sie bedienen sich hiezu nicht nur der Angel und Netze, sondern weil sie so sehr gute Schwimmer sind, so pflegen sie sich bey den Felsen unter das Wasser zu tauchen, und die Fische mit den Händen aus ihren Löchern heraus zu holen. Noch eine andere Art ist diese. Sie haben ein gewisses Holz, welches sie in kleine Stücke zerschneiden und wohl klopfen. Dieses werfen sie an solche Orte hin, wo das Wasser stille steht. Dieses Holz soll die Krafft haben, daß alle Fische, die in dieser Gegend angetroffen werden, davon betäubt werden, und sich ohne Mühe greifen lassen. Dieses Mittels bedienen sie sich aber nur im äussersten Nothfall, damit sie unter den Fischen nicht allzu grossen Schaden anrichten möchten, der ihnen zu einer andern Zeit zum Nachtheil gereichen könnte. Von ihren übrigen Beschäfftigungen, womit sie sich ihre nöthigsten Bedürfnisse anschaffen, ist in dem vorhergehenden schon geredet worden.

So eingeschränkt nun auf der einen Seite die Bedürfnisse der Caraiben, und auf der andern ihre Reichthümer sind, so treiben sie doch eine gewisse Art von Handel. Es ist eine sonderbare Beobachtung, daß sie oftmals in der gefährlichsten Jahreszeit eine Reise unternehmen, blos um eine Kleinigkeit, zum Exempel, Messer, Glaskügelchen, und dergl. einzukaufen, und dafür alles hingeben, was sie mitgebracht haben. Ausser den oben beschriebenen Caracolis bringen sie den Europäern Papagoyen, Eidexen, Geflügel, Schweine, Ananas, Bananen, und verschiedenes Muschelwerk. Noch eine andere Art, als die vorige, die Papagoyen lebendig zu fangen, verdient hier angemerkt zu werden. Sie beobachten bey einbrechender Nacht die Bäume, worauf sie sich setzen, und in der Dunkelheit der Nacht tragen sie glüende Kohlen an den Fuß des Baums, worauf sie Gummi und grünen Piment werfen. Der Rauch, der davon in die Höhe steigt, betäubt die Vögel, daß sie wie betrunken herunter fallen. Sie greifen sie alsdenn, binden ihnen die Füsse und die Flügel, und spritzen ihnen Wasser auf den Kopf, wodurch sie wieder zu sich selber kommen. Sind die Bäume zu hoch, daß der Rauch nicht hinauf steigen kann, so

binden sie oben an eine Stange ein irrdenes Gefäs, worinnen sie das gemeldete Rauchwerk mit Kohlen thun, und berauschen auf die Art diese Vögel, wenn sie auch noch so hoch auf den Bäumen sitzen. Um sie darauf zahm zu machen, lassen sie sie eine Zeitlang hungern, und wenn sie glauben, daß sie recht hungrig sind; so reichen sie ihnen etwas zu essen. Bleiben sie aber eigensinnig und wild, so blasen sie ihnen Tobacksrauch in die Nase, wovon sie anfänglich betäubet, und alsdenn zahm werden. Sie unterrichten sie darauf, und verkaufen sie an die Europäer. Bey ihrem Handel und Wandel ist der Tausch das gewöhnlichste Auskunftsmittel; doch haben sie von den Europäern einige Kenntnis des Gelds gelernt. Geprägte französische Sols ist das einzige, das sie kennen und schätzen, sonst weiter nichts. Ein Louis d'Or gielt bey ihnen nicht so viel als zwey dieser Sols, weil sie auf die Materie einen geringern Werth als auf die Menge der Münzen setzen. In den Rechnungen, die man mit ihnen schließt, breitet man die geprägten Sols, die man ihnen giebt, aus, und legt einen nach dem andern in einiger Entfernung hin, ohne jemals die Reihen zu verdoppeln, noch sie auf einander zu legen. Diese Ordnung würde ihrem Gesicht

ſicht nicht Genug thun. Wenn ſie aber eine lange Reihe geprägter Sols hinter einander ſehen, ſo lachen ſie und freuen ſich, wie die Kinder. Wenn man etwas von ihnen gekauft hat, ſo muß man es ſo gleich aus dem Geſicht thun, wenn man ſich nicht der Gefahr ausſetzen will, daß ſie es wieder nehmen. Gerechtigkeit und Treue darf man nicht bey dieſen Wilden ſuchen. Ihr Vortheil entſcheidet für die Gerechtigkeit ihrer Handlungen. Sie rechnen ſich es nicht zur Sünde, einen Europäer zu betrügen; wenn ſie aber darüber ertappt werden, ſo ſchämen ſie ſich doch. Daher iſt es kein Wunder, daß ſie die mit den Europäern gemachten Verträge ſo gleich wieder brechen, wenn es ihr Vortheil zu erfordern ſcheint.

Aus allen dieſen einzelnen Stücken wollen wir nun ſuchen, ihren Gemüths-Character im Ganzen zu zeichnen. Der erſte und Hauptzug in demſelben iſt ihre natürliche Einfalt und Unwiſſenheit, die man ſich nicht groß genug vorſtellen kann. Auſſer den bereits angeführten wunderlichen Grillen, die ſie haben, wollen wir noch einige anführen. Man kann ſich leicht einbilden, daß ſie ſich von dem Europäiſchen Feuergewehr, da ſie deſſen Würkungen

kungen das erstemal sahen, die wunderlichsten Vorstellungen werden gemacht haben. Das Schießpulver hielten sie für den Saamen eines Gewächses, und verlangten etwas davon, um es in ihre Gärten zu säen. Sie glaubten, daß der Maboya in den Feuerröhren wäre, der das Feuer ausspeie. Da sie den ersten Reuter sahen, so glaubten sie Pferd und Mann sey ein Ding, so wie etwa die alten Dichter die Centauren beschrieben haben. Einen Beweiß von dieser Gesinnung gaben sie einstens, da sie von den Spaniern in einem Treffen überwunden worden waren; sie baten nicht nur die Spanier um Gnade, sondern giengen auch zu den Pferden, brachten ihnen Geschenke, und hielten das Wiehern derselben für eine Rede, wodurch ihnen der Waffenstillstand angekündigt würde. Von der Schreibekunst der Europäer hatten sie keinen bessern Begriff. Sie glaubten, daß die Briefe, die die Spanier einander zuschickten, redende Boten wären, die ihnen alles sagten, was der andere haben wollte. Als daher einstens einige Caraiben einem Spanier einige Melonen entwendet hatten, und einen Brief dabey liegen sahen; so steckten sie ihn unter einen Stein, damit er den Diebstahl nicht sehen, und sie verrathen möchte. In den Begriffen

griffen von Zahlen sind sie so dumm, daß sie nicht über zwanzig zählen können, und um diese Zahl anzuzeigen, weisen sie auf ihre Finger und Fußzehen; was darüber geht, ist bey ihnen eine unzählige Menge. Wenn sie sich bey ihren Versammlungen zu einem Feldzug entschlossen, und die Zeit, wenn sie ausrücken wollen, bestimmt haben, so nimmt ein jeder eine gleiche Anzahl Erbsen in seine Calebasche, allemal je zehen und zehen. Alle Morgen werfen sie eine weg, und wenn keine mehr übrig ist, so ist die bestimmte Zeit ihres Auszugs da, und den folgenden Tag erscheinen sie an dem bestimmten Ort. Oder sie machen eine Anzahl Knöpfe an eine Schnur, und lösen alle Tage einen davon auf. Zuweilen machen sie sich Kerbhölzer zu einem ähnlichen Gebrauch. Es kann deswegen kein Caraibe sagen, wie alt er sey, oder wie lange diese oder jene Begebenheit geschehen sey. Ob gleich auf ihren Inseln Steine genug vorhanden waren, womit sie Feuer schlagen konnten; so wissen sie doch auch dieses Geheimnis nicht; sondern sie nehmen zwey Stücke Holz, ein festes und ein lockeres, stecken jenes in dieses, drehen es schnell herum, und bekommen dadurch Feuer. Von Lichtern und Lampen hatten sie vor der Ankunft der Europäer gar keine Idee, sondern brachten

die Nacht entweder ganz im Finstern zu, oder brauchten hiezu ein gewisses harziges Holz, welches leicht Feuer fieng, nnd einen angenehmen Geruch gab. Man kann daraus leicht abnehmen, daß von Künsten und Wissenschaften nicht die geringste Spur unter ihnen anzutreffen ist. Das einzige, was man unter ihnen hievon anmerken könnte, wäre, daß die Verständigen unter ihnen, nach dem Vollmond und der Gluckhenne eine Art einer Monaths- und Jahr-Rechnung haben; aber sie ist so mangelhaft, daß sie nicht die geringste Aufmerksamkeit verdient. Sie sind in diesem Stück noch in dem Zustand der rohesten Natur.

Was ihren Gemüths-Character anbelangt, so haben sie zwar äusserlich ein finsteres Ansehen, und suchen auch eine gewisse Ehre darinnen, wenn sie recht fürchterlich aussehen; aber sie sind nichts weniger als schwermüthig und melancholisch, wie sie von einigen Reisenden, die sie mehr nach der äussern als innern Seite beurtheilt haben, beschrieben werden: vielmehr trifft man das Gegentheil bey ihnen an. Die Neigung zur Satyre oder Spötterey macht einen Hauptzug in ihrem Character aus. Sie sind sehr empfind-

pfindlich; jedes Wort, das sie mit einander reden, muß daher gleichsam abgewogen werden, damit der andere nicht dadurch beleidigt werde, und doch kann dieses wegen ihrer veränderlichen und leichtsinnigen Gemüthsart leichtlich geschehen. Sie sind sehr argwöhnisch gegen einander, und trauen einander selbst nicht viel gutes zu. In ihren Reden bedienen sie sich vieler Umschweife und Complimente. Sonst machen die unbändigsten Leidenschaften den grösten Theil ihres Characters aus. Es fehlt ihnen zwar nicht an Fähigkeiten des Verstandes; aber nur an Ursache und Gelegenheit, solchen auszubessern. Da sie so sehr wenige Bedürfnisse haben, so haben sie keinen Trieb, den Gesichtskreis ihrer Kenntnisse zu erweitern. Es mag einer viel oder wenig besitzen; so hat er nicht mehr, oder weniger Ehre unter den seinigen. Eine armselige Hütte von etlichen Pfählen, mit deren Erbauung sie in wenig Stunden fertig sind, ist ihnen zur Wohnung hinlänglich. Hausgeräthe braucht er nicht viel; und so ist er mit wenigen zufrieden. Woher sollte also der Trieb kommen, ihre Kenntnisse zu erweitern. Der Caraibe setzt weder seine Leibes- noch Seelenkräffte in Bewegung, wenn ihn nicht die äusserste Noth dazu treibt.

Da der Caraibe nur sich liebt, und sich hochschätzt, ohne dasjenige zu kennen, was eigentlich den wahren Werth des Menschen bestimmt; so achtet er andere Menschen, die ihn beleidigen, nicht viel höher als die Thiere, und weiß auch seiner Rache keine Gränzen zu setzen. Aus Menschenliebe ist es nicht möglich den geringsten Dienst von ihnen zu bekommen. Ihre Unbändigkeit und Freyheitsliebe ist so fest bey ihnen eingewurzelt, daß sie es durch aus nicht leiden können, daß man ihnen befiehlt, und sie mögen für einen Fehler begangen haben weichen sie wollen, so werden sie im äussersten Grade zornig, wenn man sie nur mit schelen Augen ansieht. Ihr Stolz ist unbändig. Daher kommt auch das Sprichwort, das man in Westindien hat, einen Caraiben ansehen, ist so viel als ihn schlagen. Sie thun nur, was sie wollen. Insonderheit steigt ihr Widerwille gegen die Negern aufs höchste. Diese beyden Arten von Menschen können einander durchaus nicht leiden, und es achtet sich immer einer höher, als der andere. Nirgends aber sind die Caraiben wilder, als wenn ihre Eifersucht gegen ihre Weiber erregt wird, welche sie so weit treiben, daß sie solche bey dem geringsten Verdacht

umbrin-

umbringen. Ihre Rachsucht ist ohne Gränzen. Wenn sie mitten unter ihrem Vergnügen jemanden sehen, von dem sie glauben, daß er sie beleidigt habe, so gehen sie ungesäumt auf ihn los, und schlagen ihn mit ihrer Keule dermassen, daß er an keine Gegenrache denket.

Indessen trifft man doch auch einige gute Eigenschaften, ausser denen, deren wir bereits Meldung gethan haben, unter ihnen an. Für ihr Vaterland haben sie eine ausserordentliche Liebe, und tragen kein Bedenken, für die Vertheidigung desselben Leib und Leben zu wagen. Sie haben deswegen gar keine Neigung zum Reisen, und man mag ihnen auch noch so viel gutes von andern Ländern erzählen, so macht man bey ihnen keine Begierde rege, solche zu besehen. Der Diebstahl wird unter ihnen für ein grosses Laster gehalten, und daher kommt es auch, daß sie die wenigen Güter, die sie etwa haben, gar nicht verwahren. Fügt es sich aber dennoch, daß einem die Lust ankäme, ihnen etwas, und wenn es auch nur eine nichtswürdige Kleinigkeit wäre, zu entwenden; so geht ihnen der Verlust so nahe, daß sie wohl acht Tage darüber weinen können. Sie berathschlagen sich mit ihren Freunden, wie sie das gestohlene Gut wie-

der bekommen können, und derjenige ist gewiß unglücklich, den sie im Verdacht haben, daß er es ihnen entwendet habe. Sie leben unter einander in der grösten Einigkeit, und haben allen Nutzen und Schaden mit einander gemein. Sind sie aber auch einmal beleidigt worden; so ist an keine Aussöhnung mehr zu gedenken. Gegen Fremde sind sie eben so vorsichtig, als gastfrey. In den Inseln, wo sie allein wohnen, haben sie überall an dem Ufer Schildwachten ausgestellt. So bald diese ein Schiff gewahr werden, welches sich ihnen nähert, so geben sie sogleich den ihrigen Nachricht davon. Sie schicken sogleich einige Leute aus, um auszukundschaften, wer die Fremden seyn möchten. Merken sie, daß die Fremden nichts gutes im Sinn haben, so machen sie alle Anstalten, die in solchen Fällen nöthig sind. Wenn sie aber sehen, daß sie gutgesinnet sind, so rufen sie ihnen von ferne zu, schwimmen zu ihnen, steigen in ihre Schiffe, und bieten den Fremden allen guten Willen an. Der Hauptmann wartet an dem Ufer, und empfängt sie im Namen der ganzen Nation mit vielen Complimenten nach seiner Art. Er begleitet sie in das Carbet, oder Versammlungshauß, wo sich Alte und Junge, Männer und Weiber

ber, versammelt haben, und sie bewillkommen. Sie fragen die Fremden nach ihrem Namen, und zur Bezeugung ihrer grossen Zuneigung vertauschen sie so gar ihre Namen, und nennen sich nach dem Namen der Fremden, diese aber nennen sie nach den ihrigen. Wenn die ersten Complimente vorbey sind, so bieten sie ihren Gästen ihre Hangmatten an, und bitten sie, daß sie sich hineinlegen. Sie bringen ihnen allerhand Früchte, und machen Anstalten zur wirthschaftlichen Mahlzeit. Wenn diese zubereitet ist, so setzen sie für jeden Fremden einen Tisch, und tragen jedem besonders das Essen auf. Während der Mahlzeit bedienen sie ihre Gäste mit aller Höflichkeit, und je besser man sich es schmecken läst, einen desto grössern Dienst thut man ihnen. Will man sie nicht beleidigen, so muß man alle Trinkgeschirre rein ausleeren, und die Speisen, die man nicht essen kann, mit sich nehmen. Nach der Mahlzeit führen sie ihre Gäste in ihre Häusser und Gärten, und zeigen ihnen alles, was sie glauben, das die Aufmerksamkeit der Fremden verdiene. Sie halten es für eine grosse Ehre, wenn man lange bey ihnen bleibt; nimmt man aber Abschied, so stellen sie sich traurig, fragen auch wohl, ob den Fremden etwas mißfallen habe. Sie begleiten sie

mit vieler Wehmuth an die Schiffe, und geben ihnen noch allerhand Früchte mit auf den Weg. In einigen Inseln haben sie auch einen besondern Abgeordneten, der zur Bewillkommung der Fremden bestellt ist, und dieser macht in dem Carbet den Hausvater, auf eben die Art, wie wir es bisher beschrieben haben. In einigen südlichen Inseln machen sie weniger Umstände. Der Hauptmann führet die Fremden, ohne ein Wort zu reden, in das Carbet; bietet ihm daselbst einen Stuhl und Toback an, und lässet sie einige Zeit ganz stille sitzen. Alsdenn fragt er sie erst, ob sie angekommen wären, und wenn der Fremde die Frage bejahet, so setzt er sich zu ihm, und unterredet sich mit ihm. Hernach kommen die andern auch, thun die nemliche Frage an ihn, und unterreden sich ebenfalls mit ihm. Die Weiber sind von diesem Ceremoniel befreyet, sie nehmen nur im Weggehen Abschied von ihnen.

Von der Privatlebensart der Caraiben ist nun nichts mehr übrig, als daß wir noch von der Art reden, wie sie sich bey den Sterbfällen der ihrigen betragen. Wenn einer ihrer Freunde verschieden ist, so erheben sie ein gräßliches Geheul. Sie benetzen hier-

auf

auf den Toden mit ihren Thränen, waschen ihn, und bemahlen ihn darauf mit ihrer gewöhnlichen rothen Farbe; den Kopf bestreichen sie mit Oel, sie kämmen ihm die Haare, und biegen ihm die Füsse hinterwärts; die Ellebogen setzen sie ihm auf die Knie, und neigen ihm das Gesicht auf die Hände. In dieser Stellung legen sie ihn auf ein Bett, neben welches sie seinen Bogen, Pfeile und Keule legen. Und so bewahren sie ihn, bis sie ihn in die Erde scharren. Das Grab machen sie gemeiniglich in ihren Hütten. Es ist rund, wie ein Brunnen, und vier bis fünf Schuhe tief. Hierein setzen sie den Toden in eben der Positur, die wir beschrieben haben. Wenn sie das Grab anderwärts hin machen, so machen sie doch allemal ein Dach darüber. Die Ceremonien bey dem Begräbnisse selbst sind sehr einfach. Sie machen ein Feuer um den Toden herum, und Männer und Weiber knien nieder, und neigen den Kopf gegen die Erde. Die Männer knien hinter den Weibern, und legen denselben zu verschiedenenmalen die Hände auf die Aerme. Sie preissen hierauf das Lob des Verstorbenen, und führen seine Geschicklichkeiten, wodurch er sich unter ihnen hervorgethan hat, an. Diese Ceremonie dauert

zehen Tage lang, da sie sich jeden Tag auf diese Art versammeln, und ihren Toden beweinen. Sie setzen auch Speise auf die Gräber. Wenn nun die Trauerzeit zu Ende ist, so legt einer von den Verwandten dem Verstorbenen ein Bret auf den Kopf, und die andern stossen allmählich Erde in das Grab, und verscharren es. Zuweilen töden sie auch einige Sclaven bey dem Grabe, welche ihren Herrn in die andere Welt begleiten und ihm daselbst dienen sollen. Bey dem letzten Besuch, den sie bey dem Grabe abstatten, bringen sie alle Geräthschaften mit, deren sich der Verstorbene in seinem Leben bedient hatte, und verscharren sie mit in die Erde. Wenn nun das Grab zugescharret ist, so schneiden sich die nächsten Verwandten die Haare ab, und halten einige Tage ein strenges Fasten. Wenn sie glauben, daß der Tode verweset sey, so halten sie noch einmal bey dem Grabe eine Versammlung, tretten mit Füssen auf dem Grabe herum, gehen nach Hauß, und machen sich beym Trunk lustig. Und damit endigen sich alle Leichen-Ceremonien.

Anhang

Von den Negersclaven in den Westindischen Colonien.

Die ursprünglichen Einwohner derjenigen Länder in America, die gegenwärtig die Europäer in Besitz haben, sind gröstentheils vertilgt; an deren statt sind, wie wir oben bemerkt haben, von den Europäern eine Menge Africaner, als Sclaven, hineingebracht worden, die das Land bebauen, und andere Arbeiten verrichten müssen. Von den Sitten und Meynungen dieser unglückseligen Menschen, die jetzo einen grossen Theil der Americanischen Einwohner ausmachen, wollen wir gegenwärtig reden.

Ihr gemeinschaftliches Vaterland ist Africa, insonderheit aber die Strecke vom Fluß Senegal an bis an das schwarze Vorgebürg, welches insgemein die Küste Guinea genennt wird. Da sie in die Länge mehr als achthundert deutsche Meilen beträgt; so ist leicht abzunehmen, daß die Einwohner, und die daraus abgeführten Sclaven äusserst verschieden

schieden seyn müssen. Wir begnügen uns gegenwärtig blos mit denen, die sich in America aufhalten, den eigentlichen Character der Africanischen Völkerschaften aber versparen wir auf eine andere Zeit.

Wir werden vielleicht unsern Lesern keinen unangenehmen Dienst erweisen, wenn wir ihnen von dem Ursprung des Sclavenhandels, und von der Art, wie sie nach America gebracht werden, hier etwas sagen. Wie dieser neue Welttheil entdeckt, und nach und nach von den Europäern erobert, zugleich aber von seinen ursprünglichen Einwohnern entblöst worden war; so konnten die Colonien ohne Hülfe der Negersclaven nicht bestehen. Die Portugiesen hatten vorher schon den Anfang gemacht, Sclaven von der genannten Küste wegzuholen, und in ihren Ostindischen Colonien zu brauchen; dadurch wurden andere Nationen, Franzosen, Engländer, Holländer und Dänen veranlaßt, ein gleiches zu thun. Zur Unterstützung dieser Abführung wurden hier und dar Factoreyen angelegt, und der Menschenhandel wurde ein Theil der Handlung. Die ersten Versuche der Europäer, Negern mit List und Gewalt von der Küste wegzunehmen, hatte schlimme Folgen, und

sie

sie sahen gar bald die Schwierigkeiten ein, auf diesem Weg zu ihrer Absicht zu gelangen. Sie leiteten die Sache also dahin ein, daß sie den Africanern Waaren zu führten, womit ihnen vorzüglich gedient war, und dagegen Sclaven eintauschten. Wenn die Africaner blos ihre Kriegsgefangene, oder todeswürdige Missethäter verkauft hätten; so würde vielleicht wenig gegen diesen Handel einzuwenden seyn; beyder Schicksale würden dadurch nicht verschlimmert worden seyn. Allein der Africaner wurde durch den Reiz der Europäischen Waaren bezaubert, und da er ohne dies weiter kein Gesetz kannte, als seine wilden Neigungen, so wurde dieser Handel eine Gelegenheit, alle menschliche und gesellschaftliche Verbindungen aufzuheben, und jedermann war nur darauf bedacht, Menschen in seine Gewalt zu bekommen, und sie an die Europäer zu verhandeln. Eine Nation überfiel die andere auf die treuloseste Weise, niemand war in seinem Hausse und auf der Strase mehr sicher, kein Nachbar, ja kein Blutsfreund konnte dem andern mehr trauen; jeder Stärkere gieng auf die Menschenjagd aus, und lauerte auf sie, wie der Jäger auf das Wild. Hiedurch wurde das Elend dieser Völker, das ohnedies unter der Tyranney ihrer Despoten seufzete,

unend-

unendlich vermehrt; die Europäer aber erlangten dadurch ihren Zweck. Dadurch geschahe es nun, daß diese Sclaven eine sehr vermischte Gesellschaft wurden, reiche und arme, vornehme und geringe, hatten nunmehr ein gleiches Loos der Leibeigenschaft, aber auch noch in ihrer tiefsten Erniedrigung sieht man den Character ihrer vorigen Glücksumstände durchschimmern, und einem jeden kommt sein gegenwärtiger Zustand mehr oder weniger bitter vor, nachdem er in seinem vorigen Zustand mehr oder weniger Vorzüge gehabt hat.

Man müste sich die Negern ganz gefühllos vorstellen, wenn man denken könnte, daß sie sich ohne äusserst schmerzhafte Empfindung von ihrem Vaterland, von ihren Göttern, von ihren Ehegatten, von ihren Kindern oder Eltern, von ihrem Eigenthum, wegreissen liessen, ungewiß, zu welcher Art des Lebens oder des Todes, sie über die See weggeführt werden. Die Furcht über ihr zukünftiges Schicksal quält sie mehr, als die Empfindung ihrer gegenwärtigen Noth. Sie sehen sich nicht anders als Schlachtvieh an, welches in eine andere Weltgegend geführt werden soll, um daselbst von Menschen gefressen zu werden.

Um ihrem schweren Schicksal zu entgehen, lassen sich daher viele zum Selbstmord verleiten; sie suchen sich, wenn sie Gelegenheit dazu haben, entweder in die See zu stürzen, oder sich zu Tode zu hungern. Wozu kann die Verzweifelung einen Menschen nicht bringen? Stürzen sie sich in die See, so werden sie, ihrer Geschicklichkeit im Schwimmen ohnerachtet, mit dem Boote wieder eingeholt, und wenn sie durch Untertauchen demselben entgehen wollen, so ist unvermeidlich, daß sie einem Hayfisch in den Rachen fallen, oder sonst ums Leben kommen. Wollen sie sich vorsetzlich zu Tode hungern, um nicht eines gewaltsamen Todes zu sterben, so ist dieses Mittel ärger, als das Uebel, dem sie dadurch entgehen wollen. Die Capitains der Schiffe, müssen deswegen alle mögliche Vorsicht anwenden, sie am Selbstmord zu verhindern. Sie suchen in dieser Absicht manchmal durch angenehmere, wenigstens erträglichere Vorstellungen ihre finstern Gedanken zu zerstreuen; sie lassen ihnen von Zeit zu Zeit ihre Fesseln abnehmen, daß sie sich mit Tanzen auf dem Verdeck des Schiffs in verschiedenen Abtheilungen belustigen können. Jedoch die Dauer davon ist kurz. Aufs neue gefesselt, müssen sie sich wieder in ihr enges Gefängnis einschliessen lassen.

Wenn

Wenn sie nun an den Ort ihrer Bestimmung gekommen, und an das Land gebracht worden sind; so werden sie in einem geräumlichen Hof eingeschlossen, und zum Verkauf zu bereitet. Nun mehr fangen die finstern Vorstellungen, die sie sich von ihrem zukünftigen Schicksale gemacht haben, nach und nach an zu verschwinden, da sie Landsleute antreffen, die ihnen ihre neue Lebensart beschreiben; sie lernen einsehen, daß man ein Sclave seyn könne, ohne gänzlich unglückselig und trostlos zu seyn. Eine neue Pfeife mit Toback, und der verzuckerte Reiß, der ihnen zur Speise gereicht wird, trägt viel dazu bey. Da die Hauptabsicht, weswegen sie die Europäer kaufen, dahin geht, daß sie die härteste Arbeit verrichten müssen; so wird bey ihrem Kauf hauptsächlich auf ihre Leibesbeschaffenheit gesehen. Sie werden besichtigt, und ihre Versteigerung ist von der Versteigerung jeder andern Waare nicht unterschieden. Wenn die Gesunden und Starken verkauft sind; so kommt die Reihe an die Kranken und Schwachen. Bey dem weiblichen Geschlecht wird ausser der Gesundheit auch auf die gute Bildung gesehen, und die Europäischen Käufer wissen wohl, warum?

Der neu gekaufte Sclave bekommt von seinem Herrn einen neuen Namen, und auch sein Zeichen auf die Haut gebrannt. Nun ist er ein Eigenthum seines Herrn, nach dessen Befehl er alle Kräffte seines Leibes anwenden muß. Er wird etlichen alten Negern zum Unterricht übergeben, diese leiten ihn in die Arbeit ein, und versorgen ihn so lang mit der nöthigen Nahrung, bis er sie aus seiner eignen Plantage, die ihm zu seinem Unterhalt angewiesen ist, haben kann. Bey einigen aber ist Faulheit, wilder Eigensinn, oder auch Geburtsstolz dermassen eingewurzelt, daß er weder durch sanfte Behandlung, noch durch harte Züchtigung überwunden werden kann. Man findet Sclaven, die in ihrem Lande aus einem edlen Geschlechte waren, die sich lieber zu tode hungern, als zu einer knechtischen Arbeit bequemen wollen Ich bin ein Fürst, sagte einstens ein Neger zu seinem Herrn, der ihm eine Arbeit zumuthete; jetzt bin ich zwar in deiner Gewalt, aber nie werde ich mich entschliessen dir zu dienen; eher soll ein freywilliger Tod meinem Leben ein Ende machen. Eine Negerin sprach einstens aus gleichem Ton zu ihrer Frau: ich war weit grösser in Guinea, als du bist; ich hatte weit mehr Sclaven in meinen Diensten, als du hast; und jezt

sollte ich deine Sclavin seyn ? nimmermehr; ehe soll mich der Hunger töden. Andere im Gegentheil bequemen sich ohne Widerstand zur Unterthänigkeit und Gehorsam ; weil sie bey ihrer Tummheit und Wildheit dennoch einsehen, daß in den Umständen, worinnen sie sind, nichts anders zu thun ist.

Nunmehr wollen wir ihren Zustand näher kennen lernen. So viel es der Sclavenstand zuläßt, halten die Negern in Westindien sehr streng über ihren vaterländischen Gebräuchen und Gewohnheiten, und es ist ihnen nichts weniger, als gleichgültig, daß solche durch die Abhängigkeit, darinnen sie stehen, eingeschränkt wird. Wir wollen also zuvörderst von ihrer Religion reden. In der Sclaverey leben sie grösstentheils ohne alle Religion. Ihre Götter haben sie grösstentheils in Guinea zurückgelassen, und bey ihrer Einschiffung nach Westindien ist sorgfältig verhütet worden, daß sie keine Götzenbilder mitnehmen durften. Sie haben auch keine Priester, und es würde ihnen auch keine Ausübung ihres Götzendienstes erlaubt werden. Wenn man bedenkt, mit welchem blinden Eifer oft das dümmste Volk an seiner Religion hängt, von der es vielleicht gar nichts versteht; so wird man

nichts

nichts anders vermuthen, als daß dieser Mangel an Religionsübung vielen Negern sehr wehe thun muß. Indessen wollen wir dasjenige, was sie den Mißionarien, die unter ihnen gewesen sind, von ihrer Religion erzählt haben, mittheilen. Die Nachrichten, die uns die Herrnhuther, die sich unter ihnen aufgehalten und Umgang mit ihnen gehabt haben, geben, sind die neuesten und zuverläßigsten, und diese wollen wir hauptsächlich benutzen.

Da die Negersclaven von so verschiedenen Nationen sind; so läst sich leicht abnehmen, daß auch ihre Religionsmeinungen sehr von einander verschieden seyn müssen. Inzwischen glauben sie doch alle miteinander, daß ein Gott sey, und diesen stellen sie sich als sehr mächtig und wohlthätig vor; sie glauben, daß er die Welt und die Menschen geschaffen, und über alles Macht habe, daß er in der Luft donnere, auch wohl die Bösen mit dem Donner bestrafe, daß Wohlthätigkeit ihm angenehm sey, und sie mit langen Leben belohne; ihm schreiben sie alles Gute zu, und glauben, daß es ihm angenehm sey, wenn ihm die Menschen um allerley bitten. Ein merkwürdiges Beyspiel einer solchen Gesinnug wird uns von einer Negerin auf der Insel St. Thomas erzählt. Sie

war von ihrem Herrn freygelassen worden. Ehe sie in der Morgenstunde einen Bissen Essen zu sich nahm, fiel sie auf die Knie, beugte ihr Angesicht zur Erde, und betete an. Wenn sie schlafen gehen wollte, that sie ein gleiches, und bewies eine ungemeine Ehrerbietung gegen Gott. Sie sagte, daß sie diese Gewohnheit von ihren Eltern gelernt hätte, und daß auch andere in ihrem Lande dem Herrn also dienten; (sie war von der Nation der Papas.) Wenn sie neue Früchte bekam, es mochte seyn, was es wollte, so aß sie nichts davon, bis sie etwas davon genommen und verbrannt hatte; alsdann fiel sie auf ihre Knie, und dankte Gott von Herzen, der ihr Gesundheit gegeben hätte, die Früchte zu pflanzen, und ihr Leben erhalten, solche zu geniessen. Alsdenn erst, wenn sie dieses Opfer gebracht hatte, aß sie davon. Wie man sich näher nach ihrer Religionsmeinung erkundigte, so sagte sie, daß nur ein Gott sey, der Vater, welcher P o a hiesse; sein Sohn M a su sey die Thür, durch welche allein man zum Vater kommen könne, und dann wäre noch der Geist, der C e hiesse. Sie pflegte jährlich ein Lamm, oder eine Ziege zu opfern, um die Gottheit dadurch zu versöhnen, und ihre Versehen gut zu machen. Es ist zu vermuthen, daß einmal Lehrer der christlichen Religion in

ihrem Lande müssen gewesen seyn, von denen dieses ein Ueberbleibsel zu seyn scheinet. Im übrigen aber sieht man hier deutliche Spuren einer natürlichen Religion. Unter allen schwarzen Nationen hat man bis jetzo noch keine gefunden, die ganz und gar keinen Begriff von Gott gehabt hätte. Da sie aber durchgängig Gott und den Himmel mit einerley Namen benennen; so ist es ungewiß, ob sie nicht den Himmel selbst für den obersten guten Gott halten. Vielleicht aber denken sie nicht einmal so bestimmt.

Ausser diesen höchsten guten Gott nimmt der gemeine Haufe noch eine Menge Götter von geringerer Würde an, die alle mit einander unter dem grossen Gott stehen, und zwischen ihm und den Menschen die Mittelspersonen seyn sollen. Diese Untergötter verehren sie in Schlangen, Tigern, Wölfen, Flüssen Bäumen, Hügeln, grossen Steinen, u. dgl. Unstreitig stellt sich das dumme Volk grösstentheils vor, daß diese Schlangen, Tiger u. dgl. selbst Götter wären, da im Gegentheil der verständigere Theil sie als blosse Repräsentanten der Untergottheiten ansieht, und sich vorstellt, daß dergleichen Götter auf Hügeln und unter gewissen Bäumen ungesehen sich aufhal-

ten. Diese Untergötter sind nur entweder National- oder Familien Götter. Eine Nation verehrt zum Exempel eine grosse Schlange als ihren National-Gott, und in jedem besondern Hauß werden gewisse kleine Schlangen als Hausgötter verehrt. Die National-Götter sind unveränderlich, wie zum Exempel bey den Kangos der Elephantenzahn; aber neue Familien-Götter kommen bey aller Gelegenheit zum Vorschein. Tiger oder Schlangen, die durch einen Zufall in ein Hauß kommen, ohne jemanden zu beschädigen, werden sogleich als Götter angenommen und verehrt. Ein Fluß, der aus seinen Ufern tritt, und alles überschwemmt, erhält dadurch göttliche Verehrung. Ein Schwein hatte von ohngefähr eine Menge durstender Personen, die ihm nachjagten, zu einer Quelle geleitet; und dieses war die Ursache, daß bey der ganzen Nation dieses Schwein göttlich verehrt, und keines hernach mehr geschlachtet wurde. Diese National- und Familien-Götter sind von dem grossen Gott über gewisse Provinzen, Menschen und Thiere, als Schutzgeister gesetzt, und müssen ihm jährlich von ihrem Amte Rechenschaft geben. Es geschieht dieses in einer allgemeinen Versammlung aller Götter an dem Hof des grossen Gottes. Welcher Gott nun in

seinem

seinem Amte sich rechtschaffen aufgeführt hat, der wird von dem grossen Gott zur Bezeugung seines Wohlgefallens mit einem glühenden Eisen in der Unsterblichkeit und in dem Amte eines Schutzgottes auf ein Jahr weiter bestätigt; welche aber dem bösen Geist zugelassen haben, Kriege unter der Nation zu stiften, oder Pest, Feuerschaden und anderes Unglück durch ihre Schuld haben entstehen lassen; die werden abgesetzt, und aus dem Rang der Götter wieder zur Sterblichkeit verdammt. Diese schlagen sich alsdenn zur Gegenparthie des guten Gottes, und werden Teufel.

Wenn die Negersclaven aus ihrer Heymath abgeführt werden; so geben die Europäer genau Achtung, daß sie keine von ihren Fettissen, oder Schambu, mitnehmen; und dennoch haben sie es nicht verhüten können, daß nicht einer oder der andere etwas dergleichen mit fortgeschleppt, oder sich in Westindien einen gemacht hätte. Es sind aber diese Fetissen gewisse heilige Dinge, die von Gott eine besondere Krafft sollen bekommen haben, die bösen Geister zu vertreiben, und in allerley Krankheiten zu helfen. Sie haben die Würde der Götter nicht, aber aus der Hochachtung, die die Negern gegen sie ha-

ben, sollte man schliessen können, daß sie sie würklich für Götter hielten, und vielleicht sind die Dummen im Volk nicht ganz frey davon. Es sind gewisse Leute unter ihnen, die dergleichen Heiligthümer verfertigen, gemeiniglich sind es alte Weiber, die in einem besondern Aufzug einhergehen. Um den Kopf haben sie ein Stück Pelz gebunden, Hände und Füsse sind mit verschiedenen Farben bemahlt, und im Gesichte wunderbare Figuren eingeschnitten. Um den Hals hängt eine Schnur, darauf allerhand Knochen, Vögelköpfe, Ochsenklauen, u. d. gl. aufgezogen sind, und in der Hand tragen sie einen grossen Stab. Die Mannspersonen, die sich damit abgeben, haben wohl sechsmal so viel Knochen von Menschen und Vieh um den Hals herumhängen, und sehen wie Strafenräuber aus. Sie machen alles zu Fetissen, Menschen- und Hundsköpfe, Ochsenhörner, Tigerklauen, Steine, Scherben von Töpfen, kleine an beiden Enden angebrannte Hölzgen, deren sie wohl zwanzig zusammen binden. Unter allen aber ist der Wolf der Haupt-Fetiß. Ein Mißionar fragte einstens einen Neger, der ein solches heiliges Ding unten in seiner Hütte stehen hatte, wozu es gut wäre, und dieser antwortete ihm, damit ihm der Teufel nicht oben in sein Hauß kommen könnte. Da

die

die Negern in West-Indien dergleichen Dinge vor ihren Herrn heimlich halten müssen, so verbergen sie sie in Schachteln oder in Calabaschen, und erweisen ihnen morgends und abends ihre Ehrerbietung. Sie brauchen sie überhaupt als Verwahrungsmittel gegen alles, was ihnen schädlich ist. Einige im Lande binden sich solche um den Leib, und glauben dadurch, wenn sie zu Felde zögen, unverwundlich zu seyn; vorzüglich aber brauchen sie sie, sich für dem bösen Geist, und seinen menschenfeindlichen Absichten zu verwahren. Für diesen fürchten sie sich eben so sehr, als die Caraiben für den Mabonya. Sie halten ihn für den Feind des guten Gottes, der nur suche, die Menschen zu verführen, ihnen zu schaden, sie ums Leben zu bringen, und die Seele nach dem Tode in seine Gewalt zu bekommen; sie halten sich nie für seinen Nachstellungen sicher. Sie rufen ihn nicht um Hülfe an, wie ihnen oft schuld gegeben wird; aber sie fürchten sich vor ihm, und suchen ihn durch allerhand Gefälligkeiten zu versöhnen.

Auch ihre Zaubereyen haben sie aus ihrem Vaterlande mitgebracht. Es giebt noch viele unter ihnen, welche glauben, daß einem eine Krankheit angezaubert werden könnte;

und es fehlt auch nicht an solchen, die sich dafür ausgeben, daß sie die Kunst verstehen, die Ursachen solcher Bezauberungen zu entdecken. In dem Lande selbsten, ist die Entdeckung dieser Geheimnisse mit vielen Gauckeleyen verbunden. Zum Exempel in einigen Gegenden bringen sie ihren Priestern ein ganz weisses, oder ganz schwarzes Schaf, welches dieser opfert, und das Blut über ein grosses Gefäs sprengt, darauf ertheilt er die göttliche Antwort, die man von ihm verlangt. Wird einer krank, so läst er seinen National-Gott durch den Priester fragen, ob seine Krankheit von einer Zauberey, oder von Gott herkomme. Nachdem die Antwort ausfällt, so weiß dieser auch ein Mittel, wodurch der Kranke genesen könne. In diesem Fall bekommt der Priester seine Bezahlung davor; bekommt er aber eine traurige Antwort, daß der Kranke sterben würde, so bekommt er nichts für seine Mühe. Krieg und feindliche Einfälle, Theurung und Mißwachs, sagen ihnen ihre National-Götter voraus; aber sie sind auch so zahm, daß sie sich durch Geschenke wieder besänftigen lassen, und gute Zeiten weissagen. Bey den Negern im Lande, so wie bey allen Wilden überhaupt, sind die Priester zugleich ihre Aerzte; doch sind die Begriffe, die sie von

den

den Ursachen der Krankheiten haben, sehr verschieden. Einige halten sie für böse Geister; und und diese bitten sich von ihrem Gott, es mag nun ein Baum oder ein Thier seyn, die Erlaubnis aus, sie fort zu jagen. Alsdenn wird eine Jagd gegen sie angestellt, und man hört nicht auf, sie mit grossen Geschrey und bewaffneter Hand zu verfolgen, als bis sie über die Gränzen hinüber getrieben sind. Andere Negern aber haben eine ganz verschiedene Theorie von den Krankheiten. Sie halten sie für eine Würkung des Mißverständnisses zwischen Leib und Seele. So lang diese in Fried und Eintracht, wie ein paar gute Eheleute lebeu, so ist der Mensch ihrer Meinung nach gesund; verunreinigt sich aber eines von beyden, so wird die Harmonie gestört, der reine Theil will sich vom unreinen trennen, daraus entsteht ein innerlicher Krieg, und daraus die Krankheit. Vor allen Dingen rügt also der Priester das Gewissen des Patienten, um die Ursache zu erfahren, wodurch er sich die Krankheit zugezogen habe. Ist dieser nun offenherzig und beichtet, so nimmt der Priester die Cur vor; es werden für den verunreinigten Theil Opfer gebracht, und Gelübde gethan und erfüllt, und dadurch wird die Einigkeit wieder hergestellt. Wie alles

dieses

dieses geschehen müsse, davon läst sich der Priester die Anweisung von seinem Gott geben. Alsdenn wird die cörperliche Cur vorgenommen, welche durch Baden und Salben und den Gebrauch anderer Arzneymittel versucht wird. Will alles dieses nichts helfen, so haben sie gleich eine Ursache bey der Hand. Ihr Gott ist alsdenn nicht gegenwärtig, sondern bey der General-Versammlung der National-Götter am Hofe des grossen Gottes. Ob gleich die Negern von diesen und andern Geisterbeschwörungen verschiedenes mit bringen, so sind sie doch bey aller ihrer Dummheit so vorsichtig, nichts davon merken zu lassen. Im Jahr 1701. wurde der Erzählung des P. Labats zu Folge, auf der Insel St. Thomas ein Neger um der Zauberey willen lebendig verbrannt, und man glaubte damals allgemein, daß die Zauberey dieses Negers eine Würkung dämonischer Kräffte sey. Fällt gar eine kranke weisse Frau aus Aberglauben auf den Verdacht, daß sie von einem Neger behext sey, so ist dieser gewiß im höchsten Grad unglücklich. Manchmal geschieht es, daß einer von den freyen Negern aus einer vermeinten Geisterbeschwörung ein Geschäffte macht. Vor wenig Jahren war einer von dieser Gattung auf der Insel St. Thomas berühmt.

rühmt. Es war ein alter lahmer Kerl, der sich gewisser Gesänge und alberner Ceremonien bediente, die man für Zauberey hielt, und sich in seiner Dürftigkeit etwas damit verdiente. Er fand diese Lebensart so bequem, daß er durch keine Vorstellungen davon abzubringen war.

Was den äussern Gottes- oder vielmehr Götzendienst der Negern anbetrifft, so fällt dieser in den Umständen, worinnen sie sind, fast gänzlich weg. Von Beten haben sie allerdings eine Idee. Sie verrichten solches zu verschiedenen Zeiten, an allerley Orten, und in allerley Anliegen. Sie beten beym Auf- und Untergang der Sonne, beym Essen und Trinken, bey ihrer Arbeit ꝛc. Die obengemeldeten Herrnhuthischen Mißionarien haben uns einige ihrer Gebeter, die sie selbst mit angehöret haben, aufgezeichnet. Das tägliche Gebet einer Negerin von der Nation der Watje war: o Gott, ich kenne dich nicht, du aber kennst mich, deine Hülfe ist mir nothwendig. Beym Essen sprechen sie: Herr Gott, du hast uns dieses gegeben, du hast es wachsen lassen; wenn sie arbeiten: Herr Gott, du hast gemacht, daß ich Krafft habe, dieses zu thun; des morgens: Gott hilf uns,

wir

wir wissen nicht, ob wir morgen noch leben, wir sind in deiner Hand. Einige beten auch für ihre verstorbene Freunde. Diese Gebete sprechen sie gemeiniglich bey ihren Fetissen. Ihr Anliegen, das sie auf diese Art in ihren Gebetern, auch wohl manchmal auf den Knien vortragen, bezieht sich blos auf den Cörper, auf Gesundheit, gutes Wetter, und dergl. Bey anhaltender trockner Zeit versammeln sie sich zu weilen in ganzen Haufen in einem traurigen Aufzug, und binden sich Blätter um den Kopf und um den Leib. Mit Heulen und Wehklagen stellen sie ihrem Gott ihre Noth vor, und bitten, daß er regnen lassen möge, weil sie sonst alle Hungers sterben müsten. Einige bitten den Neumond, daß er ihnen Krafft zur Arbeit geben wolle, einige freye Negern sollen ihrem Gott zugemuthet haben, ihre Schulden zu bezahlen. Man hat verschiedenemalen von Negern gehört, daß sie es nicht begreifen könnten, daß die weissen Männer so wenig Ehrerbietung gegen ihren Gott hätten, und ihm gleichsam nur im Vorbeygehen sagten, was sie haben wollten. Gewiß, wenn die Negern auf eine anständigere Art von den Christen behandelt würden, sie würden ihrer eingeschränkten Begriffe ohn-

erach-

erachtet, bessere Menschen werden können, als sie grösstentheils wirklich sind.

Es ist unter den Negern, besonders denen, die von Congo herkommen, an verschiedenen Orten eine Art einer Taufe gewöhnlich. Die Ceremonien aber, die dabey beobachtet werden, sind nicht überall einerley. Gemeiniglich wird dem Täufling Wasser über den Kopf gegossen, etwas Salz in den Mund gegeben, und in congoischer Sprache über ihn gebetet. Vor der Taufe muß ein erwachsener Neger für die Sünden, die er in Guinea begangen hat, mit fünf bis sechs Peitschenhieben, die er vom Täufer empfängt, büsen. Nach derselben wird von den Vermögenden eine negrische Mahlzeit gehalten, der Täufer aber bekommt für seine Mühe etliche Realen. Ohnstreitig haben die Congonegern diese Taufe ehemals den Portugiesen abgelernt; allein bey ihnen hat sie gar keine Beziehung auf die Religion. Den armen Negern, die in Westindien ohne Vater, Mutter und Anverwandte sind, soll dadurch zu einer Art von Pflegeltern geholfen werden. Vermögende Frey-Negern nehmen sie alsdenn an Kindesstatt an, und werden auch, so wie der Täufer, von ihnen Vater und Mutter genennt.

Wenn

Wenn sie sterben, so müssen sie ihnen einen Sarg und Sterbekleid machen lassen. Gewöhnlich begräbt der Täufer denjenigen, den er getauft hat, er singt bey dem Grabe, und hält auch an die Leichenbegleiter, nach seiner Art eine kurze Anrede.

Der wesentlichste, und beynahe einzige Punct ihres öffentlichen Gottesdienstes, den sie in ihrem Vaterlande beobachten, fehlt ihnen in Amerika gänzlich. Es sind dieses die Opfer, davon wir eine Beschreibung aus ihren eignen Erzählungen hier einschalten wollen. Die Opfer der Negern werden an heiligen Stätten durch geweihete Personen verrichtet. Sie stehen in den Gedanken, daß ihre Gottheiten an gewissen Orten entweder sichbar oder unsichbar wohnen. Besondere Gebäude oder Hütten, anmuthige Hügel, hohe und starke Bäume, auch Heyne, haben die Ehre ein Aufenthalt ihrer Götter zu seyn, wohin ausser den Priestern kein Neger sich unterstehet zu gehen. Geht ein Neger vor einem solchen Ort vorbey, so wird er niemals ermangeln zu beten, oder auf eine andere Weise seine Ehrerbietung zu bezeigen, sollte es auch nur dadurch geschehen, daß er auf einen heiligen Hügel einen Stein oder Zweig leget. Ihre

re Priester stehen bey ihnen in den grösten Ansehen, sie werden für die Vertrauten der Gottheit gehalten, und kein Neger wird sich unterstehen, gegen die Verordnung eines Priesters zu handeln; sie glauben, daß ohne des Priesters Hülfe die Seele nach dem Tode nicht zu Gott kommen könne. Bey der Menge von africanischen Nationen haben die Priester auch verschiedene Namen, und eben so verschieden sind auch ihre äussere Umstände. Bey einer Nation werden sie lebendige Opfer genennt. Hier leben sie ledig und ohne Eigenthum auf anderer Unkosten, und haben die Freyheit von andern alles das zu nehmen, was sie nöthig haben, und niemand widersetzt sich ihnen. Sie lassen, wie die Nasiräer, bey den Juden, ihre Haare wachsen, und der Gebrauch des Schermessers ist ihnen gänzlich verboten. Bey einer andern Nation verwaltet eine Negerin das Priesterthum. Diese Gewohnheit trifft man bey denjenigen an, deren National-Gott eine Schlange ist. Die Priesterin ist zum Unterschied am ganzen Leib sehr künstlich gezeichnet, und steht in einer allgemeinen grossen Hochachtung. Jährlich werden eine Anzahl junger Mädchen mit Gewalt aus der Nation genommen, und von der Priesterin gezeichnet; sie werden in den Religionsgefängen

und Tänzen unterrichtet, und gewisser massen mit der grossen Schlange verheyrathet, und zu ihren Priesterinnen geweihet. Bey einer andern Nation ist das Priesterthum erblich; nur hat unter mehreren Söhnen des verstorbenen Priesters derjenige den Vorzug, welcher das Herz hat, seinem verstorbenen Vater gewisse Körner, die ihm in den Mund gesteckt worden, und darüber er mit vieler Stärke und gräßlichen Geschrey halten soll, aus den Zähnen zu reissen, und in seinen Mund zu stecken. Sonst wird ein Priester und Fetißmacher durch allerley alberne Ceremonien eingeweiht, die wir aber mit Stillschweigen übergehen.

Die Opfer der Neger selbsten bestehen in Ochsen, Kühen, Schafen, Ziegen, Hühnern, Palmöl, Brantewein, auch bey einigen Nationen werden Menschen geopfert. Bey frölichen Begebenheiten opfern sie weisse, bey traurigen aber schwarze Thiere. Auch für Verstorbene werden Opfer gebracht. Ein weisses Huhn wird, ehe der Todte zu Grabe getragen wird, von dem Priester geschlachtet, und die Baare, worauf der Todte liegt, mit dessen Blute betropft. Ein Ibeneger macht von denen bey seiner Landsmannschaft übli-

üblichen Opfern folgende Beschreibung. Wenn einer sehr krank ist, oder glaubt, daß Gott unzufrieden sey; so fragt er den Priester, was dabey zu thun sey. Dieser ernennt ein Thier, das zum Opfer gebracht werden soll. Wenn nun das Opferthier zum Altar geführt worden ist, so schneidet ihm der Priester den Hals ab, und läst das Blut an den Fuß des Altars fliessen. Alsdenn werden ihm die Haare abgesengt, und die Eingeweide tief in die Erde vergraben, damit sich kein Raubthier daran vergreifen möge. Etwas von dem Fleisch des Opferthiers wird auf dem Altar verbrennt, das übrige von der Opfergesellschaft verzehrt. Der Priester begleitet die Handlung mit einem Gebet. Stirbt der Kranke demohngeachtet, so findet der Priester die Ursache darinnen, daß Gott die Seele haben wolle, wogegen keine Geschenke etwas hülfen; diese thäten nur alsdenn ihre Würkung, wenn ein Berg, ein Brunnen, oder ein Wasser einen Menschen tödten wollte. Menschenopfer sind zwar etwas seltenes, aber nicht gänzlich ungewöhnlich. So wurde in Altkalabar für die Genesung des Königs ein zehen Monath altes Kind mit einem lebendigen Hahn an einen Baum aufgehängt; so opferte ein anderer König seinem Gott aus Dankbarkeit für die ihm

geschenkten Siege vier tausend Feinde, denen er die Köpfe abschlagen, und auf einen Haufen zusammen werfen lies.

Daß die Vernunft den Menschen auf die Gedanken bringe, gewisse Tage besonders zur Verehrung der Gottheit auzuwenden, ist eine bekannte Sache. Auch diesen Theil der Religion treffen wir bey den Negern an, ob es gleich den Sclaven in America ausserordentlich wehe thun muß, daß ihnen nicht erlaubt ist, diese Gewohnheiten ihres Landes zu beobachten. Alle guineische Nationen feyern jährlich ein Erntefest, bey welchem der Gottheit feyerliche Dankopfer gebracht werden. Es sind diese Feste zugleich Freudentage, welche die Negern mit Mahlzeiten und Tänzen zubringen, und dabey ihre Erkentlichkeit gegen ihre Gottheiten dadurch an den Tag legen, daß sie einen Theil der Speisen vor ihnen ausschütten und opfern. Die Nation der Fida halten jährlich eine grosse Wallfart zur grossen Schlange, die sie als ihren National-Gott verehren. Sie versammeln sich alsdenn für dem grossen Schlangenhausse, fallen auf ihr Angesicht und beten an. Die Wawu halten einem Tiger, den sie für ihren Gott halten, zu Ehren jährlich ein Fest, und beten denselben nicht nur

an,

an, sondern bringen ihm auch allerley Opfer an Mayz, Hühnern, Schafen und dergl. Von dem, was der Tiger übrig läst, bereitet sich das Volk eine Opfermahlzeit, die mit Tänzen und andern Lustbarkeiten begleitet ist. Bey einer andern Nation feyert jeder Neger den Wochentag, an welchem er gebohren ist; bey einer andern feyert ein Schwarzer jährlich den Tag, an welchem er zu erst das Blut eines Menschen vergossen hat. Bey einigen Nationen finden sich auch Spuren, daß christliche Mißionarien unter ihnen gewesen sind. Von der Taufe der Congonegern haben wir schon geredet. Daß die Soko an jedem Tage des siebenten Monaths bis zum Untergang der Sonne fasten, und alle Arbeit aussetzen, daß ein Priester dem versammelten Volk aus einem Buch etwas vorlieset, und dasselbe zum Glauben an Gott und zum Gehorsam ermahnt; daß er mit dem Volk auf die Knie fällt und betet; daß sie unter dem Gebet mit der Stirne dreymal die Erde berühren, und sich mit dem Kreuze bezeichnen, sind ohnfehlbar Nachahmungen der Christen.

Nun noch etwas von den Meynungen der Negern in Absicht auf die menschliche Seele. Es ist fast keine guineische Nation, von wel-

cher man auf den Westindischen Pflanzstädten Sclaven antrifft, welche nicht die Unsterblichkeit der Seele glauben sollte, mit einer festen Ueberzeugung, daß sie nach der Trennung vom Leibe fortfahre zu leben, gewisse Bedürfnisse habe, Handlungen ausübe, und überhaupt des Genusses der Glückseligkeit oder des Elendes fähig sey; jedoch ist auch nicht zu leugnen, daß man nicht hier und dar solche antreffen sollte, die zwischen dem Tod eines Menschen und des Viehes keinen Untrrschied machen, und sich daher niemals um den Zustand, darein sie nach dem Tode kommen würden, bekümmern. Die Seele und den Schatten benennen sie meistentheils mit einerley Namen, und viele sehen die Seele für etwas so feines an, als den Schatten. Fast durchgängig glauben die Negern, daß die Seelen der guten Menschen nach dem Tode zu Gott kommen, der bösen aber zum bösen Geist. Von denen Seelen, die zum bösen Geist kommen, glauben sie, daß sie Gespenster werden, und wieder erscheinen, und, weil sie ihre Neigung böses zu thun, behalten, diejenigen im Schlafe plagen, denen sie nicht gut sind, übrigens aber in der Luft herumflattern, und in den Gebüschen Lermen und Geräusch machen; wenn also einer am dritten Tage nach seinem Tode

wieder

wieder erscheine, so sey es ein Beweiß, daß er nicht zu Gott gekommen sey. Fernen glauben sie, daß auch die guten Seelen oft Mühe hätten, beym bösen Geist vorbey bis zu Gott zu kommen, weil dieser böse Geist alle Mittel anwende, sie in seine Gewalt zu bekommen. Um sich nun von allen Ansprüchen des bösen Geistes los zu machen, machen sie sich gewisse Zeichen am Leib, wodurch sie beweisen wollen, daß sie Gott angehören, gegen welche der böse Geist nichts einwenden könne. Sie glauben auch, daß jede Seele von zwo Geistern, einem guten, und einem bösen, nach ihrem bestimmten Ort begleitet werde, und sie habe eine sehr gefährliche Wand, wodurch der Weg abgeschnitten würde, zu paßiren; einer frommen Seele helfe der gute Geist glücklich da vorbey, eine böse aber zerstoße sich den Kopf daran; nachher eröffnen sich zween Wege, ein schmaler, auf welchem die bessere Seele von ihrem wohlthätigen Führer zu Gott, und ein breiter, auf welchem die böse Seele unter Anführung des feindseligen Geistes, an einen finstern Ort geleitet würde.

Auch findet man bey einigen Negern, daß sie die Wanderung der Seele aus einem Cörper in den andern glauben; doch sind ih-

re Begriffe davon sehr verschieden. Einige bilden sich ein, daß die Seele eines Verstorbenen in demjenigen Kinde wieder auflebe, welches zu nächst nach seinem Tode gebohren würde; andere, daß die Seele eines Verstorbenen in einen Vogel, Fisch, oder anderes Thier übergehe. Diese Meynung von der Seelenwanderung hat unter den Negern in America verschiedene sehr schlimme Würkungen. Wenn ihnen die Sclaverey zu schwer wird; so bringen sie sich selbst ums Leben, in der guten Zuversicht, daß ihre Seelen nach dem Vaterlande wandern, und da in einem Kinde wieder aufleben werde; andere bilden sich gar ein, sie würden in Guinea wieder leibhaftig auferstehen. Von diesem Vorzug aber schliessen sie Mörder und andere Verbrecher aus, als welchen der böse Geist nicht zulaße, dahin zu kommen. Das mag nun genug seyn von den Religionsmeynungen der Negern, so viel sich aus den mündlichen Beschreibungen derselben bisher hat heraus bringen lassen.

Nichts kann elender seyn, als der äussere Zustand dieser Menschen. Vermöge der Sclaverey, unter welcher ein Neger liegt, fehlen ihm ohne dies schon alle die Vorrechte, die ein Mitglied eines Staats genießt, er wird

im bürgerlichen Verstand nicht für eine Person gehalten; ausser diesen aber drücken ihn noch härtere Umstände, dermassen, daß sein Zustand von dem Zustand der Lastthiere nicht viel unterschieden ist. Er hat die schlechteste Kost, seine Kleider sind schlechte Lumpen, die ihn weder vor der Hitze des Tags, noch vor der Kälte der Nächte schützen. Seine Häusser sind von den Bärenlöchern nicht viel unterschieden; seine Betten sind Hürden, oder der blose Erdboden; seine Geräthschaft besteht in einigen Calebaschen und hölzernen Schüsseln, seine Arbeit ist beständig, sein Schlaf sehr kurz; er bekommt keinen Lohn, aber wegen des geringsten Verbrechens Peitschenhiebe; wird er krank, so liegt er ohne Verpflegung. Dieses ist das traurige Bild der Negersclaven im allgemeinen; wir wollen es genauer betrachten.

So bald ein Sclave das Eigenthum seines Herrn geworden ist; so steht er ganz unter der Bothmäsigkeit desselben; dieser kann mit ihm schalten und walten, wie er will, nur über sein Leben hat er kein Recht. Der Sclave ist verbunden seinem Herrn zu gehorchen, und seine Kräffte nach dessen Vorschrifft anzuwenden; nur alsdenn kann er sie zu sei-

nem eignen Nutzen gebrauchen, wenn es sein Herr erlaubt. Wir wollen uns nicht über die innere Rechtmäßigkeit dieses Verhältnisses einlassen, da von andern so viel für und gegen dieselbe geschrieben ist, sondern blos erzählen, wie die äussern Umstände des Negersclaven beschaffen sind. Da der Sclave zu einem durchgängigen Gehorsam verbunden ist, so kann jeder Ungehorsam und Widersetzlichkeit von seinem Herrn mit einer willkührlichen Strafe belegt werden. Der lasterhafte Character der meisten heidnischen Negern und ihre Menge, hat in die Strafen derselben eine Härte gebracht, die mit der Grösse ihrer Vergehungen dem Anschein nach nicht immer in einem gehörigen Verhältnisse zu stehen scheint; allein dieses ungesittete Volk kann auch durch nichts als harte Strafen von Vergehungen abgehalten werden.

Bey der grossen Menge und der vorzüglichen Leibesstärke der Neger", und ihrer schlechten Denkungsart, würde das Leben der Europäer in einer beständigen Gefahr seyn, wenn nicht die Gesetze, die den Negern vorgeschrieben sind, besonders dahin gerichtet wären, ihm jede Veranlassung und Neigung, etwas dagegen zu unternehmen, abzuschneiden. Daher

wird

wird dem Negersclaven jede Vergreifung an einem Europäer, er mag zu seiner Herrschaft gehören oder nicht, als ein todeswürdiges Verbrechen angerechnet. Doch pflegt hier die Fürbitte des beleidigten Europäers von grossem Gewicht zu seyn. Obgleich der Landesherr die Bestimmung der Todesstrafen seinen Tribunalien vorbehalten hat; so ist doch die Fürbitte des Europäers oft von dem Begnadigungsrecht nicht viel unterschieden, und er würde sich für sehr beleidigt halten, wenn seine Fürbitte die verlangte Würkung nicht haben sollte. Beydes hat die Absicht, die Hochachtung gegen die Europäer zu vermehren, indem auf der einen Seite auf die Beleidigung eine so hohe Strafe gesetzt, auf der andern aber die Fürbitte des beleidigten Theils so würksam ist. Nichts gehet über die Strenge, mit der sie über die Subordination halten. Wenn ein Sclave die Hand aus Widersetzlichkeit gegen den Meisterknecht aufhebt; so verliert er sie unter der Hand des Büttels. Wenn ein Neger entlauft, so ist die darauf gesetzte Strafe dem Verbrechen eben so angemessen, als das Abhacken der Hand, die gegen einen Vorgesetzten aufgehoben worden ist. Wenn ein entlaufener Neger drey Monathe ausbleibt; so soll ein Fuß durch den

Büt=

Büttel abgehackt werden; und wenn er abermals entlauft, auch der andere. Man kan immer von gezwungenen Sclaven vermuthen, daß sie auf die Erlangung ihrer Freyheit bedacht seyn werden. Um also ferner allen gefährlichen Unternehmungen der Negern vorzubeugen, so ist ihnen bey schwerer Strafe verboten, so wohl Gewehr zu haben, als auch von den verschiedenen Plantagen zusammen zu kommen. Keiner darf sich ohne ausdrückliche Erlaubnis seines Herrn, ausser seiner Plantage aufhalten; am allerwenigsten aber des Nachts.

Die Todesstrafen, womit die Negern auf den Colonien bestraft werden, sind nach dem Verhältnisse der Verbrechen eingerichtet, nnd gewöhnlich von denen nicht unterschieden, womit andere Uebelthäter abgethan werden. Bekennt der Schuldige sein Verbrechen nicht, so kommt er auf die Tortur. Es ist aber die schmerzhafteste Art derselben oft nicht vermögend, die Wahrheit heraus zu bringen, und den Eigensinn des Negers zu überwinden. Wird ein Neger am Leben gestraft; so will das Gesetz, daß dem Eigenthümer der Werth desselben auf Unkosten des Landes ersetzt werde. Hätte aber wohl dem klügsten Gesetzgeber

geber einfallen können, daß diese Verordnung einem Mißbrauch unterworfen seyn würde? sollte wohl jemand glauben können, daß ein Mensch von einem so niederträchtigen Eigennutz besessen seyn könnte, daß er seinen unschuldigen, aber unbrauchbaren Sclaven, als einen todeswürdigen Verbrecher der strafenden Gerechtigkeit überliefern würde, blos um seiner los zu werden, und noch so viel zu bekommen, daß er sich einen andern brauchbaren Sclaven dafür ankaufen könne? und gleichwohl fehlt es nicht an solchen niederträchtigen Verräthern des unschuldigen Bluts. O Schande für gesittete Völker, ich will nicht sagen, für Christen.

Geringere Verbrechen werden nach dem Urtheil des Herrn entweder mit der Peitsche, oder Spießruthe bestraft. Nach der Grösse des Verbrechens steigt die Zahl der Streiche von funfzig bis auf zwey hundert. Wenn dem Schuldigen fünf hundert Streiche mit der Peitsche zu erkannt werden; so wird dieses der Todesstrafe gleich geachtet. Ist die Strafe vollzogen, so werden die Wunden des Gezüchtigten mit Salzlacke und spanischen Pfeffer ausgewaschen, wodurch zwar der Schmerz auf eine kurze Zeit auf eine empfind-

liche Art vermehrt, aber allen schädlichen Zufällen zugleich vorgebeugt wird. Auser der Peitsche und der Spießruthe bedienen sie sich auch eines Streifen aus einer rohen Kühhaut, welcher zusammen gedrehet, und gedrocknet ist, um gelegenheitliche und geringere Verbrechen damit zu bestrafen. Giebt sich der Herr die Mühe, einen Sclaven selbst mit diesem letzten Instrument abzustrafen; so thun dem Sclaven die Schläge lange nicht so wehe, wenigstens hält er es nicht für so schimpflich, als die er von dem Aufseher der Sclaven bekommt. Ja er hält es wohl gar für eine Ehre, und bedankt sich bey seinem Herrn.

In Lima haben die Spanier unter ihren Sclaven noch eine besondere Gewohnheit eingeführt, die wir hier mit anmerken wollen. Um die Subordination unter denselben desto besser zu erhalten, hat sie die Obrigkeit in gewisse Stämme, oder Zünfte eingetheilt, deren jede ihren eigenen König hat, den die Stadt unterhält, und ihm zur Behauptung seiner Würde, wenn er bisher in der Sclaverey gewesen ist, die Freyheit schenkt. Sie haben diese Einrichtung deswegen gemacht, damit sie nicht nöthig haben, alle Kleinigkeiten, die unter ihnen vorfallen, selbst

zu richten, auf der andern Seite aber ihnen einige Versüssung ihrer Sclaverey durch eine eingebildete Hoheit zu geben. Dieser Schattenkönig hält Gericht über diejenigen, die von seiner Zunft sind, und belegt sie nach Beschaffenheit der Verbrechen mit Strafen, jedoch kann er keinen Missethäter zum Tode verurtheilen. Stirbt einer von diesen Königen, so hält ihm die Stadt ein prächtiges Leichenbegängnis. Man begräbt ihn mit einer Crone auf dem Kopf, und die vornehmsten obrigkeitlichen Personen der Stadt werden zum Leichenbegängnis eingeladen. Die Sclaven von seiner Zunft versammeln sich, und zwar die Mannspersonen in einem Saal, wo sie tanzen und sich besaufen; die Weibspersonen in einem andern, wo sie den Verstorbenen beweinen, und Trauertänze halten. Sie singen wechselsweis Verse zu seinem Lobe, und begleiten solche mit musicalischen Instrumenten, die eben so rau und unangenehm, als ihre Lieder selbst, sind. Diese Ceremonie dauert die ganze Nacht hindurch, und endigt sich mit der Wahl eines neuen Königs. Fällt nun das Loos auf einen Sclaven, so bezahlt die Stadt seinem Herrn das Geld wieder, welches er ihm gekostet hat, und giebt diesem Könige eine Frau, wenn er noch keine hat. Er

und seine Kinder sind alsdenn frey. Durch diesen Kunstgriff erhalten die Spanier ihre Sclaven in ihrer Pflicht, und machen, daß sie ihre Last mit Geduld tragen.

Demohngeachtet hält es ausserordentlich schwer, daß sich die Negern überzeugen sollten, daß ihre Herrn ein gegründetes Recht über sie hätten. Sie halten alle Mittel für erlaubt, ihre Freyheit zu erlangen, und entlaufen entweder ihren Herrn, und halten sich in Gebürgen und Wäldern auf, oder sie stehen in verabredeten Empörungen ihren Herrn nach dem Leben, und suchen sich mit Gewalt der Dienstbarkeit zu entziehen. Man findet deswegen auf den Westindischen Inseln, so wie auch auf dem festen Lande, eine grosse Menge entlaufener Negern. Sie werden insgemein Maronegern genennt. Auf gewissen Inseln haben sie es so weit gebracht, daß man sie wirklich für ein freyes Volk erkannt, und unter gewissen Bedingnissen Friede mit ihnen gemacht hat. Solche entlaufene Negern setzen sich in den Gebirgen fest, verwahren die Zugänge mit kleinen spitzigen Pfählen, die sie verborgen in die Erde stecken, damit der unvorsichtige Verfolger sich den Fuß daran verletze, und von weiterer Bemühung

sie in seine Gewalt zu bekommen, abgehalten werde. So lang sie daselbst sind, geniessen sie eben die Freyheit, die das Wild im Wald hat; wenn ihnen der Wald keine Lebensmittel mehr dargiebt, so hohlen sie sie des Nachts mit Lebensgefahr entweder von den Plantagen, oder an der See. Wenn es ihnen gleich glückt, auf diese Art etwas zu erwischen, so leben sie doch in einer beständigen Gefahr. Viele werden auch oft durch Hungersnoth getrieben, von den Plantagen wegzulaufen. Das beste Mittel diesem Entlaufen vorzubeugen, wäre wohl dieses, daß man ihren Dienst und Zustand so erträglich machte, daß sie ohne viele Ueberlegung einsehen könnten, daß sie ihren Zustand durch das Entlaufen noch weit mehr verschlimmern würden. Allein die Europäer schaden sich hier durch ihre Gewinnsucht mehr, als sie gewinnen; denn wenn sie den Verlust nur von etlichen Sclaven gegen den Aufwand, den ihre bessere Unterhaltung kosten würde, berechnen, so wird das Uebergewicht gewiß auf den ersten Fall kommen. Etliche Colonisten haben es zu ihrem grossen Vortheil erfahren, daß es möglich sey, durch gute Behandlung einen Sclaven zum treuesten und bestgesinnten Menschen zu machen.

Weit schlimmer werden die Umstände, wenn das Misvergnügen der Negern in eine abgeredete Empörung ausbricht, da es auf nichts weniger angesehen ist, als ihre Herrn um Leib und Leben, um Haab und Gut zu bringen. Wir wollen nur ein einziges Beyspiel von einer solchen tragischen Begebenheit, die sich im Jahr 1733. auf der Insel St. Jan ereignet hat, anführen. Länger als ein halbes Jahr war diese Insel in den Händen der aufrührerischen Negern. Sie erwiesen an ihren ehemaligen Herrn allen möglichen Spott und Muthwillen, und ermordeten sie auf die grausamste Weise. Die Europäer haben ihnen selbst Gelegenheit dazu gegeben, indem sie bald zu viel Härte gegen sie bewiesen, bald ihnen zu viel Freyheit gestatteten. Die Negern, so dumm sie auch sind, waren doch scharfsinnisch genug, die Schwäche ihrer Herrn einzusehen, und sie waren kühn genug, den Anschlag zu fassen, alle Europäer auf der ganzen Insel zu vertilgen. Eine Anzahl Negern, welche nach ihrer Gewohnheit Brennholz auf die Vestung lieferten, machte den Anfang der Empörung. Unter den Holzbündeln hatten sie Beile und Kappmesser verborgen, und damit ermordeten sie die schwache Besatzung im Castell, und bemächtigten sich desselben. Durch

etliche Canonenschüsse gaben sie ihren Mitverschwornen das Zeichen, daß die Vestung in ihrer Gewalt sey; und nunmehr wurde die Empörung auf der ganzen Insel allgemein. Nur wenige Europäer hatten so viel Zeit und treue Sclaven, daß sie sich mit Weib und Kindern auf die Klippen des Meeres in Sicherheit setzen konnten. Drey Viertel von den Europäern fielen den Negern in die Hände, welche jämmerlich von ihnen gemißhandelt und ermordet wurden. Doch blieben auch viele Sclaven ihren Herrn getreu, und vertheidigten sie gegen die andern; einige blieben neutral, und wollten erst den Ausgang erwarten, machten sich aber des Vorrahts der Weissen bey ihrem damaligen Mangel zu nutz. So lange sie Meister von der Insel waren, so übten sie alle Grausamkeiten aus, die nur zu erdenken sind. Sie raubten, sengten, brennten, zerstörten, und mordeten, wie sie ihr blinder Trieb anfeuerte. Dies trieben sie so lange, bis die Französischen Hülfsvölker von der Insel Martinique ankamen, da sie so in die Enge getrieben wurden, daß ihnen kein anderer Ausweg übrig blieb, als den ihnen ihre Verzweifelung angab. Mehr als drey hundert versammelten sich auf einem Berg, und liessen sich nach einander durch ihre zwey An-

führer erschiessen, die zuletzt dasjenige an sich selbsten thaten, was sie an ihren Cameraden gethan hatten. Diejenigen, die den Europäern in die Hände fielen, bekamen auf der Insel St. Thomas, die Todesstrafe, und ihre Köpfe wurden auf Pfälen aufgesteckt. So wurde endlich die Ruhe wieder hergestellt.

Man darf nicht glauben, daß alle Negern, die auf den Westindischen Colonien angetroffen werden, Sclaven wären; es giebt auch so genannte Frey-Negern. Sie nähren sich vom Fischfang, von Handwerkern, auch zum Theil von der Handlung; sie besitzen auch wohl eigene Plantagen, die sie durch Sclaven bearbeiten lassen. Ob sie gleich nicht alle und jede Rechte erlangen, die die Europäer haben; so leben sie doch unter dem Schutz der Gesetze in völliger Freyheit und Sicherheit ihres Eigenthums. Solche Freynegern sind entweder von ihren Herrn ohne Lösegeld in Freyheit gesetzt worden; oder sie erkaufen dieselbe. Treue und lange Dienste sind die Veranlassung zum ersten. Diese Wohlthat wiederfährt vorzüglich einem Oberauffeher der Sclaven, einer Amme, einer sehr fruchtbaren Kindermutter, oder einer Negerin, mit welcher ein Europäer in einer Art

von

von Ehe gelebt hat. Diejenigen, welche ihre Freyheit erkaufen, müssen sich ihr Lösegeld in ihrem Sclavenstand erwerben. Auf einigen Colonien ist es gar wohl möglich. Denn daselbst wird den Sclaven ihr Unterhalt nicht in Natura gegeben; sondern einer jeden Familie wird von dem Herrn ein Stückgen Land angewiesen, welches sie bauen und ihren Unterhalt daraus ziehen muß. Wenn sie fleissig sind, so können sie über das Nöthige noch einen Ueberschuß davon bekommen. Der Neger geniesset dabey einer Art von Freyheit, seine kleine Plantage nach seinem Gutachten einzurichten, und der Vortheil, den er daraus zieht, befördert seine Industrie. Wenn der Neger fünf und einen halben Tag für seine Herrschaft gearbeitet hat, so ist der halbe Samstag und der ganze Sonntag sein eigen; oft wird ihnen auch von gütigen Herrschaften noch etwas mehr erlaubt. Auf diese Art ist es möglich, daß ein Sclave nach und nach so viel zurück legt, daß er sich los kaufen kann. Auf denen Colonien aber, wo diese Einrichtung nicht eingeführt ist, fällt es weg. Sie haben nicht nöthig, das ganze Lösegeld auf einmal zu bezahlen, sondern wenn sie ein hinrei-

chendes Angeld gegeben haben, so kann das andere nach und nach bezahlt werden.

Ihre häußliche Einrichtung ist sehr sparsam. Vier in die Erde befestigte Pfähle, die oben wie Gabeln gebildet sind, und im Viereck stehen, werden durch eben so viel horizontalliegende Hölzer oben mit einander verbunden; auf diesen ruhen die Dachsparren, die oben zusammen gehen. Und damit ist die ganze Anlage des Hausses fertig. Der Zwischenraum der Wände wird mit noch einigen senkrechten Pfählen versehen, mit biegsamen Holz ausgeflochten, und mit Leimen beworfen. Die Sparren des Dachs bedecken sie mit Blättern von Zuckerrohr, und so ist das ganze Hauß fertig. Die Hausthüre ist so niedrig, daß ein Mann ohne sich zu bücken nicht durchkommen kann. Durch dieselbe und ein paar kleine Oefnungen in den Wänden fällt das Tageslicht sparsam in die Wohnung hinein. Der Fußboden ist die bloße Erde, und die beyden Seiten des Daches, welche von aussen bis auf die Erde reichen, machen die Decke aus. Die auf beyden Seiten herausgehende Dachsparren, machen eine Art von Schoppen aus, worunter das Vieh bedeckt stehen kann. Eine Zwischenwand theilt den mittlern Raum in

zwey

zwey ungleiche Behältnisse. Diese Hütten sind stets voller Rauch, und ihre Einwohner nehmen davon einen Geruch an, daß man sie stets vorher riecht, ehe sie sich gewaschen haben. Der Mann und das Weib haben jedes ihr Bett, die Kinder aber schlafen bis in das achte oder neunte Jahr, länger aber nicht, bey einander. Die Bette sind kleine Vertiefungen, in welche eine aus Schilf gemachte Matte ausgebreitet, und oben hin ein Klotz zum Kopfküssen hingelegt wird. Freygebige Herren geben ihren Negern einige grobe Leinwande und alte Zeuge, sich damit zu bedecken. Auf dieser Lagerstätte ruhet der müde Neger, und geniesset nach seiner harten Arbeit einen ruhigen Schlaf.

Diese Negerhäusser machen auf jeder Plantage eine Art von Dorf aus. Ihrer sind oft funfzig und mehrere reihenweis zusammen gebaut, doch läst man zwischen den Hütten einen Raum von funfzehen bis zwanzig Fuß, um den Feuersbrünsten desto leichter abzuhelfen. Der ganze Raum wird mit Pfahlwerk umschlossen. Hier pflanzen sie ihren Lebensunterhalt, halten auch wohl Vieh, welches sie verkaufen können; doch müssen sie nach den Gesetzen ihren Herrn den Vorkauf lassen, die

aber gleichfalls alles nach dem Marktpreis bezahlen müssen. Vorzüglich bepflanzet der Neger sein angewiesenes Stückgen Land, oder seinen Garten, mit Cassabe, Patatten, Jam, und Maiz. Ausser dem, was er durch mühsamen Fleiß in seinen Freystunden aus seinem Lande ziehet, liefert ihm der Wald eine Menge Früchte, die ihm nichts weiter kosten, als die Zeit, die er auf ihre Einsammlung verwendet; und mit geringer Mühe und Geschicklichkeit kann er sich aus der See, mit Fischen, Krebsen und Schalthieren versorgen. Insonderheit sammeln sie sich kleine Fische, trocknen sie, und heben sie zu künftigen Gebrauch auf. Gemeiniglich ist die Zeit vom September bis zu Ende des Novembers die schwereste Zeit für die Negern, und hier müssen sie oft mit der Hungersnoth kämpfen, wenn ihnen die Menschlichkeit ihrer Herrn nicht zu statten kommt.

Wenn der heidnische Neger sich zu Tische setzt, so geschieht es mit dem Nationalstolz eines Africaners. Da fühlt er sich als Herr, und läst sich von seiner Frau bedienen. Er hält es seiner Würde zu wider, sie zugleich mit sich speisen zu lassen; erst wenn er mit seiner Mahlzeit fertig ist, darf seine Frau

das-

dasjenige verzehren, was er ihr übrig gelassen hat. Noch stolz in seinem Sclavenstand sieht er eben so verächtlich auf sie herab, als sein Herr auf ihn.

Der africanische Neger ist wegen der Hitze seines Clima von Jugend auf gewohnt nackend zu gehen; in Westindien aber giebt man ihm eine schlechte Bedeckung seiner Blöse. Bey der Arbeit tragen sie nichts, als ein paar Hosen von grober Leinwand, selten auch ein kurzes Hemd; die Weiber aber decken sich mit einem Hemd, und einer Jacke; beyde aber gehen baarfuß und mit blosen Kopf. Der Reinlichkeit wegen müssen sie ihre Kleider oft waschen, und ihren Kopf scheren lassen. Die ihnen angebohrne Eitelkeit verleitet sie oft, daß sie ihre Ersparnisse zu Putzwerk anwenden. So lieben die Weibspersonen das Spiel, den Tanz, und die starken Getränke bis zur Ausschweifung. Es ist nicht nöthig zu erinnern, daß man bey ihnen gar keine Begriffe von Keuschheit und Reinigkeit suchen darf. Sie sind aus einem Lande gekommen, wo die Hurerey ein ungestraftes Laster ist, und sie haben auch diese Neigung in Westindien nicht abgelegt. Ob gleich die bey ihnen ehemals übliche Polygamie durch ihren gegenwärtigen

Stand ziemlich eingeschränkt ist, so geschieht es doch, daß mancher Sclave zwey, auch drey Weiber hat, wiewohl die Rechte der Ehe von beyden Seiten wenig geachtet werden. Unter der Jugend äussert sich die Neigung von dieser Art von Lastern sehr frühzeitig, und die häußliche Einrichtung der Negern unterstützt sie noch mehr. Nächst diesem sind sie auch dem Spiel äusserst ergeben. Sie haben eine Art von Würfelspielen aus Africa mit nach Westindien gebracht. Sie bedienen sich dazu gewisser kleinen Muschelschalen. Ein Loch, welches sie auf der bauchichten Seite haben, macht, daß sie auf dieser Seite eben so leicht stehen, als auf der andern Sie schütteln sie in der Hand, wie Würfel, und werfen sie auf einen Tisch. Wenn sich alle Seiten von einer oder der andern Art, oder zwo von einer, und zwo von der andern oben finden, so gewinnt der Spieler; ist aber die Zahl der Löcher und der untern Seiten ungleich, so hat er verloren.

Das Tanzen ist ihr liebster Zeitvertreib, und man kennet kein Volk, das eine hefftigere Neigung dazu hätte. Wenn ihnen ihr Herr nicht erlaubt in dem Wohnplatz zu tanzen, so gehen sie oft eine Meile und noch

weiter weg, um sich damit zu ergötzen. Derjenige Tanz, der ihnen am meisten gefällt, und den sie von der guineischen Küste mitgebracht haben, heist Calenda. Die Spanier haben ihn von den Negern gelernt, und tanzen ihn in allen americanischen Niederlassungen. Er hat etwas unanständiges, und deswegen erlauben ihn ihnen ihre Herren nicht gern. Es hält aber sehr schwer, solchen ganz zu verbieten; denn die Neigung dazu ist so allgemein und lebhaft, daß die Kinder selbst in dem Alter, wo es ihnen an Kräften fehlt, sich zu erhalten, ihren Vätern und Müttern nachahmen, wenn sie sie tanzen sehen. Sie bedienen sich dabey zweyer Instrumente, in Gestalt von Trommeln, die aus zwey hohlen Baumstämmen von ungleicher Grösse gemacht sind. Das eine Ende ist offen, das andere aber mit einem Schafs- oder Ziegenfell ohne Haare überzogen. Die grösste von diesen Maschinen ist drey bis vier Fuß lang, und acht bis neun Zoll im Durchschnitt; die andere, eben so lang, aber viel schmäler. Diejenige, die diese Trommel schlagen, nehmen sie zwischen die Beine, und schlagen mit der flachen Hand darauf. Die Schläge auf die grosse Trommel geschehen langsam, und in einer gewissen Abmessung, auf die klei-

nere,

nere aber sehr geschwind und ohne Cadenz, und verursacht nur ein helles Geräusch.

Die Tänzer stehen in zwo Reihen, die Mannspersonen den Frauenspersonen gegenüber. Die Zuschauer, und diejenigen, welche müde sind, machen einen Kreis um die Tänzer und Trommelschläger. Einer von den geschicktesten macht ein Lied, dessen Schlußzeile von den Zuschauern mit starken Händeklatschen wiederholet wird. Alle Tänzer halten die Hände halb aufgehoben, springen, drehen sich, nähern sich einander zwey bis drey Fuß, und tretten mit Cadenz wieder zurück, so lang der verdoppelte Schall der Trommel ihnen meldet, sich zusammen zu fügen; darauf stossen sie aneinander. Sie ziehen sich mit Herumhüpfen wieder zurück, um eben die Bewegung mit ganz geilen Geberden so viel mahl wieder anzufangen, als die Trommeln das Zeichen dazu geben. Von Zeit zu Zeit schlingen sie sich mit den Armen um einander, und drehen sich mehrmal unter unanständigen Geberden herum. Man kann leicht urtheilen, wie die Schamhaftigkeit dadurch beleidigt wird, und wie viel Ursache die Herrschaften haben, ihre Einwilligung nicht zu einem solchen Tanz zu geben. Auf einigen Colonien ist er

so

so gar durch eigene Befehle verboten, theils um die öffentliche Ehrbarkeit zu schützen, theils auch allzugrosse Versammlungen zu hindern. Ein Haufen Neger welcher durch die Lust fortgerissen, und durch starkes Getränke erhitzt wird, ist zu allen Gewaltthätigkeiten fähig. Gesetze und alle Vorsicht haben oft nicht über die Unordnungen, die dabey vorfallen, die Oberhand behalten können.

Die Negern aus Congo haben noch einen andern Tanz, der viel sittsamer, und ruhiger ist, als dieser. Die Tänzer von beyden Geschlechtern stellen sich in die Runde, und heben nur, ohne von der Stelle zu gehen, ein Bein in die Höhe, und stossen es mit einer Art von Cadenz auf die Erde, dabey biegen sie den Leib halb gekrümmt gegen einander, unterdessen, daß einer von ihnen eine Historie erzählt, worauf alle Tänzer mit einer Schlußzeile antworten, und die Zuschauer mit den Händen dazu klatschen. Einige von den Negern haben auch auf Europäischen Instrumenten spielen lernen, und eine Art von Cither erfunden. Sie nehmen eine halbe Calebasche, überziehen sie mit einer Haut, und spannen Seiten von Pferdehaaren und gedrockneten Därmen darüber, die sie durch ei-

nen

nen Steg in die Höhe halten. Diese werden geschnellt, der Ton aber ist nicht sehr angenehm, auch gar nicht accordmäsig.

Dieses sind die Ergötzlichkeiten, womit sich die Negern ihren harten Dienst einiger massen versüssen. Was ihre Arbeiten anbelangt, so sind sie nicht alle einerley. Einige werden in den Packhäussern und Waarenlagern gebraucht, und dieser sind die wenigsten. Andere, die man Haußnegern nennt, werden zur Bedienung ihrer Herrschaft, zur Wartung der Kinder, zum Kochen, Waschen, Nähen, und dergleichen, auch wohl, wenn ihre Treue bewährt ist, zur Aufsicht über die Lebensmittel und ähnlichen Geschäfften gebraucht. Diesen erwirbt ihre Geschicklichkeit, Fleiß und Treue, die Gunst ihrer Herrn, daß sie in ihrem Sclavenstand wenig drückendes fühlen. Wieder andere haben kein eigentliches Geschäffte, sondern sie müssen ihrer Herrschaft durch allerhand Künste etwas auswärts verdienen, und nach Hausse bringen. Noch andere haben ihre Herrn in der Jugend in allerhand mechanischen Künsten unterrichten lassen, deren Ausübung ihnen bey ihrer weitläufigen Wirthschaft nöthig ist. So giebt es unter ihnen Maurer, Zimmerleute, Schreiner und andere

Hand=

Handwerker, deren Werth nach ihrer Geschicklichkeit sehr verschieden ist. Haben sie zu Haus nicht Arbeit genug, so arbeiten sie für andere, und der Vortheil kommt ihrer Herrschaft zu gut. Die niedrigste, zugleich aber nöthigste und zahlreichste Gattung von Sclaven, sind diejenigen, die das Feld bearbeiten, worauf jede Arbeit durch die Neger verrichtet wird. Auf den grossen Plantagen wird dabey folgende Ordnung beobachtet. Früh um vier Uhr giebt der Bomba den Sclaven ein Zeichen zum Aufstehen, und um halb fünf ziehen sie unter seiner Begleitung auf das Feld, nachdem sie vorher das Vieh gefüttert, und selbst ihr Frühstück eingenommen haben. Der Bomba bekommt von dem Meisterknecht die Instruction, wie er die Arbeit austheilen soll. Darauf gehen sie an die Arbeit. Um acht Uhr wird ihnen eine halbe Stunde zur Erholung gegeben, sodann dauert die Arbeit wieder bis zwölf Uhr. Zwey Stunden werden ihnen frey gelassen, zum Essen und zur Ruhe, und von zwey bis sechs wird wieder gearbeitet. In der Mittagsstunde müssen sie etliche Bündel Gras für das Vieh sammeln, desgleichen auch des Abends für den andern Morgen. Ordentlich ist um sechs Uhr ihre Arbeit zu Ende, manchmal dauert sie aber

auch

auch ein oder etliche Stunden länger. Des Abends haben sie ihre Hauptmahlzeit, worauf die Frau so viel kocht, daß sie noch den andern Mittag davon übrig haben. Die härteste Arbeit haben sie in der Zuckerernte; übrigens ist sie auch nach der Gesinnung der Herrschaft mehr oder weniger lästig.

Diese Art von Sclaven sind unter allen die rohesten; deswegen auch der Bomba eine strenge Aufsicht auf sie haben muß. Es ist ihm zwar keine Grausamkeit erlaubt, aber ohne augenblickliche und empfindliche Züchtigung würde er sie nicht im Zaum halten können. Während der Arbeit sind sie nichts weniger als finster und traurig, sondern sie sind meistentheils aufgeräumt und lustig. Sie plaudern, scherzen, lachen und singen guineische Lieder. Ueberhaupt zeigt sich ihr Leichtsinn in allen ihren Handlungen. Wird ein Greis durch die Abnahme seiner Kräffte ausser Stand gesetzt, harte Arbeit zu verrichten, so wird ihm eine leichtere angewiesen, zum Exempel, Wache halten, Vieh hüten, und dergl. Wird er aber völlig unvermögend, so ist doch nicht leicht eine Herrschaft so unbarmherzig, daß sie ihm nicht bis an das Ende seiner Tage das Gnadenbrod geben sollte.

Bey

Bey aller der Härte, welcher die Negern unterworfen sind, genieſſen sie doch eine weit lebhaftere Gesundheit als ihre Herrn, und es ist gar nicht ungewöhnlich, daß sie ein hohes Alter erreichen. Da sie ihr Alter nicht selbsten berechnen können, so muß es aus den Begebenheiten berechnet werden, die sie erlebt haben. Wenn sie einmal in Westindien eingewohnt sind; so ist ihre Gesundheit sehr dauerhaft und gut. Die meisten Krankheiten, denen sie unterworfen sind, entstehen aus einer Verkältung; denn da sie in ihrem Vaterlande an die stärkste Sonnenhitze gewöhnt sind, so verursacht der geringste Grad der Kälte eine Veränderung in ihrem Cörper. Die gröste Verwüstung aber richten die Pocken unter ihnen an. Eine Art derselben bringen sie aus ihrem Vaterlande mit; es sind dieses fingerbreite Beulen, die sich an die weichern Theile des Cörpers ansetzen; sie sind zwar nicht gefährlich, aber doch ansteckend, und da sie oft Jahre lang anhalten, so lassen sie sehr schlimme Folgen zurück. Von den gemeinen Kinderpocken aber werden unzählige Schwarze, junge und alte, von Zeit zu Zeit hingerissen. Wenn ein Neger krank wird, so erfordert das eigene Interesse seines Herrn, alle mögliche Sorgfalt für seine Ge-

nesung anzuwenden. Auf grossen Plantagen ist ein eigenes Krankenhaus, worinnen die Patienten verpflegt werden; freylich darf man die Einrichtung eines solchen Hospitals nicht nach unsern Ländern beurtheilen; sie sind noch sehr vieler Verbesserungen fähig.

Wenn ein heidnischer Neger stirbt, so wird es mit seinem Begräbnis verschieden gehalten. Der Arme kommt ohne Umstände, ohne Sarg, blos in eine Matte gewickelt, in die Erde. Haben sie sich aber in ihrem Leben etwas erspart, so wird ihm ein Sarg gemacht, der zuweilen mit Leinwand ausgeschlagen ist; er bekommt auch ein weisses Sterbekleid. Ehe er in die Erde kommt, so wird von den Leichenbegleitern ein Schmaus gehalten, der dem Verstorbenen desto mehr Ehre macht, jemehr Brantewein dabey gesoffen wird. Dabey wird getanzt, und ein rasender Lerm gemacht, den die besoffene Gesellschaft die ganze Nacht fortsetzt. Alsdenn wird erst die Leiche beerdigt. Eine Menge Negern folgt dem Sarg unter beständigen Singen und Tanzen nach, und macht mit ihren Trommeln und Calebaschen einen wilden Lermen. Nach diesem tanzen die Negerinnen, und machen dabey gräßliche Bewegungen des

Leibes.

Leibes. So wie sich der Zug dem Grabe nähert, so stellen sich die Träger, als wenn der Todte keine Lust hätte, sich begraben zu lassen, und als wenn er allerhand Hindernisse machte, sich fortschleppen zu lassen. Jedesmal, wenn der Todte nicht fort will, kommt eine alte Negerin zum Sarg, und klopft daran, redet mit der Leiche, und tanzt alsdenn mit den gräßlichsten Geberden. Nachdem der Sarg endlich mit vieler Mühe in das Grab gezogen worden ist, so wird solches schnell mit Erde zu geworfen, damit der Todte nicht wieder heraus komme: und damit hat die Leichen-Ceremonie ein Ende.

Zum Beschluß wollen wir von ihrem Character überhaupt noch einige Anmerkungen machen. Daß derselbe äusserst schlecht sey, kann man daraus, was wir bisher gesagt haben, leichtlich abnehmen. Und wie kann es auch anders seyn? Alles, was einen Menschen verderben kann, kommt bey ihnen zusammen. Von Jugend auf sind sie gewohnt, dem blinden Trieb ihrer Leidenschaften zu folgen; keine Erziehung, keine Unterweisung verbessert ihre verderbten Triebe; die Härtigkeit der Sclaverey macht auch ihre Seele unempfindlich; niemand giebt sich Mühe,

ihnen vernünftige Begriffe beyzubringen ; böse Exempel haben sie beständig vor Augen : und nun wundere man sich, wodurch ihr moralischer Character so äusserst schlimm ist. Das eigene aber, wodurch sich der Negersclave vorzüglich auszeichnet, bestehet in folgenden Stücken.

Sie haben einen solchen unüberwindlichen Eigensinn, daß nichts, selbst der Tod nicht, im Stande ist, sie von ihrem einmal gefaßten Vorsatz abzubringen. Glückt es aber einmal, daß durch weise Strenge ihr Eigensinn besiegt wird; so sind sie hernach in der Ausübung ihrer Pflicht eben so standhaft, als sie vorher eigensinnig über ihren Einfällen hielten. Hiebey verstehen sie die Kunst der Verstellung und der Lügen in aller Vollkommenheit. Werden sie einer Vergehung beschuldigt, die so gut als offenbar ist; so können sie sich mit einer Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit, die nur der Unschuld eigen seyn sollte, verwundern, wie man nur einen solchen Verdacht auf sie werfen könnte ; bey ihrer Vertheidigung sind sie sich so gegenwärtig, daß man sie nicht leicht auf einem Widerspruch erwischt.

Bey aller der Niedrigkeit, worinnen sie leben, besitzen sie einen unerträglichen Stolz. Der Neger weiß Vorzüge in sich zu finden, die sonst niemand bey ihm entdeckt. Diejenigen, welche er vor seiner Frau zu haben glaubt, setzen ihn weit über dieselbige hinaus, und er fordert mit eben der herrischen Mine von ihr Gehorsam, wie ihn sein Herr von ihm fordert. Ja ein Sclave sieht den andern mit Verachtung an. Der eingebohrne Sclave hält sich für besser, als den eingeführten, und belegt diesen mit allerhand Schimpfnamen. Er würde unerträglich werden, wenn man ihn nicht durch Ernst und Strenge in in der Niedrigkeit erhielte. Aus Stolz sind sie von Natur faul und unthätig, aber die Furcht für der Peitsche und der Hunger macht sie arbeitsam; und dennoch kann ihr Eigensinn, nicht zu arbeiten, hiedurch nicht allemal gebändigt werden. Aus eben dieser Quelle kommt es, daß sich die Menschenliebe des Negers nicht leicht weiter erstreckt, als auf sich selbst, und was ihn am nächsten angeht, sein Weib und seine Kinder. Sonst ist er weder zum Theilnehmen an anderer Wohlergehen, noch zum Mitleiden mit der Noth eines andern zu bringen. Er achtet das Leben seiner Nebenmenschen gering, und es kostet

ihn wenig Ueberwindung einen Unschuldigen zu ermorden. Der Neger ist nicht nur gegen andere grausam, sondern er ist es auch gegen sich selbst. Der Selbstmord ist unter ihnen etwas sehr gemeines. Die Ursachen, die bey ihnen die natürliche Liebe zum Leben überwiegen, finden sie ausser ihrem gegenwärtigen Elende in ihren Vorstellungen von ihrem Zustande nach dem Tode. Wenn sie aber eine Zeitlang in Westindien gewesen sind, so verlieren sie nach und nach diese Grillen. Nicht allein Mannspersonen, sondern auch Weibspersonen, sind zum Selbstmord geneigt. Man erzählt uns ein eben so trauriges, als wunderbares Beyspiel davon. Eine Negerin hatte zwey Kinder, wovon sie das eine noch tränkte. Sie sollte anderwärts dienen, und ihre Kinder einer alten Negerin in die Pflege geben. Es kam ihr diese Trennung so schmerzlich vor, daß sie sich lieber entschloß, sich durch den Tod unzertrennlich mit ihnen zu vereinigen. Den Säugling legte sie auf die Erde, in Hoffnung, daß er bald von selbsten verschmachten würde; das erwachsene Knäblein knüpfte sie mit eigener Hand an einen Baum, an welchem sie sich hernach ebenfalls erhenkte. Man hat Negerinnen gesehen, die sich durch einen langsamen

samen Tod hinrichteten, und aller angewandten Mühe ohnerachtet sich zu tode hungerten. Eine derselben bewies sich ausserordentlich hartnäckig. Da man ihr Speise mit Gewalt beybrachte, so fraß sie Erde und Steine; da man ihr einen Maulkorb oder Larve anlegte, darinnen nur ein paar kleine Löcher zum Sehen und Athemholen waren; so wuste sie es möglich zu machen, Erde und Sand in den Mund zu bringen: und so starb sie.

Doch wir wollen unsere Augen von diesen traurigen Scenen wegwenden, und sehen, ob wir nicht auch die Negern auf einer vortheilhaften Seite erblicken können. Und hier können wir freylich nicht viel gutes von ihnen sagen. Zwar wenn man unter ihren Tugenden solche versteht, die eine Würkung des Instincts sind, woran Vernunft und Religion keinen Antheil hat, so kann man nicht leugnen, daß man bey allen ihren schlimmen Eigenschaften auch einige gute findet. Wir wollen einige nahmhaft machen. Die Liebe der Ehegatten unter einander und gegen ihre Kinder findet allerdings unter ihnen statt; aber Liebe gegen andere und zärtliche Freundschaft ist eine seltene Erscheinung. Für al-

se Leute haben die Negern grosse Hochachtung, und geben ihnen den ehrwürdigen Namen, Väter und Mütter; wenn diese unvermögend sind, so tragen sie zu ihrem Unterhalt gern etwas bey. Diejenigen, die aus den innern Gegenden von Africa sind, zeichnen sich durch ihre grosse Unwissenheit in natürlichen und künstlichen Dingen vorzüglich aus; andere aber haben gemeiniglich ein gutes Gedächtnis. Sie lernen die Sprache der Creolen sehr leicht, fassen auch die Arbeiten, wozu sie angewiesen werden, sehr geschwind. In ihren Erzählungen haben sie eine gewisse Lebhaftigkeit und Einfalt, welche gefällt. Sie wissen mit Bewegungen der Hände und des ganzen Cörpers ihrem mangelhaften Ausdruck nachzuhelfen. An cörperlichen Geschicklichkeiten fehlt es ihnen gar nicht, und sie lernen in kurzer Zeit allerhand Arbeiten verfertigen. Sie ahmen gerne nach, und dadurch werden manche Fähigkeiten in ihnen erweckt. Kurz, wenn sie gehörig bearbeitet würden, so würde der Erfolg die Mühe, die auf sie gewendet würde, gewiß belohnen.

Sitten und Meinungen der Guanchen auf den Canarischen Inseln.

Obgleich die Canarischen Inseln nicht mit zu America gehören, so hatten doch die ursprünglichen Einwohner derselben so viel besonders, daß wir kein Bedenken tragen, ihrer Schilderung hier einen Platz zu gönnen, zumal da die Europäer auf ihren Weg nach America zu erst zu ihnen gekommen sind. Der gemeinen Meinung nach, sollen diese Inseln in den ältesten Zeiten von Africanischen Völkern angebauet worden seyn, welche ehemals von den Römern dahin verbannt worden, weil sie ihre Götter gelästert hätten. So viel ist gewiß, daß diese Völker eine Sprache gehabt haben, die weder mit der römischen noch arabischen vermischt gewesen. Man weiß, daß viele der Meinung sind, daß diese Inseln eben diejenige wären, die den Alten unter dem Namen der glücklichen Inseln bekannt gewesen sind; jedoch diese geographische und antiquarische Untersuchung geht uns hier nichts an. Die Einwohner derselben,

die von den Europäern da angetroffen worden sind, werden uns von den Reisebeschreibern sehr vortheilhaft geschildert. Sie waren schön von Gestalt, wohlgebildet, und von guter Leibesbeschaffenheit. Den alten Traditionen zu Folge, sollen auch Riesen ehemals auf diesen Inseln gewohnt haben. Man erzählt, daß man noch eine Hirnschale von einem gefunden habe, worinnen achtzig Zähne gewesen wären, auch einen Cörper, funfzehen Fuß lang. Ohnstreitig ist diese Ausmessung allzu sehr übertrieben, als daß wir ihr Beyfall geben könnten; doch man will an mehrern Orten ehemals solche grosse Personen gefunden haben, dergleichen man heutiges Tages nirgends mehr findet. Die Liebe zum Wunderbaren und Ausserordentlichen hat den Maasstab nur gar zu oft vergrössert.

Einer der wichtigsten Puncte, die wir in dem Character eines Volks bemerken, betrifft, wie wir schon mehrmalen erinnert haben, seine Religionsbegriffe. Einige Reisebeschreiber erklären die Guanchen, so werden sie von den Spaniern genennt, schlechtweg für Gottesleugner. Es ist aber unleugbar, daß die Unwissenheit der Europäer die Völker in den entlegensten Gegenden oftmals ganz falsch vorge-

vorgestellet haben; daher entstehen, so wie in vielen andern Stücken, also auch in der Religionsschilderung, zwischen den Alten und Neuen so grosse Wiedersprüche. Neuere Nachrichten von diesen Völkern versichern uns, daß sie wirklich ein höchstes Wesen erkannt haben, welches sie mit verschiedenen Namen benennten, zum Exempel, Achuhurahan, Achuhunahar, Achguagararerar. Man erklärt diese Namen, daß sie den Höchsten, den Größten, den allgemeinen Beschützer anzeigten. Wenn sie entweder zu viel oder zu wenig Regen haben, oder durch andere Trübsale gedrückt werden; so bringen sie ihre Schafe und Ziegen an einen Ort; sie sondern die Jungen von ihren Müttern ab, und richten alsdenn ein allgemeines Blutbad unter ihnen an. Sie bilden sich ein, dieses werde den Zorn des höchsten Wesens besänftigen, und es bewegen, ihnen dasjenige zu schicken, was sie nöthig hätten. Dieses ist alles, was man von ihren Religionsübungen hat erfahren können.

Sie haben auch einige Begriffe von der Unsterblichkeit der Seele, und von den Strafen nach dem Tode. Sie glauben, es sey ein Ort vorhanden, wo die bösen Menschen unauf-

unaufhörlich gemartert würden. Diesen Ort setzten sie ehemals in den Pico auf Teneriffa. Auf der Südseite dieses Bergs ergossen sich von Zeit zu Zeit Ströme von schwefelichter Materie. An der Spitze des Bergs brachen besonders zur Sommerzeit Flammen heraus. Wenn man in die Klufft einen Stein hinab warf, so klung es nicht anders, als ein Gefäs von hohlen Erz, welches mit der grösten Stärke von einem ungeheuern Gewichte geschlagen würde. Die Spanier nennten diese Klufft im Scherz den Teufelskessel, worinnen alle Speisen der Hölle gekocht würden. Die Einwohner aber glaubten im Ernst, es sey die Hölle, worinnen die Seelen ihrer Vorfahren, welche nichts getaugt hätten, gequält würden; die guten und Tapfern aber begäben sich in das angenehme Thal, wo jetzo die Stadt Lagura liegt. Es ist dieses die schönste Gegend in der Welt, welche die beste Himmelsluft und schönste Aussicht hat. Dieses ist ihr Paradies, so wie die Klufft auf dem Pico die Hölle. Diese nennen sie Echeyde, und den Teufel Guajotta. So viel man aber weiß, haben sie keinen Umgang mit ihm. Doch giebt es eine Art Zauberer unter ihnen, die sich insonder-

derheit mit dem Beschwören der Schlangen abgeben.

Einige, besonders von den Vornehmen, bekennen sich zur muhammedanischen Religion, doch sind sie sehr wenig darinnen unterrichtet; und sie beobachten sie mehr aus Staat, als aus innern Gefühl; denn sie sagen, daß es für sie, als die Herrn des Landes, schändlich seyn würde, so wie das gemeine Volk, ohne Religion zu leben. Diese Herrn haben meistentheils einige Araber bey sich, in deren Begleitung sie ihre Religions-Uebungen vornehmen. Sie haben eine Art von Moskeen, die sie zur öffentlichen Andacht widmen, und diese sind gewöhnlich in den Vorhöfen ihrer Häusser. Wenn derjenige, der seine Andacht verrichten will, da hinein geht, so hebt er zuerst die Augen in die Höhe, darauf geht er zween Schritte vorwärts, murmelt einige Worte, darauf legt er sich auf den Fußboden und küßt ihn. Diejenigen, die ihn bey dieser Ceremonie begleiten, thun das nemliche. Diese Handlung wird zehen bis zwölfmal wiederholet; nach deren Endigung sie nach Hausse gehen: und hierinnen bestehen alle ihre gottesdienstliche Verrichtungen.

So roh und unwissend sie in der Religion waren, eben so wild und unbeständig waren sie in ihren übrigen Umständen. In bürgerlichen Dingen hatten sie noch einige Ordnung. Sie hatten einen König über sich, und erkannten sich für seine Unterthanen. Wer einmal diese Würde bekleidet hatte, auf dessen Familie wurde sie durch die Erbfolge fortgepflanzt. Bey dem Regierungs-Antritt eines neuen Herrn hatten sie die besondere Gewohnheit, daß sich einige junge Personen darboten, als ein Opfer für ihn zu sterben. Die Sache gieng also zu. Der neue König gab beym Antritt seiner Regierung ein grosses Fest. Dieses zu verherrlichen wurden alle diejenigen, die bereit waren, ihrem Herrn diesen grausamen Beweiß einer unverstellten Treue und Ergebenheit zu geben, eingeladen. Diese wurden alsdenn unter Begleitung vieler Menschen auf eine Klippe, die über ein tiefes Thal hervorragte, geführt. Hier murmelten sie einige Worte und verrichteten unterschiedliche Ceremonien: und alsdenn stürzte sich das freywillige Opfer in den Abgrund hinunter, und zerschmetterte. Man mag sich noch so viele Mühe geben, so kann man keine auch nur mittelmäsig scheinbare Ursache von dieser barbarischen Gewohnheit angeben, es müste

denn

denn seyn, daß diese Selbstmörder den König durch die Grausamkeit, die sie an sich ausübten, desto fester mit ihren Familien zu verbinden gesucht haben; denn der König hielt sich verbunden, für diese blutige Huldigung die Anverwandten der Geopferten mit ausserordentlicher Ehre und Gnade zu überhäufen.

Die Könige dieser Insulaner waren sehr armselige Herrn, wenn man sie gegen andere Könige einiger wilden Nationen vergleicht. Wenn die Grösse und Macht eines Königs auf dem Wohlstand seiner Unterthanen beruht, so muß ein Canarischer Herr eine armselige Figur machen. Sie haben keine ummauerten Städte, sondern nur Dörfer mit Strohhütten. Der König hält sein Hoflager in natürlichen Hölen, oder hohlen Felsen, und man findet solche Residenzen noch heut zu Tage häufig auf den Canarischen Inseln. Der König hatte keine gewissen Einkünfte, sondern die Vornehmen des Landes beschenkten ihn zur Erhaltung seiner Gewogenheit jährlich mit einigen Pferden samt dem Zeug, mit Kühen, Ziegen, und andern Thieren und Früchten. Der König erhielt sich blos von Raubereyen, und brachte so wohl seine, als die benachbarten Unterthanen in die Sclave-

rey. Einen Theil von denselben ließ er die ihnen angewiesenen Ländereyen bauen, und den andern verhandelte er an die arabischen Kaufleute, welche mit ihren Pferden zum Tausch gegen Menschen hieher kamen. Der einzige Vorzug, den sie hatten, bestund in einer grossen Begleitung von Menschen, wenn sie ausgiengen, und in einer grossen Anzahl Weiber: denn obgleich die Vielweiberey durchgehends bey ihnen eingeführt war; so übertraf doch der König an Menge der Weiber alle seine Unterthanen. Er hatte ihrer allezeit gegen dreyßig, und unterschied sie nach ihrer Abstammung und dem Rang derjenigen, deren Töchter sie waren. Er hielt ihrer je acht und zehen beysammen in gewissen ihm zuständigen Plätzen und Dörfern. Jede hatte eiu besonderes Hauß zu ihrem Aufenthalt, und eine bestimmte Anzahl junger Weibsbilder zu ihrer Bedienung, die aber bey dem Könige oft die Stellen der Frauen vertraten, ohne daß sich diese darüber beschweren durften: denn die Mode brachte es bey den Canariern so mit sich. Auser diesen wurden ihnen auch eine Anzahl Sclaven gehalten, welche das Feld bauen musten, von dessen Einkünfften die Königinnen lebten. Sie hatten auch Ziegen und Kühe zu ihrem Unterhalt.

Wenn nun der König in eines von diesen Dörfern kam, so brachte er keinen Vorrath mit sich, sondern die Königinnen waren verbunden, ihn so oft er kam, auf ihre Kosten zu erhalten. Jeden Morgen, bey Aufgang der Sonne, bereitete jede von den Weibern in dem Platz, wo er ankam, drey oder vier Schüsseln von verschiedenen Speisen, als Fleisch, Fisch, und andern Nahrungsmitteln, nach ihrer Art; und diese wurden durch Sclaven in des Königs Speisezimmer gebracht, damit, wenn Se. Majestät zu speisen beliebten, sie alles bereit fänden. Wenn nun der König von allem dem, was ihm gefiel, gegessen hatte, so bekamen seine Begleiter das übrige. Die Zurüstung aber war gemeiniglich so sparsam, daß sie sich fast niemals überassen. So reiste er von einem Ort zum andern, und bekam dadurch eine zahlreiche Nachkommenschaft.

Bey aller ihrer armseligen Einrichtung hatten dennoch die Canarischen Könige einen unerträglichen Stolz. Sie hatten niemals weniger als zwey hundert Schwarze zur Begleitung, die von Zeit zu Zeit abwechselten, und ausserdem begaben sich auch aus den benachbarten Gegenden viele Leute an seinen Hof.

Er lies sich nur des Morgens eine Stunde, und des Abends eine kurze Zeit sehen. Der Stolz dieser Monarchen erhellte am meisten, wenn sie Audienz gaben. Derjenige, der mit ihnen sprechen wollte, muste sich ganz nackend ausziehen, nur die Felle ausgenommen, die seine Scham bedeckten; darauf fiel er in dem Augenblick, wenn er vor dem König erschien, auf seine Knie, und beugte den Kopf bis an die Erde, und bedeckte endlich mit beyden Händen Kopf und Schultern mit Sand. In dieser Stellung blieb die Person eine lange Zeit liegen, und rutschte auf den Knien fort, bis er an den König kam. Wenn er bis auf zwey Schritte vor den König gekommen war, so blieb er knien, und erzählte sein Anbringen, fuhr aber beständig fort zum Zeichen seiner Demuth mit dem Kopf auf dem Sande zu liegen. Während dieser Zeit that der König nicht, als ob er ihn merkte, sprach mit andern Leuten, und ertheilte ihm endlich in wenig Worten Antwort. So groß war auf der einen Seite der Stolz, und auf der andern die Unterwürfigkeit.

Dennoch fehlte es nicht an allerhand Staats-Revolutionen. Wir wollen nur eine derselben anführen. Die Insel Te-

neriffa wurde lange Zeit von einem Könige, Adexe, beherrscht, wider welchen endlich seine Söhne, da er alt wurde, eine Verschwörung anspannen, und ihn vom Thron stürzten. Sie konnten sich nicht unter einander vereinigen, und theilten also das Königreich unter sich. Nunmehr regierten auf dieser Insel neun Könige, die beständig einander in den Haaren lagen. Ihre Kriege aber hatten blos zur Absicht einander das Vieh zu stehlen, insonderheit trachteten sie den sprenglichten Ziegen sehr nach, als welche bey ihnen in grossen Ansehen stunden. Ihre Waffen waren nur Steine, und Gewehre wie Wurfspiesse, an deren Spitzen sich sechs scharfe Hörner, anstatt des Eisens, befanden. Diejenigen, welche dergleichen nicht hatten, brennten ihre Gewehre fornen an der Spitze, und dadurch wurden sie so hart, als Eisen. Auf einigen andern Canarischen Inseln machten sie mit ihren Königen, so sehr sie sie auch äusserlich verehrten, nicht viel Umstände. Gemeiniglich erwählten drey oder vier von den vornehmsten Herrn, einen zum König nach ihrem Gefallen, und dieser regierte so lange, als es ihnen beliebte. Sie setzten sie auch wieder, wenn sich ihre Gesinnung änderte, mit eben so wenigen Umständen ab. Doch

gab es oftmals auch gewaltige Stöſſe dabey, wenn der König ſo viel Macht hatte, ſich zu vertheidigen. Sie hatten, wenn es zum Krieg kam, nicht viele Waffen, aber deſto herzhafter ſchlugen ſie zu, und keiner von ihren Streichen fiel vergebens. Sie waren ungemein verwegen, und lieſſen ſich lieber auf der Stelle todſchlagen, als daß ſie ihr Leben mit der Flucht zu retten hätten ſuchen ſollen. Heut zu Tage, nachdem die Canariſchen Inſeln unter Europäiſche Bothmäſigkeit gekommen ſind, fallen dieſe Beſchreibungen mit einander weg, und die wenigen Einwohner, die von den Alten abſtammen, ſind ganz in die Europäiſche Form ihrer Beherrſcher metamorphoſirt; deswegen können wir auch von ihrer politiſchen Einrichtung nichts mehr ſagen. Wir wenden uns nun zu ihren häußlichen Umſtänden.

Aus dem, was wir bisher geſagt haben, erhellet deutlich, daß die Guanchen auf den Canariſchen Inſeln ein rohes ungeſittetes Volk waren. Jeder nahm ſo viel Weiber, als ihm beliebte; doch muſte die Mannsperſon erſt um die Einwilligung der Eltern der ausgeſuchten Braut anhalten. Wenn ſie ſolche bekommen hatte, ſo wurden wenig Ceremonien

monien mehr vor der Vollziehung der Ehe gemacht. Aber so leicht ihre Ehen geschlossen wurden, eben so leicht wurden sie auch wieder getrennt. Denn wenn die Eheleute Lust hatten, sich wieder von einander zu scheiden, so konnten sie sich wieder trennen, und andere heyrathen, nur mit der Einschränkung, daß alle ihre Kinder, die sie nach der Ehescheidung zeugten, unehelich waren, und für Hurenkinder gehalten wurden. Der König allein, war wegen der Erbfolge von dieser Gewohnheit befreyet, und dieser konnte auch seine eigne Schwester heyrathen, welches sonst niemanden erlaubt war. Beyde Geschlechter waren sehr geil, und die Männer dermassen eifersüchtig, daß sie auch ihren Söhnen nicht trauten, in die Häusser zu gehen, wo sich ihre Weiber aufhielten. Bey der Geburt eines Kindes hatten die alten Canarier eine Gewohnheit, davon man etwas ähnliches auch bey einigen andern heidnischen Völkern in Africa antrifft. Es wurde nemlich dem neugebohrnen Kind von einer dazu bestimmten Frau Wasser aufs Haupt gegossen, und diese Frau wurde von der Zeit an, als eine Verwandte vom Hauß angesehen, und aus der ganzen Familie war es niemanden erlaubt, sie zu heyrathen. Mit der Erziehung ihrer

Kinder gaben sie sich nicht viel ab. In der Jugend gaben sie solche den Ziegen zu säugen, und liessen sie aufwachsen, wie sie wollten. Wenn sie zu Jahren kamen, so übten sie sich aus Nachahmung ihrer Eltern im Springen, Rennen, Steinwerfen und Tanzen.

Uebrigens hatten sie viele natürliche Ehrlichkeit. Es was ein unverbrüchliches Gesetz unter ihnen, daß wenn einer von ihren Soldaten einem Frauenzimmer entweder öffentlich, oder heimlich eine Grobheit erwiesen, solcher gewiß getödet wurde. Sie hatten nichts eigenes, und baueten das Land mit Ochsenhörnern. Sie wußten ehemals im geringsten nichts von dem Gebrauch des Feuers zum Kochen, und hatten einen unüberwindlichen Abscheu vor dem Viehschlachten. Wenn sie daher Spanier gefangen bekamen, so brauchten sie sie, um den Ziegen die Haut abzuziehen, und sie auszuweiden, welches sie für die niederträchtigste und unehrlichste Beschäfftigung hielten. Weil sie nichts vom Eisen wusten, so bedienten sie sich der Feuersteine, um damit zu schaben. Jede Gemeinde hatte stets zween Oberherrn, einen lebendigen und einen todten. Wenn der Fürst starb, so nahmen sie den Leichnam, nachdem sie ihn gewaschen hatten, und

stellten ihn aufgerichtet in eine Höle; sie gaben ihm einen Stab in die Hand, und setzten einen Eimer Milch und Wein an seine Seite, damit er sich auf der Reise laben könnte.

Uebrigens sind die noch vorhandenen Guanchen ein frisches und starkes Volk, geschlank und hager, von schwarzgelber Farbe, mit breiten flachen Nasen, von einer lebhaften behenden Gemüthsart. Sie machen nicht viel Worte und sprechen leise; essen aber ausserordentlich viel, so daß einer von ihnen (mirabile dictu!) zwanzig Caninchen und eine ganze Ziege auf einmal soll aufessen können. Zu ihrer ordentlichen Speise gebrauchen sie Gersten und Bohnen. Waizen war ihnen vor der Ankunft der Europäer gänzlich unbekannt. Sie dörreten ihre Gersten am Feuer, und zerrieben sie in Handmühlen. Das Mehl kneteten sie mit Wasser, Milch oder Butter, und dieses war ihr gewöhnliches Brod. Zuweilen assen sie auch Schaf- Ziegen- und Schweinenfleisch, aber dies war nicht ihre ordentliche Kost, sondern es geschahe nur bey feyerlichen Zusammenkünften. Alsdenn theilte der König Ziegen und Brod unter sie aus. Die ganze Gesellschaft kam vor den

König, und lies ihre Geschicklichkeit im Springen, Laufen, Ringen, Tanzen und andern Uebungen sehen. Wenn die Saatzeit kam, so wies der König einem jeden ein Stück Feld an, welches sie bearbeiten musten; alle übrige Arbeit aber wurde von den Weibern verrichtet. Ehemals trunken sie keinen Wein, sie machten aber zu ihrer Ergötzlichkeit eine Art Honig. Sie hatten eine Frucht Mozan genannt, so groß wie Erbsen. Anfänglich ist diese Frucht grün, nach und nach wird sie roth, und wenn sie reif ist, schwarz. Hieraus pressen sie einen Safft, den sie Joya nennen, und dies ist ihr Honig. Eben diese Frucht aber brauchen sie auch als eine Arzney. Sie legen die Frucht eine Woche lang in die Sonne, alsdenn zerbrechen sie sie in Stücke, und kochen sie in Wasser zu Syrup; diesen trinken sie als eine Arzney wider den Durchlauf und Rückschmerzen.

Zu ihren Kleidern brauchen sie nicht viel. Ein kurzer Rock von Schaffellen ohne Falten, mit einem Halskragen und Aermeln, der mit Riemen von eben dem Leder befestigt ist, macht ihren ganzen Kleiderpracht aus. Diese Kleidung, die sie Tomarce nennten, tragen Manns- und Weibspersonen. Die Weiber

aber

aber tragen der Ehrbarkeit wegen noch eine andere Bedeckung darunter, welche einer langen Cassacke ohne Aermeln nicht unähnlich ist, und bis auf die Erde geht. Bey aller Rauigkeit ihrer Sitten halten sie es für unanständig, wenn ein Frauenzimmer mit blosen Brüsten und Füssen geht. In dieser Kleidung leben und sterben sie, und werden auch darinnen begraben. Die vornehmen Herrn aber tragen Kleider von gewebenen Cottun, wovon sie mehrere Stücke zusammen nähen, und einen Kittel von der gemeinen Form daraus zusammen setzen.

In den Leibesübungen sind die Guanchen sehr munter und dreust. Sie springen die höchsten Berge herunter, und hüpfen von einem Felsen zum andern. Sie thun dieses auf folgende Art. Erstlich schwingen sie ihre Lanze dreymal, und zielen damit nach der Spitze eines Stückes vom Felsen; indem sie nun hinabgehen, schlagen sie ihre Füsse dicht an den Stab, und heben also ihren Leib in die Lufft. Die Spitze von der Lanze kommt zu erst an den Ort, und verhindert den Fall, worauf sie denn sachte an dem Stab hinunter glitschen, da sie denn zuweilen zehen Clafter weit auf einen Satz springen sollen. Sie

berühren mit ihren Füssen die Spitze von einem Felsen, der nicht einen halben Fuß breit ist. Sollten aber wohl nicht manche Lehrlinge, ehe sie diese Geschicklichkeit bekommen, den Hals brechen? Ganz vermuthlich geschieht dieses. Man sagt, daß sie mit der grösten Kunst und Behendigkeit die steilesten Felsen und schrofsten Hügel hinaufklettern, ingleichen mit den Steinen auf ein Haar werfen können. Noch eine andere Geschicklichkeit schreibt man ihnen zu; sie sollen nemlich so stark pfeifen können, daß man es fünf Meilen weit hören kann, ja ein Spanischer Schrifftsteller sagt, daß wenn man bey einem stünde, der recht laut pfiffe, man in vierzehen Tagen nicht hören könnte. Wahrhaftig, das muß ein Pfiff seyn!

Die Art, wie die Guanchen ihre Todten begraben, verdient noch eine besondere Beschreibung. Ein Engländer, Nicols, erzählt uns, das er von Guimar, einer Stadt, die meistens noch von den alten Guanchen bewohnt sey, in Gesellschaft einiger von ihnen hingegangen sey, die Hölen, worinnen sie ihre Todten beysetzen, zu besehen. Diese Gewogenheit erzeigen sie jemanden sehr selten; indem

indem sie gegen die Leichname ihrer Vorfahren eine grosse Ehrfurcht haben, und sie selten besuchen, aus Furcht, sie möchten die Todten beunruhigen. Die Leichname sind in Ziegenfelle, mit Riemen von eben solchen Häuten auf eine besondere Art eingenähet. Die Häute werden sehr dicht und knapp auf die Leichname eingepaßt. Die Leichname, die man in diesen Hölen findet, sind meistentheils noch ganz. Man findet an ihnen noch die Augen, wie wohl geschlossen; die Haare auf ihren Köpfen, die Ohren, die Nase, die Zähne, die Lippen, und der Bart sind noch vollkommen, nur daß sie eine andere Farbe haben, und ganz eingeschrumpft sind. Es liegen ihrer oft drey bis vier hundert in einer solchen Höle beysammen. Einige stehen aufrecht, andere liegen auf ihren Betten von Holz, welches entweder von Natur, oder durch die Kunst so hart ist, daß kein Eisen durchdringen kann. Bey denjenigen, welche aufrecht stehen, sind die Füsse unterstützt. Die Cörper sind so leicht, als wenn sie von Stroh gemacht wären, übrigens aber sind die Nerven und Sehnen sehr genau zu beobachten. Es war ein Stamm unter ihnen, welcher die Kunst, die Cörper auf eine solche Art von der Verwesung zu bewahren, verstunde, sie aber so

ge-

geheim hielt, daß er sie keinem Menschen offenbarte. Diejenigen, die aus diesem Stamm diese Kunst verstunden, heyratheten in keinen andern Stamm, damit die Kunst ja nicht ausgebreitet werden möchte. Als die Spanier die Canarischen-Inseln einnahmen, wurde dieser ganze Stamm ausgerottet, und die ganze Kunst gieng verlohren. Blos durch mündliches Sagen haben sie einige Materialien erhalten, die zu dieser Sache gebraucht wurden. Sie nahmen nämlich Butter mit Bärenschmalz vermischt, und kochten darinnen gewisse Kräuter, welche häufig bey ihnen wuchsen, zum Exempel wilden Lavendel, und ein Kraut Lara genannt, von einer sehr gummichten und klebrichten Substanz, ingleichen eine Art Erdäpfel, und wilden Salbey, ingleichen noch einige unbekannte Kräuter; daraus kochten sie einen vollkommenen Balsam. Wenn dieser zubereitet war, so nahmen sie erstlich alles Eingeweide aus dem Cörper heraus, und wuschen ihn mit einer Lauge, die aus der Rinde von Fichtenbäumen gemacht war. Sie trockneten ihn darauf, des Sommers in der Sonne, und des Winters im Ofen. Dieses wiederholeten sie oftmals hinter einander. Darauf fiengen sie ihre Salbung so wohl innerlich, als äus-

ferlich an, und trockneten den Cörper wie zuvor. Dieses thaten sie so lang, bis der Balsam durch den ganzen Leib gedrungen war, und die Muskeln in allen Theilen durch die zusammengezogene Haut erschienen, und der Cörper überaus leicht war. So lange die Tage dieser Salbung dauerten, und gewöhnlich dauerten sie funfzehen Tage, beobachten die Verwandten des Verstorbenen die Trauer. Hierauf näheten sie den Leichnam in Ziegenhäute ein, und trugen ihn in die Hölen. Ihre alten Leute sagen, daß sie über zwanzig solcher Hölen hätten, darinnen die Cörper ihrer Könige und anderer vornehmen Personen beygesetzt wären; viele von denselben sind, ohngeachtet sie die Einwohner sehr geheim hielten, von den Europäern entdeckt worden. In eben diesen Hölen hat man Urnen gefunden, die von einer so festen Materie waren, daß sie nicht zerbrochen werden konnten. Im übrigen redet man von den Guanchen so, als von Völkern, die ehemals in einem Winkel der Erde unbekannt gelebt haben, und auch jezt, da sie grösstentheils vertilgt sind, keine Neugierde erregen, ihre alten Gebräuche aufzusuchen: deswegen ist auch ihre Schilderung von uns so gar sehr in die Kürze gezogen worden.

Sitten und Meynungen der Mexicaner.

Die Mexicaner sind bey weiten eine der wichtigsten Völkerschaften in ganz America. Sie bewohnten eines der grösten Reiche, indem es sich von Nordwest gegen Südwest auf mehr als sechshundert Meilen, und von Osten gegen Westen an manchen Orten über zweyhundert und funfzig Meilen erstreckte. Sie waren nebst den Peruanern die ersten Völker in America, die den Anfang gemacht haben, sich stetige Wohnsitze aufzuschlagen, und eine gewisse Ordnung und Policey unter sich einzuführen. Wir treffen bey ihnen mehr Cultur an, als bey irgend einem andern americanischen Volk. Ohne fremde Beyhülfe und Anleitung, bloß durch ihr eigenes Nachdenken und Erfahrung haben sie sich aus dem Stand der rohen Natur herausgearbeitet, und sind zu einer gewissen Höhe gestiegen; sie lassen uns in vielen Stücken die Wege sehen, auf welchen der sich selbst gelassene menschliche Verstand zu mehrern Kenntnissen gelangt. Vergleichen wir sie mit den

Carai-

Caraiben, so werden wir manche fruchtbare Beobachtungen daraus ziehen können. Dieses sind Gründe genug, die uns die Schilderung ihrer Sitten wichtig und interessant machen können. Wir wollen sie nach unsern erwählten Plan Stückweiß untersuchen.

Erster Abschnitt.

Ursprung und älteste Geschichte der Americaner.

Die alte Geschichte dieses Americanischen Volks ist, wie bey allen, mit vielen Fabeln untermengt, die durch mündliche Fortpflanzung von einem Geschlecht auf das andere gekommen, und von dem gemeinen Haufen für Wahrheit angenommen worden sind. Wir wollen einige derselben anführen: Sie reden von einer allgemeinen Ueberschwemmung, wodurch alle Menschen und Thiere zu Grunde gegangen wären; doch habe sich ein einziger Mann und eine Frau durch ein kleines Fahrzeug gerettet. Sie geben dem Manne den Namen Coxcox, und seiner Frau, Chichequetzal. Dieses glückliche Paar kam an das Gebürg, womit das Thal des mexicani-

canischen Sees umgränzt wird, und zwar an den Fuß des Berges Culhuacan. Hier zeugten sie eine grosse Anzahl Kinder, die aber alle mit einander stumm zur Welt kamen. Endlich erschien eine Taube, setzte sich auf einen sehr hohen Baum, und begabte sie mit der Sprache. Allein, weil keiner den andern verstund; so beschlossen sie von einander zu ziehen. Funfzehen Hausväter hatten das Glück, einerley Sprache zu reden; diese blieben beysammen, und suchten sich gemeinschaftlich einen neuen Wohnplatz, der ihnen bequem wäre. Sie wanderten über hundert Jahre herum, ehe sie eine beständige Wohnung funden. Zuletzt kamen sie an einen Ort, den sie Atzlan nennten; von hier setzten sie ihre Reise weiter fort, und kamen erstlich nach Chiapultepeque, sodann nach Culhuacan, und endlich an den See, wo sie eine Stadt erbaueten, woraus in der Folge der Zeit die Stadt Mexico erwachsen ist. Die Mexicaner hatten bey der Ankunft der Spanier eine Bilderschrifft, worauf der Weg dieser Leute abgeschildert war, und wovon noch jetzo in der Kayserlichen Bibliothec zu Wien ein Stück aufbehalten wird.

In der Provinz Mechoacan haben sie noch eine andere Nachricht, welche aus sehr

alten

alten Quellen hergeleitet ist. Ihre Begriffe von dem Ursprung aller Dinge scheinen weit älter zu seyn, als alle heidnische Fabeln. Sie erzählten, GOtt habe aus der Erde einen Mann und eine Frau erschaffen. Diese beyden Muster des menschlichen Geschlechts hätten sich einsten in Wasser gebadet, dabey aber ihre Gestalt verlohren; allein, es habe ihnen ihr Urheber selbige, durch eine Vermischung von allerley Metallen wieder gegeben, und von ihnen stammten alle Völker ab. Da aber nachgehends die Menschen ihre Schuldigkeit und ihren Ursprung in eine gänzliche Vergessenheit gesetzt hätten; so wären sie durch eine allgemeine Sündfluth gänzlich vertilget, und nur ein einziger indianischer Priester verschont geblieben. Dieser habe sich mit seiner Frau und seinen Kindern in einen hölzernen Kasten gesetzt, auch viele Thiere und vortreffliches Saamwerk zu sich genommen; nach Ablaufe des Wassers habe er einen Vogel, Aura genannt, fliegen lassen, der aber, nachdem er mit vielen andern in Freyheit gesetzt worden, nicht wiedergekommen sey. Wenn diese Nachricht ächt-americanisch ist, so ist sie auch für uns von grosser Wichtigkeit.

Alle mexicanische Nachrichten stimmen darinnen überein, daß nach jener allgemeinen

Ueberschwemmung ihr Land nach und nach bevölkert worden, und daß die ersten Bewohner derselben Wilde gewesen seyn; Leute, die sich im Gebirge aufgehalten, und weder Ackerbau getrieben, noch den geringsten Gottesdienst, oder ordentliche Einrichtung gehabt, sondern von der Jagd und von Wurzeln gelebt, des Nachts aber in Höhlen und Gebüschen geschlafen hätten. Die Weibspersonen trieben eben diese Beschäfftigung, und banden während derselben ihre Kinder an die Bäume. In einigen Einöden von Mexico findet man noch wirklich solche Wilde, die ein redender Beweiß von der Beschaffenheit der ältesten Einwohner dieses Landes sind. Wenn die gesittetern neuern Mexicaner, und nachher die Spanier auf sie losgiengen; so nahmen sie ihre Zuflucht in die ungeheuern Wälder, lebten daselbst von dem Wild, das sie todt schlugen, und konnten auf keine Weise bezwungen werden. Diese ersten Einwohner nennen sie Otomies und Chichimequen, das ist, Leute, die von der Jagd und von Wurzeln leben. Von den ersten Bewohnern dieses Landes, den vorhin gemeldeten funfzehen Hausvätern, sollen ihrer sieben eine bessere Gedenkungsart, als die andern gehabt, und sich deswegen von ihnen abgesondert

haben. Diese liessen sich weiter Nordwärts nieder, in demjenigen Lande, welches man heut zu Tage Neu Mexico nennt, und stifteten daselbst sieben Geschlechter. Weil sie Vergleichungsweise etwas besser waren, als ihre Brüder, von denen sie ausgegangen waren, so nennten sie sich insgesammt Navatlaker, jede Familie aber hatte wieder ihren besondern Unterscheidungs-Namen. In ihren Hieroglyphen stellen sie diesen ihren Ursprung unter sieben Hölen vor, daraus sie gekommen wären, das Land zu bevölkern.

Diese sieben Völkerschaften vereinigten sich endlich unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupt, Quazalcoal, und wie ihnen die rauhe Gegend, die sie eingenommen hatten, nicht mehr gefiel, so zogen sie mit Heereskraft aus, und bemächtigten sich desjenigen Landes wieder, welches die wilden Otomies bisher innen hatten. Das eigentliche Jahr dieser Auswanderung läst sich nicht so genau bestimmen. Sie zogen nicht auf einmal aus, sondern nachdem es der eine oder der andere Stamm für gut fand, so trat er seine Wanderung an. Auf ihrer Reise richteten sie sich nach dem Orakel eines gewissen Götzen, den sie mit sich führten. Wie ihnen dieser be-

fahl, entweder stille zu liegen, oder fort zu ziehen; so richteten sie ihre Reise ein. Sie besetzten zuerst die Küsten des mexicanischen Sees. Wie nun die folgenden Stämme nachkamen, und die Ebenen besetzt fanden, so zogen sie sich über das Gebürge, und baueten sich daselbst in einer fruchtbaren Gegend an, sie breiteten sich auch auf der Morgenseite aus, und errichteten auch da verschiedene Städte. Es suchten sich zwar die alten Einwohner dieser Gegend, die ungeschliffenen Otomier und Chichimequen, ihnen zu widersetzen; aber sie konnten nichts ausrichten, sondern sie musten sich in die dichten Wälder zurück ziehen, und setzten daselbst ihre wilde Lebensart fort. Diese Völker lebten in der größten Einigkeit unter einander, breiteten sich immer weiter aus, und baueten unterschiedene Städte. Die in den Wäldern zerstreuete wilden Otomier wurden dadurch gereitzt, ihrem Beyspiel zu folgen, und befleißigten sich auch einer gesittetern Lebensart. Allein ob sie sich gleich in einige Gesellschaft vereinigten; so blieben sie dennoch auf ihren Gebürgen, und wollten mit ihren Nachbarn keine Gemeinschafft haben.

Sechs Stämme der Navatlaker hatten sich nunmehr in verschiedenen Gegenden

des

des nachherigen mexicanischen Reiches niedergelassen, und genossen die Ruhe, die sie wünschten, ohne von den Otomies beeinträchtiget zu werden. Sie hatten aber auf der Seite des sogenannten Schneegebürges einige Nachbarn, die uns von einer riesenmäsigen Grösse beschrieben werden. Diese wollten die neuen Nachbarn nicht dulden, sondern griffen zu den Waffen, um sie von ihren Gränzen wegzutreiben. Sie verliessen sich auf ihre Grösse, und versprachen sich einen glücklichen Ausgang des Kriegs. Die Navarlaker auf ihrer Seite aber zweifelten, daß sie ihnen an Gewalt gewachsen wären; und nahmen deswegen ihre Zuflucht zur List. Diejenigen, die zunächst an sie gränzten, waren die Tlascalteker Diese machten einen verstellten Frieden mit ihnen, stellten grosse Gastgebote an, und luden die bisherigen Feinde, die nunmehr ihre Freunde waren, dazu ein. Sie assen und trunken mit einander, und waren frölichen Muthes. Als die Riesen wohl berauscht waren, nahmen ihnen ihre neuen Bundsgenossen, ihre Waffen, die in grossen Keulen, Schleudern, und hölzernen Schwerdern bestunden, heimlich hinweg. Sie hatten vorher einige bewaffnete Mannschaft in die Wälder versteckt, die nun auf ein gegebenes Zeichen plötzlich herausfielen, und

die Riesen angriffen. Die Tlascalteker zogen nunmehr die Masque ab, und machten mit jenen gemeinschaftliche Sache. Die Riesen erwachten aus ihrem Taumel, und wollten zu ihren Waffen greiffen; aber sie waren verschwunden. Sie rissen Bäume aus der Erde, schlugen damit um sich, und wehrten sich wie betrunkene Helden. Allein gegen die nüchternen Tlascatleker konnten sie nichts ausrichten. Sie wurden insgesammt niedergehauen.

In dieser Verfassung lebten sie nunmehr ohngefähr dreyhundert Jahre in vollkommener Ruhe; sie heuratheten untereinander, und machten gute Anordnungen, welche sie so viel als möglich war, zu erhalten suchten. Auf einmal aber kam auch das siebende Geschlecht der Navatlaker, welches bisher in den nördlichen Gegenden geblieben war, aus seinen Höhlen heraus, und zog, wie die andern, durch die Landschaft Aztlan und Teculhuacan. Es waren dieses die Mexicaner, die sich nach ihrem Oberhaupte, Meri, also benannten. Sie verehrten einen Götzen Vitzilipuztli, und dieser befahl ihnen ihr Land zu verlassen, und ein anderes zu suchen; er versprach ihnen alles Glück, und die Beherrschung eines

mäch-

mächtigen Reichs, zugleich auch, daß sie über alle die Stämme, die vor ihnen ausgezogen wären, die Oberherrschaft bekommen würden. Auf dieses Versprechen zogen sie aus, und führten auch ihren Abgott mit sich, den vier Priester in einem von Binsen geflochtenen Kasten trugen. Diese Priester waren die Mittelspersonen, durch welche er ihnen seine Befehle bekannt machte. Er befahl ihnen, wenn sie stille liegen, oder aufbrechen, und wohin sie ihren Weg nehmen sollten. Seinen Befehlen leisteten sie einen unverbrüchlichen Gehorsam. So bald sie an einen Ort kamen, wo ihnen der Götze durch die Priester befahl, stille zu liegen, so baueten sie ihm mitten in ihrem Lager eine Hütte, und setzten sein Bildnis auf eine Art eines Altars; alsdenn besäeten sie das Land umher mit Mais, und pflanzten allerhand Früchte. Wenn sie Befehl zum Aufbruch bekamen, so liessen sie die alten und kranken Personen zurück, die sich von den angepflanzten Früchten ernähren musten.

Diese Völker zogen immer weiter gegen Mittag, und kamen endlich nach vielen ausgestandenen Beschwerlichkeiten in das Land Mechoacan, wo sie sich festsetzen wollten. Ihre Gottheit aber

gab ihre Einwilligung nicht dazu, doch auf vieles Bitten erlaubte sie ihnen endlich, daß eine gewisse Anzahl der Ihrigen da bleiben sollte, um das Land zu bauen. Sie wurden unterrichtet, wie sie sich dabey betragen sollten, doch aber wollte sich niemand gern von seinen Brüdern trennen, und sie wären lieber alle beysammen geblieben; aber durch einen listigen Streich wurden sie getrennt. Es hatte sich ein Theil des Volks beyderley Geschlechts in den angenehmen See Pazcuaro gebadet, und ihre Kleider an das Ufer hingelegt. Der Götze befahl, ihnen die Kleider zu nehmen, und in aller Geschwindigkeit ohne alles Getöse damit weg zu ziehen. Sie thaten es; als nun die andern aus dem Wasser kamen, und weder ihre Cameraden noch Kleider antrafen, so wurden sie dermassen erbittert, daß sie zwar aus Noth da blieben, sich aber gänzlich von ihnen absonderten, auch eine andere Sprache und Kleider annahmen. Die Mexicaner zogen nun immer weiter, schwächten sich aber durch Uneinigkeiten, und wegen der vielen Alten und Kranken, die sie überall zurück liessen, dermassen, daß sie sich entschliessen mußten, an einen Ort, Tula, so lang zu bleiben, bis sie sich wieder vermehrt haben würden. Hier dämmten sie einen Fluß ab, wor-

aus

aus ein Fischreicher See wurde; sie pflanzten fruchtbare Bäume, und da sie des Herumschweifens müde waren, so wurden sie schlüssig, sich hier ganz fest zu setzen. Allein durch wunderbare Begebenheiten wurden sie auch von hier fortgetrieben. Ihr Götze drohete nicht nur den Priestern den Tod, und befahl ihnen den Damm wieder abzugraben, sondern es erhub sich auch in der Nacht an einem Ort in dem Lager ein fürchterliches Getöse, und am Morgen fande man alle diejenigen, die zu dieser Niederlassung gerathen hatten, todt, und das Herz herausgerissen. Aus dieser Begebenheit entstunden hernach die Menschenopfer unter ihnen, weil sie glaubten, daß ihr Gott auf diese Weise verehrt seyn wollte. Sie zogen ungesäumt fort, bis sie nach Chapultepek kamen, wo sie aus Furcht vor andern Völkerschaften, die dieses Land bewohnten, eine Vestung anlegten. Von hieraus schickten sie Gesandte zu den Culhuacanern, und baten sich von ihnen einen Platzl aus, den sie anbauen wollten. Sie hatten sich bereits so furchtbar gemacht, daß es ihnen die Culhuacaner nicht gerade zu abschlagen wollten, doch war ihnen auch ihre Nachbarschaft zu bedenklich. Sie wollten diese Abentheurer also mit List fangen. Sie wiesen ihnen

Ticoapan an, uud glaubten, daß sie von den vielen Schlangen und andern gifftigen Thieren daselbst bald würden aufgerieben werden. Aber die Sache schlug anders aus. Ihr Götze rieth ihnen, den Vorschlag anzunehmen, er lehrte sie aber die Kunst, diesen Thieren das Gifft zu nehmen. Die Landeseinwohner wurden nunmehr anderes Sinnes; sie öffneten ihnen ihre Stadt, und liessen sie bey sich ungestört ein und ausgehen. Sie waren damit noch nicht zu frieden; sondern ihre Priester, oder ihr Götze, sagte, daß dieses der Ort nicht sey, wo sie eine bleibende Stätte haben sollten; sie müsten sich weiter begeben, und zwar mit gewaffneter Hand. Er gab ihnen folgenden Anschlag: sie sollten des Königs zu Culhuacan Tochter zu einer Königin der Mexicaner und Mutter ihres Gottes begehren. Dem König gefiel dieser Anschlag, und er übergab ihnen seine Tochter mit ihren köstlichsten Kleidern. Diese Unglückliche aber wurde auf das erbärmlichste gemishandelt, ihr die Haut abgezogen, und einem Jüngling angezogen, den sie neben ihren Abgott setzten. Sie luden darauf ihren Vater ein, daß er seine zur Göttin gewordene Tochter gleichfalls anbeten sollte. Er kam mit einem grossen Gefolg, und ansehn-

lichen

lichen Geschenken, und wurde in eine finstere Capelle geführt. Als er hier die Haut seiner Tochter erblickte; so gerieth er in die äusserste Wehmuth, gieng aus dem Tempel heraus, und griff die Mexicaner mit solchem Nachdruck an, daß sie sich in die See begeben musten, worinnen sie beynahe insgesammt ersoffen wären. Endlich stellten sie sich zur Gegenwehr, erlegten viele ihrer Feinde, und verliessen das Land, voller Unwillen über ihren Götzen, der ihnen so vieles Unglück verursacht hatte, brachten aber alle andere Stämme von ihren Landsleuten, die sich vorher daselbst nieder gelassen hatten, unter ihre Gewalt.

Nunmehr kam die Zeit herbey, daß die Mexicaner einen festen Sitz des Reichs anlegen sollten, und ihre Nachrichten sagen, daß es auf folgende Weise geschehen sey. Einige alte Priester giengen durch einen mit Binsen dichtbewachsenen Ort, und kamen an ein klares Wasser, welches ihnen so weis, wie Silber, schien, zugleich deuchte ihnen, daß alle Bäume, Wiesen, Fische, überhaupt alles, weis wäre. Sie verwunderten sich darüber, und erinnerten sich an eine Weissagung ihres Gottes, der ihnen dieses zum Wahrzeichen gegeben hätte, daß, wenn sie an einen solchen

Ort

Ort kommen würden, so sollte dieses ihr Ruheplatz seyn, und hier sollten sie über andere Völker herrschen. Sie brachten diese Nachricht in das Lager zurück, und jedermann hörte sie mit Freuden an. In der folgenden Nacht bekam einer von diesen Priestern einen Traum, darinnen ihm befohlen wurde, in dieser See einen Tunalbaum zu suchen. Dieser Baum wäre aus dem Herzen eines gewissen Zauberers, Copil, den sie einige Zeit vorher umgebracht, und sein Herz dem Vitzilipuzli zum Opfer in das Meer geworfen hätten, erwachsen; auf diesem Baum würden sie einen schönen Adler finden, der sich beständig daselbst aufhielte, und sich von andern Vögeln nährte. Bey diesem Wahrzeichen sollten sie abnehmen, daß dieses derjenige Ort sey, woselbst sie ihre Stadt bauen sollten. So bald es Tag ward, trug der Priester seinen Traum dem versammelten Volk vor, und sie giengen aus, den gedachten Baum zu suchen. Sie breiteten sich durch die ganze Gegend aus, und zu ihrer grossen Freude funden sie ihn. Er war aus einem Stein gewachsen, auf seinen Aesten saß ein grosser Adler mit ausgebreiteten Flügeln, wande seine Augen gegen die Sonne, und rund herum stacken schöne weisse, rothe, gelbe, blaue und grüne Federn;

in

in seinen Klauen aber hielte er einen ungemein schönen Vogel. So bald ihn die Mexicaner erblickten, fielen sie insgesammt auf ihre Knie nieder, und bewiesen dem Adler grosse Ehre, und der Adler gab seine Zufriedenheit durch eine Beugung seines Kopfs zu erkennen. Dieses druckten sie in der Folge durch das Wappen der Stadt aus, welches ein Adler auf einem Tunalbaum mit einem Vogel in den Klauen war.

Nunmehr fiengen sie an, sich an diesem Ort anzubauen. Sie nannten ihre neue Stadt Tetnuchitlan, welches in ihrer Sprache so viel bedeutete, als einen Feigenbaum auf dem Felsen. In der Mitte derselben, an dem gemeldten Baum, baueten sie ihrem Götzen eine Capelle, aus welcher hernach der prächtige Tempel wurde, der noch bey der Ankunft der Spanier da war. Sie theilten die Stadt in vier Quartiere ein, und nach und nach wurde sie eine der grösten Städte.

Sie lag an dem nördlichen Ufer des gesalzenen Sees, doch so, daß die ganze Stadt so wohl wegen ihrer Grösse, als wegen der Menge ihrer Canäle auf gleiche Weise in dem

See

See gebauet war, wie Venedig. Ihr anfangs kleiner Umfang wurde von Zeit zu Zeit so erweitert, daß sie bis auf zwanzig tausend Häusser in sich schloß. Sie war rings herum mit sehr hohen Bergen umgeben. Die Gassen der Stadt waren sehr breit, und schienen nach der Schnur angelegt zu seyn; einige waren voller Wasser, hatten aber zur Bequemlichkeit der Einwohner ihre Brücken; die andern aber, die festes Erdreich hatten, waren durch viele Arbeit und Mühe solchergestalt eingerichtet. Man sah auch einige, welche halb aus Wasser, und halb aus Erdreich bestunden, so daß das Erdreich auf beyden Seiten für die Fußgänger war, das Wasser aber in der Mitte zum Gebrauch der Fahrzeuge floß. Auf Befehl ihres Abgotts sollte in der Mitte ein freyer Platz bleiben, und hieraus wurde in der folgenden Zeit einer der schönsten Marktplätze, worauf man täglich den grösten Zulauf der Menschen gewahr wurde. Wir werden unten noch weiter davon reden.

Bey der Anlage und Einrichtung dieser Stadt entsponnen sich unter den Einwohnern Zwistigkeiten, die von wichtigen Folgen waren. Bey der Abtheilung der Strasen glaub-

ten einige, daß ihnen zu nahe geschehen wäre; sie wurden schwierig, und giengen mit ihrem Anhang, längs der See hin, um sich in dem Lande Tlatelluco nieder zu lassen. Sie machten so wohl jetzo als in der Folge der Zeit den Mexicanern viel Verdruß. Sie lebten bisher in einer unabhängigen Freyheit, und ein jeder that, was ihm recht deuchte. Sie sahen wohl ein, daß in einer solchen Verfassung Uneinigkeiten unvermeidlich seyn, und sie sich unmöglich für dem ganzen Umsturz ihres Staats in Sicherheit setzen würden. Sie entschlossen sich also einen König über sich zu wählen, aber keinen aus ihren Mitteln dazu zu nehmen, damit nicht Eifersucht und Uneinigkeit daraus entstehen möchte.

Sie trugen die Regierung dem Acamapitchli an, der von mütterlicher Seite ein Enkel des Königs von Culhuacan war; sie glaubten, sich hiedurch mit ihm wegen der ehemaligen Entleibung einer königlichen Prinzeßin wieder auszusöhnen. Sie schickten Gesandte mit ansehnlichen Geschenken an ihn ab. Die Gesandten hielten folgende Anrede: „ Grosser König, deine Unterthanen und Diener, wir, die Mexicaner, die in einer Einöde von Binsen wohnten, und von

allen

allen Nationen der Erde verlassen sind, begehren einmüthig, weil dieser Ort, wo wir uns aufhalten, unter deinem Gebiete liegt, daß du uns deinen Enkel, Acamapitchli, zu einem Herrn und König geben wollest, damit wir ein Oberhaupt haben mögen, so uns Befehle ertheile, unsre Streitigkeiten schlichte, und uns vor unsern Feinden beschütze." Der König von Culhuacan hörte diesen Vorschlag mit Vergnügen an, und willigte in ihr Begehren, sagte ihnen aber doch dabey, daß, wenn sie eine Frauensperson verlangt hätten, er sie ihnen nimmermehr würde gegeben haben. Er schickte hierauf seinen Enkel mit folgenden Worten zu ihnen: gehe hin, mein Sohn, diene deinem Gott, sey sein Statthalter, regiere das Geschöpf dessen, wodurch wir leben, sey ein Herr über Wasser und Land, welches das Volk der Mexicaner besitzet. Die Gesandten führten ihren neuen König mit sich zurück nach Mexico. Hier wurde er in eine mittelmäsige Wohnung gebracht, und auf einen erhabenen Stuhl gesetzt. Einer von ihren Alten hielt folgende Rede an ihn: „sey uns willkommen, wir leiden hier dasjenige, was uns unser Gott auflegt. Sey ein Beschützer der mexicanischen Nation, als der Anhänger unseres Gottes, Vitzili-

pußli, in dessen Namen dir die Oberherrschaft über uns übergeben wird. Dir ist bekannt, daß wir uns nicht in unserm eigenen Lande befinden, wissen auch nicht, was sich künftig mit uns zutragen wird; daraus kanst du abnehmen, daß wir dich nicht zu einer Ruhe, sondern zu einer neuen Mühe berufen haben." Diese Rede wurde von den Mexicanern für so wichtig gehalten, daß sie durch mündliche Ueberlieferung auf die Nachkommen fortgepflanzet wurde. Darauf wurde ihm die Huldigung geleistet, und ihm statt einer Mütze eine Crone aufgesetzt, welche auch in den folgenden Zeiten der Hauptschmuck der Mexicanischen Könige geblieben ist.

Auf diese Art war nunmehr der Grund zu einer Staats-Einrichtung der Mexicaner gelegt. Sie behielten noch immer die Gestalt eines Freystaates bey, und um von ihrem aufkeimenden Reich alle Kriege abzuwenden, so bezahlten sie an ihre Nachbarn, die ihnen gefährlich hätten seyn können, eine Art eines Tributs. Dieses leisteten sie insonderheit den Tepanekern, die sich vor ihnen in der Gegend von Azcapuzalco niedergelassen hatten. So wie die Mexicaner aber an Grösse wuchsen, so erregte dieses in-

sonderheit bey den Tepanekern Eifersucht, aus Furcht, dieses neue Volk möchte ihnen dereinst über den Kopf wachsen. Sie suchten deswegen eine Ursache vom Zaum zu brechen, um die Republik der Mexicaner gleichsam in der Geburt zu ersticken. Sie verlangten über die bisherigen Abgaben nicht nur die nöthigen Materialien zur Erbauung einer Stadt, sondern auch eine Menge solcher Pflanzen, die im Wasser des Sees selbst gewachsen wären, in die Stadt Azcapuzalco zu bringen. Die erste Forderung wurde so gleich bewilligt; aber die andere schien ihnen ganz und gar unmöglich zu seyn. Und dennoch hatten sie ihnen gedrohet, wenn sie es nicht leisten würden, so wollten sie alle Arten der Feindseligkeiten gegen sie ausüben. Ihr Götze Vitzliputzli aber half ihnen auf einmal aus der Noth. Er befahl ihnen auf dem See einen Grund von Binsen zu machen, Erde darauf zu schütten, und diese mit den verlangten Früchten zu besäen. Sie thaten es, und und konnten dem König der Tepaneker zur bestimmten Zeit einen Acker von Mays, Kürbißen und andern Früchten liefern. Dieser war damit noch nicht zufrieden, sondern sie noch mehr zu plagen, verlangte er unter den vorhergehenden Drohungen auf das folgende

Jahr, daß sie auf diesem schwimmenden Felde allerhand Geflügel überbringen sollten, welche gerade zu der Zeit, wenn sie anlangen würden, Junge ausbrüteten. Auch dieses leisteten sie. Der König verwunderte sich über diese ausserordentlichen Begebenheiten, und sagte, daß wenn sie auf diese Art fortfahren würden, sie die Herrschaft über alle Völker an sich ziehen würden. Dennoch aber erlies er ihnen den Tribut nicht, und sie musten ihn noch eine geraume Zeit bezahlen; denn ihr neuer König wendete erst alle seine Kräffte an, diesen aufblühenden Staat innerlich zu befestigen, ehe er auf auswärtige Kriege dachte. Er hatte während seiner Regierung die Stadt Mexico mit vielen Gebäuden, Wasserleitungen, Gassen und Lebensmitteln versehen. Seine Regierung dauerte vierzig Jahre, und ob er gleich Söhne hinterlies; so gestattete er doch bey seinem Ende den Mexicanern die freye Wahl eines neuen Regenten, doch befahl er ihnen die Versorgung der Seinigen an.

Nach seinem Tode schritten sie zur Wahl, und nach vielen Berathschlagungen fiel sie auf einen der Söhne des verstorbenen Königes, den Vitzilovitzli. Sie setzten ihm die

Crone seines Vaters auf, und salbten ihn mit dem Oele, womit sie ihren Abgott zu salben pflegten. Seine erste Sorge war, seine neuen Unterthanen von dem Tribut der Tepaneker zu befreyen. In dieser Absicht heyrathete er eine Tochter ihres Königes, und als diese mit einem Prinzen niedergekommen war, so willigten die Tepaneker in so weit in die Erlassung des Tributs, daß sie zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit nur jährlich zwo Gänse und etliche Fische liefern sollten. Unter seiner kurzen Regierung fiel weiter nichts merkwürdiges vor. Aber nunmehr fiengen die Mexicaner an, auch auswärts weiter um sich zu greifen. Sie erwählten nach dem Tode dieses Königs seinen Sohn, einen Prinzen von zehen Jahren. Da sie durch den Mangel an süssen Wasser gedrückt wurden, so verlangten sie von dem Könige der Tepaneker die Erlaubnis, eine Wasserleitung von dem Berge Chapultepeke nach Mexico zu führen. Weil es ihnen aber an dem nöthigen Bauzeug fehlte, so wanden sie nun das Blat um, und verlangten von den Tepanekern, daß sie ihnen Bau-Materialien und Arbeitsleute geben sollten. Dieses verdroß die Tepaneker ausserordentlich, und es brach zwischen beyden Königen ein hefftiger Krieg aus. Der

König der Tepaneker verlangte vor dem Ausbruch desselben, den jungen König der Mexicaner, der sein Enkel war, zurück: aber dieses beschleunigte beyder Tod: denn der König der Mexicaner wurde meuchelmörderischer Weise aus Mistrauen umgebracht, und sein Grosvater grämte sich darüber zu tod. Nunmehr war die Freundschaft beyder Völker gänzlich zerbrochen. Die Mexicaner wählten sich einen König, der ein Sohn ihres ersten Königs, obgleich nur von einer Sclavin, war, alle Competenten des Throns aber an Tapferkeit und Klugheit übertraf. Beyde Nationen machten nunmehr starke Zurüstung zum Krieg. Es wurden zwar Vorschläge gethan, die Uneinigkeit in der Güte beyzulegen, aber die ganze Sache zerschlug sich. Die Mexicauer hatten im Anfang wenig Muth, weil sie sich vor der Menge ihrer Feinde fürchteten; aber ihr König, Izcoalt war sein Name, richtete sie auf, und verpflichtete sich gegen sie, daß wenn er verlieren sollte, sie ihn umbringen und sein Fleisch essen sollten; wenn er aber den Sieg erhalten würde, so sollten sie sich ihm verbindlich machen, ihm und seinen Nachkommen völlig unterthänig zu seyn. Diese Verabredung wurde zwischen dem Könige und dem Volk festgesetzt. Darauf ruck-

ten sie gegen die Tepaneker aus, und erhielten einen vollkommenen Sieg über sie. Diejenigen, die in der Schlacht das Leben nicht verlohren hatten, ergaben sich auf Gnade und Ungnade, und leisteten dem Könige der Mexicaner den Eid der Treue.

Die Folgen dieses Sieges waren für die Mexicaner von grosser Wichtigkeit; denn einmal waren sie der gemachten Verabredung gemäß ihrem König genauer verbunden, als vorher, und sodann bekam auch ihre Macht einen sehr grossen Zuwachs. Aber es entstunde daraus ein neuer Krieg mit den Cuyoacanern. Diese stiffteten die überwundenen Tepaneker heimlich an, sich von der Macht der Mexicaner wieder los zu reissen. Diese aber waren zu schwach, etwas dergleichen zu versuchen, und blieben ruhig unter der Oberherrschaft der Mexicaner. Die Cuyoacaner suchten, aus Eifersucht über den Sieg und die steigende Macht der Mexicaner alle Gelegenheit, an die Mexicaner zu kommen. Sie verspotteten ihre Weiber öffentlich, und thaten ihnen allerhand Verdruß an; allein die Mexicaner hielten es noch nicht für dienlich, mit ihnen anzubinden. Ihr König that weiter nichts, als daß er seinen Unterthä-

thanen alle Gemeinschaft mit den Cuyoacanern untersagte. Diese wurden dadurch immer dreuster, und vergiengen sich bey Gelegenheit eines Festes so weit, daß sie sich einiger Mexicaner bemächtigten, ihnen Weibskleider anlegten, und sie in diesem Aufzug zurück schickten. Sie warfen ihnen ihre Zaghaftigkeit vor, daß sie mit ihnen keinen Krieg anfangen wollten, ob sie ihnen gleich Gelegenheit genug dazu gegeben hätten. Nunmehr liessen sich die Mexicaner nicht länger verspotten, sondern der Krieg brach aus; aber auch hier siegten die Mexicaner. Sie schlugen ihre Feinde, nahmen ihre Städte ein, machten grosse Beute, und erweiterten ihre Herrschaft. Durch diese Siege ermuntert, griffen sie nunmehr selbst die schwächern Völker an, und ein kriegerischer Geist bemächtigte sich ihrer. Die Sulchimiker, Quitlaver, und andere Völker, musten ihren schweren Arm fühlen. Ein einziger König, und sein General, Tlacaetlel, führten alle diese Thaten aus. Andere Völker kamen freywillig, und unterwarfen sich ihm; diesen lies er zwar ihre Könige, machte sie aber zu den obersten Staatsräthen in seinem Reich. Und dieses ist auch in den folgenden Zeiten zur Gewohnheit geworden. Alle diese ansehntiche Eroberungen machte der

König Izcoalt in zwölf Jahren; und alsdenn starb er.

Jedermann glaubte, daß Tlacaetlel, unter dessen kriegerischen Anführung die wichtigsten Thaten unter der vorigen Regierung geschehen waren, selbst Anspruch auf die Krone machen würde; aber er that es nicht, sondern er hielte es für weit rühmlicher, Könige einzusetzen, als selbst König zu seyn. Er berathschlagte sich also mit den vornehmsten Ständen des Reichs, und schlug ihnen seinen Vetter, Motazuma zum König vor. Er hatte ihn von Jugend auf zu kriegerischen Thaten gebildet, und auch jetzo gab er ihm lauter solche Anschläge, die ihre Beziehung auf das Kriegswesen hatten, weil er dieses für das einzige Mittel hielte, einen Staat blühend zu erhalten. Die Wahlfürsten des Landes fielen seinem Vorschlag bey, und erwählten gedachten Motazuma zu ihrem König. Jedermann billigte diese Wahl; der neue König wurde in den Tempel geführt, und auf den Thron gesetzt; es wurden verschiedene Opfer von Tigern und wilden Thieren gebracht; der Kayser selbst durchstach sich die Ohren, Backen und Beine, und opferte das daraus träuflende Blut den mexicanischen

Götzen.

Götzen. Er machte, vermuthlich auf Einrathen seines Generals, des Tlacaetlels, ein Gesetz, daß der König nach seiner Krönung einen Krieg anfangen, und Gefangene zum Opfer einbringen muste. Er bestimmte auch die Art, wie dieses Opfer geschehen muste. Es wurde nemlich dem Gefangenen die Brust mit einem steinernen Messer geöffnet, das Herz herausgenommen, und den Götzenbild das Gesicht damit bestrichen.

Nunmehr machte der König Anstalt, sein gegebenes Gesetz in Ausübung zu bringen. Er wollte einen Krieg anfangen, und die Wahl fiel auf die Chalker. Diese machten ihm wirklich viel zu schaffen, und selbsten der Bruder des Königs gerieth in die feindliche Gefangenschaft. Die Feinde waren darüber so erfreut, daß sie glaubten, sie würden den Mexicanern keinen empfindlichern Streich beybringen können, als wenn sie des Königs Bruder zu ihrem Könige machten. Ob er nun gleich diese Ehre vielfältig verbat, so blieben sie doch auf ihren Vorsatz. Endlich erklärte er sich, wenn sie ihn ja zu ihrem König verlangten; so sollten sie auf dem Marktplatz eine hohe Stange aufrichten, und oben darauf ein Gerüste machen, worauf er gemäch-

lich stehen könnte. Sie folgten seinem Befehl, und versammelten sich in grosser Menge bey diesem Gerüste, in der festen Zuversicht, daß er unter dieser Ceremonie die Regierung übernehmen würde. Die gefangenen Mexicaner sollten Augenzeugen seiner Erhebung seyn. Er bestieg die Bühne, und redete seine gefangenen Landsleute also an: „Tapfere Mexicaner, dieses Volk will mich erheben, und zu ihrem König machen; die Götter aber werden es nimmermehr zugeben, daß ich zu einem Verräther meines Vaterlandes werde. Ich will also lieber sterben, als meinem rechtmäsigen Herrn untreu werden.“ Kaum hatte er dieses gesagt, so sprang er von dem Gerüste herunter, und zerschmetterte sich. Die Chalker wurden über diese That dermassen erzürnet, daß sie über die gefangenen Mexicaner herfielen, und sie insgesammt erwürgten. So bald Motezuma Nachricht davon bekam, so brach er mit seiner ganzen Armee auf, verheerte ihr ganzes Reich, erstreckte seine Eroberungen bis an das Nordmeer, und erlangte dadurch einen grossen Zuwachs zu seinem Reich. Er machte darauf in Policey- und andern Staats-Sachen alleel and Anordnungen, bauete kostbare Pallä-
ste, vermehrte seinen Hofstaat, und führte ei-

nen

nen grossen Pracht ein. Er machte auch allerhand neue Einrichtungen in der Religion, verordnete neue Gebräuche, vermehrte die Anzahl der Priester, und erweiterte den Tempel des Vitziliputzli, bey dessen Einweihung eine unzähliche Menge Menschen geopfert wurden. Und überhaupt zeigte sich auch hier sein kriegerischer Geist. Alles, was man opferte, mußte jederzeit blutig seyn, und wenn es in den Tempeln an Blut der gefangenen Feinde fehlte, so war jeder Mexicaner bereit, etwas von dem seinigen herzu zu geben. Wenn man die Grösse eines Regenten nach der Menge der eroberten Länder berechnet, so gehört Motezuma der erste, unter die vorzüglichsten. Er eroberte sehr viele Länder, belegte sie mit grossen Abgaben. Seine Nachfolger hatten eben diese kriegerischen Grundsätze, und wenn es sich fügte, daß einer zur Regierung kam, an dem man diese Eigenschaften nicht bemerkte, so schafften ihn die Mexicaner bald aus der Welt. Hiedurch geschahe es, daß das Mexicanische Reich zu einer ungeheuern Grösse anwuchs.

In dieser Verfassung blieb es, bis es von den Spaniern überwunden wurde. Es gehört nicht zur Absicht dieses Werks, die Regierungs-

rungsfolge der Mericanischen Kayser anzuführen. Motezuma, der zweyte, saß bey der Ankunft der Spanier auf dem Thron. Er stammte vom königlichen Geblüt ab, wurde aber, wie alle seine Vorgänger, durch eine freye Wahl zu dieser Würde erhoben. Er hatte sich durch grosse Thaten und hervorleuchtende Eigenschaften dieser Ehre würdig gemacht. Sein Betragen war, ehe er Kayser wurde, bescheiden und vernünftig, seine Handlungen und Worte ausgesucht, und seine Lebensart ernsthaft. Er war ein sehr strenger Eiferer über seine Religion, und wuste sich ungemein zu verstellen. Kaum aber hatte er den Thron bestiegen, so hörten alle seine Verstellungen auf, und er lies so viele Fehler und Laster blicken, als er bisher anscheinende Tugenden von sich merken lies. Er wurde hochmüthig, grausam, lies sich sehr selten von seinen Unterthanen sehen, er erfand neue und ungewöhnliche Ceremonien, die diejenigen, die sich seiner Person näherten, beobachten musten, er führte neue Kopfsteuern ein, und forderte sie mit solcher Strenge, daß auch so gar die Bettler durch Abgabe einiger alten Lumpen ihre Unterwürfigkeit bezeigen musten. Vierzehen Jahre wüthete er mehr, als er regierte, da Cortez die Küsten seines Reichs betratt,

betratt, und solches übern Haufen warf. Das mexicanische Reich hatte damals den grösten Gipfel seiner Grösse erreicht. Gegen Norden erstreckte es sich von Panuco bis an Yucatan, auf der Abendseite war das Asiatische Meer seine Gränze von dem Vorgebirge Mindorin, bis an das äusserste von Neu-Gallicien; die mittägliche Seite bestund aus der weitläufigen Küste zwischen Acapulco und Guatimala, daran die Südsee, und bey Nicaragua die Darische Landenge stößt. Zu dieser Grösse war es in einer Zeit von hundert und dreysig Jahren gestiegen; und in einer Zeit von drey Jahren wurde es von den Spaniern erobert, die es hernach in verschiedene Statthalterschaften eintheilten, und noch bis diese Stunde besitzen.

So hatte die Vorsehung die Schicksale eines Reiches bestimmt, welches gleich wie viele andere, einen geringen Anfang gehabt, und mit der Zeit zu einer ungemeinen Macht und Hoheit gestiegen war. Die Mexicaner waren ein streitbares Volk, und aus natürlichen Antrieb zum Kriege geneigt. Ihr erster Feldherr war klug und tapfer, der gute Soldaten aus ihnen machte. Nachher erwählten sie einen König, und gaben die oberherrli-

che Gewalt demjenigen, den sie für den tapfersten hielten. Sie beobachteten die Gewohnheit unverletzlich, den Streitbarsten zu ihrem Oberhaupte zu wählen, ohne auf die Erbfolge zu sehen. Auf solche Art, erweiterte der Krieg, der ihnen ihre Könige gab, auch ihr Reich. So wie ihre Macht anwuchs, so entsagten ihre Beherrscher der Gerechtigkeit, sie wurden Tyrannen, und fielen.

Zweyer Abschnitt.

Religion der Mexicaner.

Wenn wir jetzo bey Untersuchung der Sitten und Meynungen der Mexicaner auf die besondern Stücke kommen, aus welchen ihr Character zusammen gesetzt ist; so finden wir in ihren bürgerlichen Gewohnheiten, vieles, das mit der Vernunft ziemlich überein kommt; aber in ihrer Religion verleugnen sie die Natur, die ihnen sonst zur Wegweiserin diente, dermassen, daß sie in die abscheulichste Unvernunft und Abgötterey verfielen. Ein Gewebe von lauter viehischen und abgeschmackten Ausschweifungen macht das Wesen derselben aus. Man würde dieses unmöglich

zusammen reimen können, wenn uns nicht andere Nationen ein ähnliches Beyspiel von der Schwäche des menschlichen Verstandes gäben, die bey einer aufgeheiterten Erkenntnis in bürgerlichen Dingen gleichwohl die abscheulichsten Dinge in der Religion glaubten und thaten. Griechenland und Rom diente in Ansehung der Gesetze und vieler guten Kenntnisse andern Völkern zum Muster; wie elend aber sah ihre Religion aus! Hölzerne und steinerne Götzenbilder, Wahrsagereyen, rasende Geberden der Opferpriester, und andere Abscheulichkeiten treffen wir in der alten Welt nicht weniger an, als in der neuen, und in beyden Hemisphären bey Völkern, die in Ansehung der bürgerlichen Einrichtung und Staatsklugheit vernünftige Grundsätze angenommen hatten. Doch ist es nicht zu leugnen, daß sich die Religion der Mexicaner vor vielen andern auszeichnet, indem sie ein Inbegriff aller derjenigen Irrthümer und Grausamkeiten ist, welche die Abgötterrey in verschiedenen Theilen der Welt erfunden hat.

Dennoch aber leuchten unter ihren vielen Abscheulichkeiten, in welche sie zur Schande der Vernunft gefallen waren, einige wahre Begriffe hervor, die aber in einem solchen Nebel

bel verhüllet waren, daß man sie kaum gewahr wurde. Sie erkannten im ganzen Reich eine obere Gottheit, der sie die Erschaffung des Himmels und der Erde zuschrieben; allein die Idee davon war so dunkel, daß diese erste Urquelle aller vorhandenen Dinge keinen Namen bey ihnen hatte, und wenn sie ihn ja verehrten, so verehrten sie ihn als den unbekannten Gott. Alles, was man von einer Verehrung von der Art unter ihnen finden kann, ist daß sie ihre Augen mit einer gewissen Ehrfurcht gen Himmel richteten. Herrera sagt, daß sie dem Himmel die Benennung Schöpfer und Bewundernswürdig beygelegt, übrigens aber nebst ihren Götzen, die Sonne, den Mond, den Morgenstern, die Erde und das Meer angebetet hätten. Ihre Begriffe waren allzu materialisch, und wenn sie auch von einer obern Gottheit redeten, so hielten sie sie für allzu eingeschränkt, als daß sie zur Regierung der Welt nicht einigen Beystand nöthig haben sollte. Sie hatten die unvernünftige Meynung, daß gewisse gutthätige Geister alsdenn erst entstünden, wenn die Menschen ihrer Hülfe nöthig hätten, und diese waren alsdenn ihre Götter. Auf diese Art wurden die vervielfältigten Bedürfnisse der Menschen der Bestimmungsgrund von der

Vervielfältigung ihrer Götter. Sie hatten einen Wassergott, einen Wind- und Weingott, einen Gott der Jagd, der Kaufmanschaft, des Kriegs, und dergleichen, die meisten aber wurden von ihnen für unerhebliche Wesen gehalten, und sehr nachläßig verehrt.

Sie glaubten ferner auch, daß die Seele unsterblich, und entweder zur Belohnung oder Bestrafung bestimmt sey. Sie gaben vielerley Orte an, wohin die Seelen nach dem Tode führen. Einen davon setzten sie nahe an die Sonne, und nennten ihn das Wohnhaus der Sonne selbst. An diesen Ort kam niemand, als wer ein redlicher Mann gewesen, das ist, entweder im Gefecht umgekommen, oder von den Feinden geopfert worden war. Die Bösen musten in unterirrdische Löcher kriechen. Die Kinder und Todgebohrnen wohnten besonders. Auf gleiche Weise waren einige Orte für die, welche im Wasser ersoffen; für Missethäter, die wegen Diebstahls oder Ehebruchs hingerichtet worden; für Bösewichter, die ihren Vater, ihre Frau, Kinder, Landesherrn, oder einen Priester ermordet hatten. Mit einem Wort, es war für einen jeden, nach Beschaffenheit seines Alters, geführten Lebens, und der Art seines Todes, ein besonderer Platz angewiesen. Allein

alles dieses hatte in ihre Lebensart gar keinen Einfluß. Sie glaubten, GOtt sitze müßig im Himmel, und bekümmere sich um das Verhalten der Menschen gar nichts. Ihre Vorstellungen, von der Sittlichkeit der menschlichen Handlungen waren bey weiten nicht Bewegungsgründe, die sonst die Menschen zur Tugend antreiben können. Sie folgten dem bloßen natürlichen Instinct, was diesem gemäß war, wurde allein für gut, und der Belohnung in jener Welt würdig gehalten; vernünftige Bestimmung desselben war gar nicht unter ihnen anzutreffen. Daher kommt es, da ihre ganze Neigung auf den Krieg gieng, daß nur diejenige in jener Welt eine Belohnung zu hoffen hatten, die sich in demselben tapfer und klug aufgeführt hatten, die Zaghaften hingegen, und die, welche gegen den natürlichen Instinct handelten, in den unglückseligen Wohnungen unter der Erde ihre Bestrafung erhielten.

Der allgemeine Haufe der mexicanischen Nation hatte blos materielle Begriffe, deswegen vertratten auch ihre Götzenbilder die Stelle ihrer Götter bey ihnen. Sie hatten derselben eine überaus grosse Menge. Wir wollen nur die vornehmsten derselben anführen,

denn die Mexicaner wusten sie selbst nicht alle zu erzählen.

Der vornehmste unter ihren Götzen war Vitzilipuztli, den sie für den allmächtigen Herrn der Welt ausgaben. Es war dieses ein hölzernes Bild in menschlicher Gestalt, und saß auf einer himmelblauen Kugel, die auf einer Baare ruhete. An jeder Ecke der Baare froch eine hölzerne Schlange heraus. Das Bild war auf der Stirne himmelblau bemahlt, und ein anderer Strich von gleicher Farbe gieng ihm von einem Ohr bis zum andern über die Nase weg. Der Kopf war mit grossen und an der Spitze sehr schön vergoldeten Federn geziert. In der linken Hand trug der Götze einen weissen runden Schild mit fünf kreuzweis gestellten Fichtenäpfeln, und oben darüber eine Art einer goldenen Crone mit vielen Pfeilen, welches alles nach dem Vorgeben der Mexicaner vom Himmel herab gekommen war. In der rechten Hand hielt er eine blaue Schlange. Dieses war ihr Kriegsgott, welchem sie die meisten blutigen Opfer brachten, und dessen Verehrung ihrer kriegerischen Gesinnung besonders schmeichelte.

Den zweyten Rang in der Liste der Götter hatte Tescatillputza. Dieses war ihr Busgott, oder derjenige, an den sich die Mexicaner wendeten, um Vergebung der Sünden von ihm zu erhalten. Es war dieses Bild aus einem schwarzen, und so hell, als geglätteter Marmor, glänzenden Stein gehauen, aber gekleidet, und mit Bändern geziert. An seiner Unterlippe hiengen goldene und silberne Ringe, ingleichen ein cristallenes Röhrchen, daraus eine grüne Feder heraus gieng; manchmal verwechselte man sie mit einer blauen. Um den Kopf war ein Haarzopf von polirtem Golde geschlungen; daran hieng ein goldenes und vom Rauch etwas angelaufenes Ohr, worunter sie das Bitten der Sünder und der Betrübten vorstellen wollten. Zwischen diesem und dem andern Ohre steckten Federbüsche, am Hals hieng ein Goldblech, und bedeckte die ganze Brust. Die Aerme waren mit goldenen Ketten geziert. Die Stelle des Nabels vertratt ein grüner sehr kostbarer Stein. In der linken Hand hielt das Bild einen Fliegenwedel von grünen, blauen und gelben Federn, welche in einem dermassen hellen Goldbleche steckten, daß es eben die Wirkung, als ein Spiegel, that. Die Freunde der Sinnbilder erklären dieses, als wenn GOtt mit einem

Blick alles übersehe, was in der Welt vorgehe. In der rechten Hand hielt er vier Wurfspiesse, darunter die Strafen, die die Sünder zu gewarten haben, vorgestellet seyn sollten. Diesen Tescatillputza fürchteten die Mexicaner unter allen ihren Göttern am meisten; denn sie besorgten immer, er möchte ihre Sünden an das Tageslicht bringen. Man hielt ihn auch für den Gott der Unfruchtbarkeit und des Traurens. In denen Tempeln, wo man ihn unter diesem Titel verehrte, saß er mit grosser Majestät auf einem Armstul; rings umher war ein rother mit todten Leichen und Knochen bemahlter Vorhang gezogen. Er wurde auch vorgestellt, daß er in der linken Hand einen Schild mit fünf Fichtenäpfeln in in der rechten einen zum Wurf fertigen Spieß hatte; aus dem Schild giengen vier andere Pfeile heraus. Allemal aber zeigte er ein drohendes Gesicht, einen schwarzen Leib, und sein Kopf war mit Wachtelfedern gekrönt.

Man kann sich leicht einbilden, da das Mexicanische Reich aus so vielen Völkerschaften nach und nach zusammen geschmolzen ist, und eine jede ihre besondere Gottheiten gehabt, daß dadurch die Menge derselben sehr vermehrt worden seyn muste; auch machten sie

sich gar kein Bedenken, manchmal auch die Götter ihrer Nachbarn zu verehren. So hatten die Cholulaner, nahe Nachbarn der Mexicaner, einen Abgott, zu welchem seines grossen Ruhms wegen, aus allen Theilen des Reichs grosse Wallfarthen geschahen. Es war der Gott der Kaufleute, und sein Name war, Quatzalcoalt. Er saß in einem sehr hohen Tempel, auf einem Haufen von Gold, Silber, seldenen Federn und anderer Waaren von grosser Kostbarkeit. Er hatte zwar am Leibe die Gestalt eines Menschen, aber einen Vogelkopf mit einem rothen Schnabel, auf dem Schnabel einen Hahnenkamm und viele Warzen, nächstdem einige Reihen Zähne, zwischen welchen die Zunge heraus hieng. Die Beine waren beständig mit allerhand Kleinodien von Gold und Silber geziert, um die Gaben, womit er begnadigen könne, anzuzeigen.

Die Mechoacaner, hatten, ehe sie von den Mexicanern unter das Joch gebracht wurden, weit richtigere Begriffe von GOtt, als viele andere Völker. Sie nennten ihren Gott Tucapacha, und hielten ihn für den Urheber aller Dinge, und den einigen Richter über Lebendige und Tode. Seine Ver-

ehrer

ehrer wendeten sich in ihrer Noth allemal an ihn, und kehrten dabey die Augen nach dem Himmel, den sie für die Grundlage seines Throns ansahen. Sie erkannten weiter keinen Gott, als ihn allein. Hingegen in der Landschaft Misteke hatte jedes Hauß seine eigene Gottheit. Die Tepeaken verehrten zwar ein Menschenbild, das mit Bogen und Pfeilen bewaffnet war, und den Namen Camatzleke trng; allein sie glaubten nichtsdestoweniger einen höchsten Gott, und hielten den Blitz, Donner und alle übrige Lufterscheinungen für Geister, welche abgeschickt würden, um zu sehen, wie sich die Menschen aufführten, die Bosheit zu weilen bestraften, und übrigens für die Erhaltung der Welt Sorge trügen. Die Tlascalaner hatten, ehe sie mit den Mexicanern in Gemeinschaft kamen, eben so, wie die andern Völker, ihre eigene Religion. Sie hatten zwar einen dunkeln Begriff von einer allerhöchsten Gottheit, aber sie belegten ihn mit keinem Namen. Aber der Vielgötterey waren sie bis zur höchsten Ausschweifung ergeben. Ausser vielen andern Göttern hatten sie auch eine Menge Göttinnen, darunter die Liebe, welcher sie zugleich die Herrschaft über die Winde zugestunden, die vornehmste war. Nach ih-

rer Meinung wurde sie von andern Frauenzimmern, die sie ihrer Verehrung beygesellten, bedient; sie wiessen ihr ihre Wohnung an einem sehr angenehmen Ort an, hatte zu ihrem Zeitvertreib viele Schalksnarren und Zwerge um sich, verschickte sie auch an die andern Götter, nach deren Gesellschafft sie sich sehnte. Ihr Tempel war kostbar, und ihr Fest wurde alle Jahre mit einem Pracht, der die ganze Nation herbeylockte, gefeyert. Bey ihnen hatten die Laster eben so wohl ihre Gottheiten als die Tugenden. Man verehrte die Herzhaftigkeit und die Zaghaftigkeit, den Geitz und die Freygebigkeit, unter wunderlichen Gestalten. Man grub die Bilder ihres Namens in die Felsen, und es sind viele dieser Denkmale der blinden Abgötterey noch heutiges Tages vorhanden. Der Wasser- und Donnergott trug den Namen Holoc, und er genoß unter allen die allereifrigste Verehrung, und zwar aus dem Grund, weil die Trockenheit die gröste Landplage war, womit diese Gegend heimgesucht wurde. Sie glaubten auch Belohnungen und Bestrafungen in einer andern Welt; Geister, die in der Luft herumschwärmten; neun Himmel, darinnen sie wohnten, und wohin tugendhafte Leute nach ihrem Tode gleichfalls kämen. Sonne und Mond, war

der

der König und die Königin des Himmels; das Feuer hielten sie für den Gott des hohen Alters, und zwar deswegen, weil es keinen Cörper gebe, den dasselbe nicht verzehrte. Der gemeine Haufe in allen den Ländern, die unter Mexicanischer Herrschaft stunden, verehrten alles, was den Menschen ihrer Meinung nach nützlich oder schädlich seyn könnte, die Sonne, das Feuer, die Erde, das Wasser, Donner, Blitz, und alle Lufterscheinungen; einige Thiere wegen ihrer Sanftmuth, andere wegen ihres Grimmes. Sie hatten auch Götzenbilder in Gestalt der Schmetterlinge. Die Heuschrecken und Grillen verehrten sie, damit sie die Feldfrüchte nicht abfressen möchten; die Flöhe und Läuse, damit sie des Nachts für ihren Stichen sicher seyn möchten; die Frösche, damit sie ihnen Fische bescheren möchten. Hieraus rechtfertigt sich dasjenige zur Genüge, was wir im Anfang dieses Abschnitts gesagt haben, daß wir kein Volk antreffen, das in eine so dumme und abscheuliche Abgötterey gefallen ist, als die Mexicaner.

Wir wenden uns nun zum äusserlichen Gottesdienst der Mexicaner, und kommen zuerst auf ihre Tempel. Es fällt freylich schwer, hievon eine richtige und vollständige Vorstellung

zu geben. Alle Geschichtschreiber stimmen darinnen mit einander überein, daß sie etwas ganz besonderes, dergleichen man im ganzen Heidenthume nicht finde, gehabt haben. In der Hauptstadt Mexico stunden ihrer sehr viele, die durch alle Quariere derselben vertheilt waren. Sie hatten alle mit einander ihre Thürme, die man vermittelst einiger Treppen besteigen konnte. Hier sahe man nicht nur viele Altäre, die mit geschnitzten und und gemahlten Götzenbildern geziert waren, sondern auch viele Capellen, in welche man die Vornehmsten der Nation begrub. Die Bauart war in allen Tempeln einerley, nur war immer einer höher und geräumiger, als der andere. Wir wollen von dem vornehmsten Tempel, der dem Vitzilipuztli gewidmet war, und nur insgemein Teutcalli, oder Gotteshaus, genennt wurde, eine umständliche Beschreibung geben.

Er stund auf einen grossen viereckigten Platz, um welchen eine steinerne Mauer, oder vielmehr in Stein gehauene Schlangen, die auf verschiedene Art in einander geschlungen waren, herum hieng. Es ist zu vermuthen, daß hierunter eine gewisse sinnbildliche Vorstellung verborgen lag. So wie man sich

bc

dem

dem Tempel von aussen zu näherte, so verursachte dieses einen fürchterlichen Anblick. Vor dem Eingang stund eine Capelle, die man nicht ohne Grausen ansehen konnte. Sie war von Stein, dreyßig Stuffen hoch erhaben, und oben darauf ein Altan, worauf eine Reihe Stämme von gleich hoch gehauenen Bäumen stunde; durch diese Bäume waren Löcher gebohrt, durch welche von einem Baum zum andern Stangen durchgiengen, an welchen, die Hirnschädel derjenigen unglückseligen Personen hiengen, die geopfert worden waren. Wenn einige derselben durch die Länge der Zeit, oder durch Wind und Wetter herabfielen, so musten die Diener der Religion den Abgang durch neue ersetzen, so daß ihre Anzahl immer gleich blieb. Die Ringmauer um den Tempel herum, hatte vier grosse Thore, die nach den vier Weltgegenden angelegt waren, wovon drey gegen die Dämme des grossen Sees, das vierdte aber gegen die Landseite, und der breitesten Gasse der Stadt gegen über gieng. Jede Thür hatte auf der Spitze vier steinerne Bildsäulen, welche durch ihre Stellung den Weg zu zeigen schienen, und gleichsam das Ansehen hatten, als wenn sie diejenigen, die nicht in rechter Zubereitung zum Tempel kämen, abweisen wollten; man

betrach-

betrachtete sie, als die Götter der Thore, und machte ihnen im Hineingehen viele Verbeugungen. Mitten in diesem viereckigten Bezirk, welcher unbedeckt und ganz eben war, stund eine Erhöhung, und auf derselben ein steinernes, gleich dem Hofe viereckigtes, und von einem Winkel zum andern funfzehen Clafter langes Gebäude, mit vielen Vorsprüngen, darauf Pyramiden von eben solcher Gestalt, wie man die ägyptischen beschreibt, stunden. Dieses Gebäude war so hoch, daß es über die höchsten Thürme der Stadt hervor ragte. Der Zwischenraum zwischen demselben und der äussern Ringmauer war so groß, daß an hohen Festtagen mehr als zehen tausend Personen bequem darauf tanzen konnten. Das Tempelgebäude gieng allmählig immer spitziger zu, anstatt aber gleich einer Pyramide in eine Spitze zu zu laufen, hatte es oben eine platte ebene viereckigte Fläche von sechs bis sieben Claftern. Auf der westlichen Seite gieng eine Treppe hinein, auf welcher man bis auf die oberste Fläche steigen konnte. Jede Stufe betrug acht Zoll, die ganze Zahl aller Stufen aber wird auf hundert und zwanzig angegeben. Sie waren aus einem vortrefflichen Stein gehauen, und so künstlich gemacht, daß sie in der Ferne eben so schön aus-

aussahen, als in der Nähe. Es war ausserordentlich prächtig anzusehen, wenn die Priester in ihrem Amtsschmuck auf dieser Treppe auf und abstiegen. Auf dem Raum, den diese obere Tempelfläche ausmachte, stunden zwey von einander abgerückte Altäre, so nahe an der Mauerlehne, daß nur ein Mensch dazwischen durchkommen konnte. Einer davon stund zur rechten, und der andere zur linken Hand. Ihre Höhe betrug nur fünf Spannen; allein es hatte jeder seine besondere Rückmauer, die einen Bogen über ihn schloß, und gleichsam eine Capelle vorstellte. Rings um das obere Viereck herum gieng eine Gallerie mit schlangenweis gedrehten Pfeilern, die oben und unten in schwarzen dem Achat gleichenden Steinen eingesetzt waren. Sie stunden in gleicher Weite von einander, und waren mit rothen und weissen Kalk eingemauert, und gaben dem ganzen Gebäude eine besondere Zierde. Oben an der Treppe bey dem Eingang der Gallerie stunden auf beyden Seiten zwey Marmorbilder, die zween Leuchter von künstreicher und ausserordentlicher Arbeit in den Händen hielten. Etwas weiter hin sahe man einen fünf Fuß hohen grünen Stein, der oberwärts in Form eines Cameelrückens spitzig zu gieng. Auf diesen wurden

die Unglückseligen gelegt, welche zum Opfer bestimmt waren, wo ihnen der Leib aufgeschnitten, und das Herz herausgerissen wurde. Der Treppe gegen über stnnd eine Capelle von dauerhafter und prächtiger Arbeit, die mit einem Dach von kostbaren und seltenen Holz versehen war; hierinnen stund ein Götze. Ueber alles dieses waren noch drey Böden angelegt, zwar nur von Zimmerwerk, aber so künstlich überkleidet und getäfelt, daß man es für Mauerwerk ansahe. Dieses Uebergebäude, das auf der Pyramide empor ragte, gab ihr das Ansehen eines sehr hohen Thurms. Von hier aus konnte man nicht nur die ganze Stadt nebst dem See, sondern auch alle benachbarte Städte und Dörfer übersehen. Cortez wurde wenig Tage nach seiner Ankunft von dem Motezuma hieher geführt, und der Anblick, den er da genoß, machte ihn ganz entzückt. Er fragte seine Spanische Gefährten, ob nicht dieser einzige Anblick alle ausgestandene Mühe reichlich vergelte. Ja es erhitzte diese Aussicht seine Einbildungskrafft dermassen, daß er an diesem Ort, als dem Mittelpunkt eines ungeheuer grossen Landes, ein Gelübde that, dasselbe zu erobern.

Auf den vorhin gemeldeten Altären, stunden ihre vornehmsten Götzenbilder. Das eine

war Vitzilipuzli, der Lieblingsgötze der Nation. Ihm gesellte man den Tlaloch bey, welche Gottheit die Ehrensbezeigung mit ihm theilte. Die Mexicaner hielten sie beyde für Brüder, und glaubten, daß sie solche gute Freunde mit einander wären, daß sie die oberste Gewalt im Krieg mit einander theilten. Sie boten ihnen einerley Opfer an, verehrten sie gemeinschafftlich, und hielten so zu sagen die Andacht im Gleichgewicht. Die Kostbarkeiten dieser Capellen waren unschätzbar; die Mauern und Altäre waren mit allerhand bunten und mit Edelgesteinen besetzten Federn geschmückt Ausser diesen stunden noch sehr viele kleine Thürme, von verschiedener Grösse, auf den vorspringenden Pyramiden. Rings um die Gallerie herum waren noch verschiedene kleine Götzen-Altäre angelegt, deren Bauart mit der vorigen einerley, und nur darinnen verschieden waren, daß die Götzen ihre Gesichte nicht gegen Morgen, sondern nach einer andern Himmelsgegend richteten. Sie glaubten hiedurch dem Vitzilipuzli eine besondere Ehre zu erweisen. Die Altäre, die dem Quatzalcoalt geheiligt waren, waren rund von Gestalt, und glichen dem aufgesperrten Rachen einer Schlange. Hier stund auch ein Bild eines andern Götzen, dem man

aber

aber keinen besondern Namen gegeben hat. Sein Bild wurde von dem Mehle aller zum menschlichen Unterhalt dienlichen Saamen und Korngattungen gemacht, nachdem dasselbe mit dem Blute der geopferten Kinder, Wittwen und Jungfern, zu einen Teig geknetet worden. Diese Masse lies man alsdenn trocknen, und weihete sie zu einen Götzen ein. An dem Tage, da es eingeweihet werden sollte, kamen nicht nur alle Einwohner aus Mexico, sondern auch aus allen benachbarten Städten und Dörfern mit grossen Freudensbezeigungen zusammen. Die Andächtigsten traten zu diesem Bilde, strichen allerhand Geschmeide an seine vornehmste Gliedmassen, und hielten es für Verwahrungsmittel gegen allerley widrige Zufälle. Hierauf wurde das Bild an einen heiligen Ort hingesetzt, den kein weltlicher, ja nicht einmal ein gemeiner Priester betretten durfte. Zu gleicher Zeit wurde ein grosses Gefäß voll Wasser mit vielen Ceremonien geweihet, und an eben denselben Ort gesetzt. Dieses Wasser wurde in dem Tempel aufbewahrt, und nur bey gewissen sehr feyerlichen Fällen, zum Exempel, bey der Krönung eines Königs, oder bey der Wahl eines Feldherrn, gebraucht. Beide wurden damit besprengt, aber der Feldherr muste auch davon trin-

trinken. Wenn dieses Götzenbild mit der Zeit oder durch einen Zufall schadhaft wurde; so wurde es zerbrochen, und die Stücke davon an die Vornehmsten des Reichs, als besondere Heiligthümer, ausgetheilt. Man machte alsdenn unter den gewöhnlichen Ceremonien ein neues, und verehrte es auf gleiche Weise.

Da die Tempel der Mexicaner mit ihren Höfen einen grossen Raum einnahmen; so dienten sie ihnen nicht nur zu Andachtsorten, sondern auch zu Vestungen; sie wurden deswegen zu Kriegszeiten zur Vertheidigung der Stadt mit allerhand Kriegsvorrath versehen. An den Mauern rings herum waren die Wohnungen der Priester angebauet. Man sahe hier grosse Höfe, Teiche, Gärten und alle übrige Bequemlichkeit, für die fünf tausend Personen, welche um den Gottesdienst abzuwarten, ihren Unterhalt darinnen funden. Ausser diesen grossen Tempel waren ihrer noch sehr viele kleinere in Mexico. Diejenigen aber, die ihre Anzahl auf zweytausend setzen, übertreiben die Sache ohnfehlbar; sie verwechseln vielleicht die Götzen der Mexicaner mit ihren Tempeln, und glauben jeder Götze müsse auch seinen besondern Tempel gehabt haben, welches doch nicht richtig ist. Andere

setzen ihre Zahl nicht höher als auf acht, welche auf eben die Art, wie der Haupttempel erbauet gewesen, doch in Ansehung der Kostbarkeit von jenen verschieden waren. Zählt man in diesen alle einzelne Capellen und Altäre besonders, so möchte die vorhin gemeldete Zahl vielleicht heraus kommen. Es war fast keine Gasse anzutreffen, die nicht ihren besondern Schutzgott hatte, und kein Unglück zu erdenken, das nicht seinen besondern Altar gehabt hätte, wobey die Mexicaner Hülfe dawider zu finden glaubten. Ueberhaupt machte ihre verrückte Einbildungskrafft Götzen und Altäre, wo sie kein Mensch gesucht hätte.

In ihren Tempeln hatten sie, ausser den zum Opfer nöthigen Geräthschaften, wovon wir hernach reden werden, noch einige andere heilige Geräthe. Zum Exempel in dem Tempel Quatzalcoalt hatten sie eine heilige Trommel, welche bey Auf- und Untergang der Sonne von den Priestern gerührt wurde; in dem Tempel des Vitzilipuzli war eine Trompete, die von niemanden als von den Opferpriestern geblasen werden durfte, und dis nur zu der Zeit, wenn sie den Krieg ankündigten, und den Muth der Soldaten anfrischen wollten. In der Provinz Yucatan fanden die Spanier

viele

viele Creutze, die von den Einwohnern mit gewissen Feyerlichkeiten verehrt wurden. Man ist über diese seltsame Erscheinung nicht einerley Meynung. Einige glauben, daß sie von Christen, die schon ehemals in diesem Lande gewesen wären, herkämen; andere nehmen sie für ein National-Bild an, und sagen, es würde hierunter der Regengott der Mexicaner vorgestellt. Die Sache an sich betrachtet, daß Creutze angetroffen und von den Einwohnern verehrt worden, ist richtig; aber die Erklärung davon ist noch immer zweydeutig.

Der wichtigste Theil des öffentlichen Gottesdienstes der Mexicaner betrifft ihre Opfer. Alle Geschichtschreiber gestehen einmüthig, daß man in keinem der übrigen Welttheile etwas finde, das der Menschlichkeit solches Grauen errege, als die Menschenopfer der Mexicaner. Sie schonten nur deswegen das Blut ihrer Feinde im Krieg, und suchten recht viele Gefangene zu machen, damit sie ihren Göttern zu Ehren eine recht grosse Menge Menschen in aller Gelassenheit abschlachten könnten. Montezuma, der letzte Mexicanische König, gestunde dem Cortez offenherzig, ungeachtet es in seiner Gewalt stehe, die Landschaft Tlascala zu erobern, so schlage er doch diese Ehre

nur deswegen aus, damit es ihm nicht an Feinden, das ist, Schlachtopfern für seine Tempel fehlen möge. Diese Grausamkeit ist ein Hauptzug in dem Character der Mericaner, und es ist allerdings der Mühe werth, umständlicher davon zu handeln.

Die Umstände, die bey diesen abscheulichen Opfern vorfielen, waren diese. Man stellte die dazu gewidmeten Personen in eine lange Reihe, und umgab sie mit einer zahlreichen Wache. Hierauf stieg ein Priester vom Tempel herab. Er war mit einem weissen Rock, dessen Saum mit dicken Zwirnfranzen bebrämt war, bekleidet, und trug ein aus Maizmehl und Honig verfertigtes Götzenbild in seinen Armen. Das Bild hatte gelbe Zähne und grüne Augen; dieses waren feine grüne Steine, und jenes Maizkörner. Der Priester lief die Tempeltreppe mit grosser Eilfertigkeit herab, bestieg darauf einen mitten im Hofe befindlichen grossen Stein, der mit Mauerwerk eingeschlossen war, und wendete sich gegen die Gefangenen, und zeigte das Bild einem nach dem andern, mit den Worten: siehe, das ist dein Gott. Er stieg darauf von diesem Stein herab, stellte sich vor die Gefangenen, und führte sie in einem ordentli-

chen

chen Zug an den Ort, wo die Opferdiener auf sie warteten. Bey dem grossen Tempel waren sechs Personen zu diesem grausamen Dienst bestellt, und ihre Würde war erblich. Vier hielten dem armen Schlachtopfer Arm und Beine, der fünfte die Kehle, und der sechste schnitt ihm den Leib auf. Derjenige, der dem Opfermenschen die Brust aufschnitt, war der vornehmste, und wurde Topilezin genennt. Er trug einen langen mit rothen Franzen bebrämten Rock. Auf dem Kopf hatte er eine Krone von grünen und gelben Federn, an den Ohren güldene mit grünen Steinen besetzte Ringe, und auf der Unterlippe ein kleines Röhrchen von einem himmelblauen Stein; sein Gesicht war kohlschwarz angestrichen. Die fünf übrigen trugen falsche sehr krause Haare, welche mit ledernen Riemen, die mitten über die Stirne giengen, aufgebunden waren. An den Riemen hiengen kleine mit allerley Farben bemahlte Schilder bis an die Augen herab.

So bald die Gefangenen an den zum Opfer bestimmten Ort gekommen waren; liess man einen nach dem andern nackend, mit ungebundenen Händen auf einer schmalen Treppe hinauf steigen. So wie die Reihe an

einen kam, wurde er auf den zu dieser Handlung bestimmten Stein gelegt, und die Opferdiener verrichteten ihr Amt. Einer legte ihm ein Halsband um, und die andern hielten ihm Arm und Beine. Der Topilezin legte ihm die linke Hand auf die Brust, schlitzte mit der rechten Hand den Leib auf, und riß ihm lebendig das Herz heraus. Dieses hielt er gegen die Sonne, um ihr den daraus aufsteigenden ersten Dampf zu opfern. Hierauf wendete er sich zu dem Götzenbild, welches er während dieser Handlung beyseite gelegt hatte, rieb ihm das Gesicht mit dem herausgerissenen Herzen, und sprach einige geheimnisvolle Gebete dabey aus. Die übrigen Opferpriester ergriffen hierauf den Leichnam bey den Füssen, und warfen ihn die Treppe hinab, worüber er, weil die Treppe sehr jähe war, im Augenblick hinunter rollte. Nunmehr kamen diejenigen herbey, welche die geschlachteten Personen ehemals zu Gefangenen gemacht, und den Priestern überliefert hatten. Diese nahmen die Leichname, ein jeder den, welchen er gefangen genommen hatte, hinweg, und theilten sie unter ihre gute Freunde aus, die sich damit etwas zu gute thaten. Bey manchem Fest belief sich die Anzahl dergleichen Schlachtopfer auf fünf tausend, indem man

sie

sie sorgfältig dazu aufbewahrte. Geschahe es, daß sie eine lange Zeit Friede, und also auch keine Gefangene zum Opfer hatten; so stellte der Topilezin dem Kayser vor, die Götter litten grossen Hunger, und verlangten Opfer. Sogleich machte man allen Cazikeu bekannt, daß die Götter Lust hätten, eine Mahlzeit zu halten. Die ganze Nation griff zum Gewehr, man brach eine Ursache vom Zaun, und fiel den Nachbarn auf allen Seiten in das Land. So zeigte sich die Grausamkeit der Mexicaner auch so gar bey ihren Religions-Handlungen.

Ausser diesem gab es auch noch einige andere Opfer, die man nur an gewissen Festtagen verrichtete. Eine Gattung derselben nennte man Racaripe Velitzli, das ist, Menschenschinderey. Die Priester lasen einige Gefangene aus, schunden sie, und behiengen mit ihrer Haut einige niedrigere Opferdiener; diese liefen damit in der ganzen Stadt herum, sungen und tanzten vor allen Häussern. Jederman mußte ihnen eine Gabe reichen; wer es nicht that, dem schlugen sie einen Zipfel von der Haut in das Gesicht, daß er mit Blut gefärbet wurde. Dieses Sammeln währte so lange, bis die Haut zu verderben anfieng;

und die Priester brachten auf diese Weise viele Güter zusammen. An einem andern Fest mußten die Priester mit einem zum Opfer bestimmten Gefangenen kämpfen. Der Gefangene wurde mit einem Fuß an ein grosses steinernes Rad angeschlossen, übrigens aber mit einem Schilde und Schwerdt bewaffnet. Eben dieses Gewehr hatte auch der Priester. Das Gefecht gieng vor den Augen des ganzen Volks vor sich. Ueberwand der Gefangene, so war er nicht nur vom Opfer erlöset, sondern er bekam auch alle Titel und Rechte, welche von den Landesgesetzen den berühmtesten Kriegern bestimmt waren, und es wurde dagegen der Uebermundene geopfert. Ferner wurde an jedem Haupttempel ein Leibeigener gehalten; dieser wurde ein ganzes Jahr lang gefüttert, als ein Gott verehrt und angebetet, am Ende aber geopfert. Wer empfindet nicht ein innerliches Schautern, über solchen entsetzlichen Greuel, welchem man den Schein einer Religion gab?

Die Feste, an welchen diese abscheuliche Opferhandlungen vorgiengen, waren nicht weniger wunderlich. Das vornehmste Fest bey den Mexicanern war dasjenige, welches dem Vitzilipuztli zu Ehren gefeyert wurde. Es fiel in unsern Maymonath, und wurde haupt-

sach-

sächlich durch einen feyerlichen Umgang begangen. Einige Tage vorher machten etliche dem Tempeldienst geweihete Jungfrauen einen Teig aus Maizmehle, gestampften Bledoskörnern, und Honig, und verfertigten daraus ein grosses Götzenbild, welches den Vitzilipuztli vorstellen sollte. Alle vornehme Herrn des Reichs waren bey der Verfertigung dieses Bildes gegenwärtig. Man schmückte das Bild mit Kleidern und allerhand Kostbarkeiten. Man setzte es in einen blauen Armstuhl auf eine mit Stäben versehene Tragbaare, damit man es desto bequemer tragen könnte. Am Tage des Festes, frühe vor Aufgang der Sonne, erschienen diese junge Mädchen mit weissen Kleidern im Tempel. Sie hatten Kränze von geröfteten Maiz auf dem Kopf, und um den Hals, die ihnen bis über die linke Schulter hinab hiengen; um die Aerme trugen sie Armbänder von angereiheten Maizkörnern, der ganze übrige Arm bis an das Handgelenke war mit rothen Federn bedeckt, und die Wangen waren roth bemahlt. Man nennte sie an diesem Tage Schwestern desjenigen Gottes, dessen Verehrung sie feyerten. Wenn die bestimmte Zeit kam, so nahmen sie den gebackenen Götzen mit seiner Baare und trugen ihn in den Tempelhof. Hier hatten sich die

Jünglinge versammelt, die, so wie die Mädchen, zum Tempeldienst geweihet waren; diese nahmen ihnen die Tragbaare mit dem Götzen ab, und trugen ihn bis unten an die grosse Treppe des Tempels. So wie der Götze hier ankam, so fiel das Volk, das sich in grosser Anzahl versammelt hatte, nieder, und streute sich zur Bezeugung ihrer Demuth von der Erde, die unter ihren Füssen war, auf den Kopf. Nunmehr nahm die feyerliche Procession ihren Anfang. Die Jünglinge liefen mit ihrem Götzen in aller Eile nach dem Berg Chapultepeque, der eine Stunde von der Stadt Mexico lag. Eben so geschwind eilte ihnen das Volk nach. Hier verrichtete man in aller Geschwindigkeit ein kleines Opfer, und hielt eine kurze Ermahnung an das Volk. Mit gleicher Geschwindigkeit liefen sie nach dem Flecken Atlacuya, der einer alten Sage zu Folge sehr berühmt war, von da nach Cuyoacan. An beyden Orten thaten sie eben das, was sie auf dem Berge Chapultepeque gethan hatten; und ohne sich lang aufzuhalten liefen sie wieder nach Mexico zurück. Diese ganze Ceremonie muste in vier Stunden vorbey seyn, obgleich der Weg zu allen diesen Orten mehr als vier französische Meilen ausmachte; deswegen auch dieser Umgang

gang Ypachna Vitzilipuztli, oder, der Eilweg des Vitzilipuztli, genennt wurde. So wie die Jünglinge mit dem Götzen wieder in den Tempelhof zurück kamen, so setzten sie ihn wieder an den nemlichen Ort, wo sie ihn bekommen hatten, nieder. Von hier aus wurde er unter dem Schall musicalischer Instrumente mit Seilen auf die Höhe des Tempels gezogen, und daselbst in eine Capelle, die mit einem Gewölbe bedeckt war, auf geflochtene Schilfdecken niedergesetzt. Indem dieses geschahe, lag alles Volk auf der Erde und betete an; die Jünglinge aber streueten auserhalb und innerhalb des Tempels Blumen aus. Unterdessen kamen die vorhingemeldeten Jungfrauen, und brachten viele Stücke Teig, aus welchem der Götze war gebildet worden; diese waren in Knochen-ähnliche Formen gebracht, und wurden das Fleisch des Vitzilipuztli genennt. Sie wurden zum Theil unter das Volk ausgetheilt, zum Theil zu dem Götzen in den Kasten geworfen. Auf der andern Seite erschienen die Priester mit Kränzen auf dem Haupte, und an den Armen geziert; sie liessen die Abbildungen ihrer Götter und Göttinnen hinter sich her tragen. Sie tratten um die Stücke Teig herum, und weiheten sie mit Gesängen und Gebeten. Hierauf

auf kamen sie wieder von der Höhe des Tempels herunter in den Hof, wo die Gefangenen, die zum Opfer bestimmt waren, stunden, und weiheten sie zum grausamsten Dienst, den man je gesehen hat, ein. Nunmehr erfolgte das Opfer, nach der vorhin beschriebenen Art, welches an diesem Feste zahlreicher als an allen übrigen, war. Während dem, als dieses Schlachten vorgieng, tanzte das Volk im Tempelhof, und nahm noch sonst allerhand Ceremonien vor. Die Jungfrauen und Jünglinge giengen einander in bester Ordnung entgegen, und machten einen Kreistanz. Die vornehmen Herrn antworteten auf ihren Gesang, und machten gleichsam den Chor. Das gemeine Volk mischte sich weiter nicht in die Handlung, als daß es tanzte und frohlockte. Wenn das Opfer vorbey war, so kamen die Priester wieder von der Höhe des Tempels herunter, zerschnitten die vorhin genannten Teigstücke in Bissen, und theilten sie unter das Volk aus. Während des ganzen Festes durfte niemand einige andere Speise geniessen, als diese Stücke; man schloß deswegen alle Lebensmittel, ja so gar das Wasser, ein, damit nicht etwa die Kinder, ihren Hunger zu stillen, etwas geniessen möchten. Endlich begaben sich die Priester wieder in die Capelle,

pelle, wo der gebackene Götze lag, zogen ihm die Kleider aus, und zerbrachen ihn in kleine Stücke, die sie ebenfalls unter das Volk ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts austheilten. Jedermann bezahlte seinen Antheil an den Kosten dieses Festes, und nachdem der oberste Priester die Anwesenden zur Beobachtung der Gesetze und der Religionsgebräuche vermahnt hatte, so giengen sie nach Hauß, und ihr grosses Fest hatte ein Ende.

Das zweyte Fest nach diesem, war dasjenige, welches sie dem Abgotte Tezkatlipuca feyerten, und Torcoalt nennten. Einige Geschichtschreiber sagen, daß es alle Jahre, andere aber, daß es alle vier Jahre, wäre gefeyert worden. Dieses Fest dauerte neun Tage. Am ersten Festtage gegen Abend, versammelte sich das Volk im Tempel. Die Priester zogen dem gemeldeten Götzen die alte Kleidung aus, und legten ihm eine neue an; putzten ihn mit Edelgesteinen und einen Federbusch. Hierauf wurde der Vorhang hinweggezogen, und zugleich tratt ein Priester hervor, der eben eine solche Kleidung, als der Götze, anhatte. Dieser wendete sich nach und nach gegen alle vier Weltgegenden, blies viermal gegen die vier Winde mit einer steinernen

nernen stark schallenden Pfeife, und kauete eine Handvoll Erde. Eben dieses that auch das Volk. Diejenige, die eine Missethat begangen hatten, weineten laut, die Kriegsmänner baten insonderheit den Gott um Sieg wider ihre Feinde und Einbringung vieler Gefangenen, die sie den Göttern zum Opfer darstellen könnten. Diese Ceremonie wurde acht Tage lang wiederholet, der neunte aber, war der eigentliche Festtag. Das Volk versammelte sich schon in aller Frühe, um seine Andacht zu verrichten, und insonderheit um Wasser von ihrem Gott zu erbitten. So bald die Sonne aufgegangen war, brachten vier geschwärzte Priester das Götzenbild des Tezkatlipuca auf einem Tragsessel, der rund herum mit köstlichen Tüchern behangen war, auf ihren Schultern aus dem Tempel heraus. Sie setzten ihn unten an der Treppe, die nach der obersten Capelle zu gieng, nieder. Hierauf tratten Jünglinge und Jungfrauen mit dicken Stricken hinzu, und umringten den Tragsessel. Zween Priester huben den Abgott wieder in die Höhe, und trugen ihn um den innern Platz des Tempels herum. Ein jeder hatte ein Rauchfaß in Händen. So oft sie nun Rauchpulver darauf streueten, so streckten sie ihre Hand nach dem Götzen aus, und baten

ihn,

ihn, ihr Gebet nach dem Himmel zu bringen. Hintenher kam das Volk, und geisselte sich dergestalt, daß das Blut häufig herabfloß. Wenn der Umgang geendigt war, so wurde der Götze mit seinem Tragsessel wieder in die Höhe gezogen, und vor seine Capelle offen hingestellt, der Platz aber mit Blumen bestreut. Hierauf brachte ein jeder dem Götzen nach seinem Vermögen Geschenke, Edelsteine, Weihrauch, Maizkörner, Früchte; die Armen brachten Wachteln, welchen der Priester den Kopf abbiß, und sie blutig vor den Götzen nieder warf. Um die Mittagsstunde gieng jedermann nach Hausse, ausgenommen die Weibspersonen, die dem Götzen diesen Tag besonders zu dienen gelobt hatten, und die gewöhnlichen Diener des Tempels, die ihre Ceremonien immer fort trieben. Die Jungfrauen schmückten den Götzen auf das herrlichste, und setzten ihm Speise vor; sie giengen paarweis, und eine jede hatte eine Rinde Brod in der einen Hand, in der andern aber andere Speisen. Der Auftrager gieng voran, und hatte einen weisen Rock, über ein ledernes Camisol ohne Ermel, gezogen; an den Schultern hiengen Flügel mit breiten Riemen, mit einer Kürbispflanze voll Heiligthümer. Dieser führte die Jungfrauen bis an die Trep-

pe, vor den Götzen, woselbst sie die Speisen mit einer scheinbaren Andacht niedersetzten. Sie giengen in eben der Ordnung, wie sie hinaufgegangen waren, wieder zurück, und nun giengen einige Diener des Tempels hin, und brachten die Speisen in die Kammern der Priester, die nach einem langen Fasten sich damit herrlich belustigten. Unterdessen stellte sich das Volk wieder ein, um dem Opfer beyzuwohnen. Derjenige Leibeigene, den man wie wir oben gemeldet haben, ein ganzes Jahr gefüttert, und göttlich verehrt hatte, wurde herbeygebracht. Seine Herrlichkeit hatte nun ein Ende: der Oberpriester riß ihm das Herz aus dem Leibe, und hielt es warm und rauchend gegen die Sonne. Jünglinge und Jungfrauen stunden um den unglücklichen Menschen herum, und fiengen unter Trommeln und Pfeifen einen Tanz um seinem Leichnam an. Mit dem Ende dieses Tages hatte auch der Dienst dieser heiligen Jünglinge und Jungfrauen ein Ende. Sie konnten nunmehr nach Hause gehen, und sich, wenn es ihnen beliebte, verheyrathen. Ihre Stellen waren vorher schon wieder besetzt; denn aus den übrigen jungen Leuten hatten diejenigen, die im Laufen am geschwindesten waren, die Ehre, daß sie bis zur Wiederkehr dieses Festes in

dem Tempel erhalten wurden, und sonsten ansehnliche Vortheile genossen.

Endlich müssen wir noch eines Festes gedenken, welches dem Gott der Kaufmannschaft zu Ehren gefeyert wurde. Vierzig Tage vor dem Fest wurde ein Sclave gekauft, der wohlgebildet seyn, und kein Gebrechen an seinem Leibe haben muste. Dieser wurde diese vierzig Tage dem Götzen Quatzalcoalt vorgestellt. Man wusch ihn zweymal mit heiligen Wasser, schloß ihn des Nachts in einen eisernen Kefich ein, und hieng ihn Halsbänder aus Blumen um. Er wurde alle Tage mit den besten Leckerbissen gespeiset, und mit Singen und Tanzen in der Stadt herumgeführt. Neun Tage vor dem Opfer wurde ihm sein Schicksal durch zween Priester angekündigt. Wenn er sich nach dieser Zeit nicht so beherzt und aufgemuntert als vorher betrug; so wurde es als eine böse Vorbedeutung angesehen. Es wurde geschwind ein Trank aus Wasser bereitet, in welchem die blutigen Messer der Priester abgespühlet waren, und mit einem Kraut vermischt, welches Raserey zu verursachen pflegte. Dieses muste er trinken, und die Folge davon war, daß er unsinnig wurde, welches man aber als eine Aen-

derung seiner Gesinnungen ansahe. Das Opfer selbst geschahe an dem Festtage um Mitternacht. Alsdenn wurde er mit Weihrauch beräuchert; es wurden ihm zu Ehren Lieder gesungen; endlich wurde ihm das Herz heraus gerissen, und warm und dämpfend gegen den Mond gehalten. Sein Körper wurde, wie bey andern Opfern, die Treppe des Tempels herunter geworfen, von den Anwesenden aufgehoben, und dem vornehmsten Kaufmann gebracht, welcher ihn sodann herrlich zurichten lies, und die andern damit tractirte. Die Gäste tanzten unter der Zeit, bis die Mahlzeit fertig war. Mit Aufgang der Sonnen machten sie dem Götzenbild ihre Aufwartung; sie verkleideten sich auf mancherley Weise, als Vögel, Schmetterlinge, Frösche, Wespen, Bucklichte, Lahme, Hinkende, und dergleichen. Jeder brachte eine lustige Erzählung vor, wie es mit seiner Verwandelung zugegangen wäre, und endlich machte ein feyerlicher Tanz den Beschluß des ganzen Tages.

Nun ist noch übrig, daß wir von denen Personen, die die Mexicaner zur öffentlichen Ausübung ihrer Religion brauchten, reden. Von denen sechs Priestern, die bey dem grossen Tempel die Menschenopfer verrichteten, haben

wir

wir bereits gehandelt. Ihre Würde war erblich. Auſſer den Opferverrichtungen wurden sie auch als Wahrsager angesehen. Es ereignete sich nicht leicht ein bedenklicher Umstand, wobey sie nicht zu Rathe gezogen wurden, und wovon man sie nicht wegen des Ausgangs fragte. Auſſer diesen hatte ein jedes Quartier der Stadt und jeder Tempel seinen eignen Priester, welcher zu diesem Amte entweder durch die Wahl berufen wurde, oder sich durch ein freywilliges Gelübde von Jugend auf dazu widmete. Ihre gewöhnliche Verrichtung war, daß sie vor den Göttern räucherten. Es geschahe dieses alle Tage viermal, bey Aufgang der Sonne, zu Mittag, bey Untergang der Sonne, und um Mitternacht. Dabey erschalleten im Tempel jederzeit Trompeten und Trommeln, die einen sehr traurigen Klang machten. Derjenige Priester, an dem die Reihe war, kam alsdenn mit einem weissen Rock gekleidet, und mit einem Rauchfaß in der Hand. Das Rauchfaß füllte er mit Kohlen von dem Feuer, das beständig vor dem Altar brannte; hierauf warf er den Weihrauch in das Feuer, und räucherte ganz allein, obgleich seine Collegen um ihn herum stunden. Nachgehends gab man ihm etwas Leinwand, damit er den Altar und die Vor-

hänge abstäubte. Hierauf giengen die Priester an einen verborgenen Ort, wo sie einige Busübungen vornahmen; zum Exempel, sie peitschten sich, oder zapften sich an einigen Orten das Blut ab. Für diese Peinigung des Leibes wurden sie von den Einkünften des Tempels reichlich bezahlt. So lächerlich und abscheulich ihre Amtsverrichtungen waren; so fürchterlich war ihr Anzug. Sie salbten sich nicht nur die Haare, sondern den ganzen Leib vom Kopf bis auf die Füsse mit Fett; das Blut von den Unglückseligen, die sie ihren Götzen opferten, schmierten sie sich aus Aberglauben in das Gesicht und die Haare, welche dadurch so steif, als Borsten, wurden. Dieses verursachte ihnen desto mehr Beschwerlichkeit, da sie solche bis an ihren Tod, oder wenigstens bis in ihr hohes Alter, weder abschneiden noch auskämmen durften. Ihre Haare bunden sie mit einem sechs Zoll breiten baumwollenen Tuch auf. Weil sie kein anderes Rauchwerk, als Harz, brauchten, ; so wurde ihre von Natur gelbe Gesichtsfarbe beynahe ganz schwarz. Wollten sie diejenigen Götzen verehren, die in Kellern, dickem Gebüsch, oder auf hohen Bergen ihre Stellen hatten; so bereiteten sie sich dazu mit einer Salbe, die aus der Asche von aller-

ley giftigen Thieren, aus Toback und Talch verfertigt wurden. Hiedurch wurden sie nach der Meinung des gemeinen Mannes, über andere Menschen erhoben, und des Umgangs mit den Göttern fähig gemacht; sie glaubten es endlich selbst, und in dieser Zuversicht fürchteten sie sich für nichts, und glaubten fest, daß ihnen kein reisendes Thier, selbst in den dicksten Wäldern, einigen Schaden zufügen könnte. Ihr übriger Priesterschmuck bestund in einem schwarzen Mantel, der ihnen auf der Erde nachschleppte, und oberwärts zusammen gefalten war, daß sie ihn wie eine Caputze zusammen ziehen konnten.

Es waren auch in den Ringmauern von Mexico einige Klöster, worinnen junge Manns- und Weibspersonen von der Welt abgesondert lebten. Die Mädchen durften nicht älter als zwölf bis dreyzehen Jahre seyn, wenn sie in dem Tempel aufgenommen werden wollten. Wenn sie in den Dienst der Götter tratten, so wurden ihnen die Haare abgeschnitten, die sie aber nachgehends wieder wachsen lassen durften. Sie wurden Töchter der Buse genannt, und ihre Verrichtung bestand darinnen, daß sie die Tempel reinigen und an grossen Festtagen ausschmücken, des Nachts

aufstehen und ihr Gebet verrichten musten; zu gewissen Zeiten spielten sie des Nachts auf Flöten und Schneckenhörnern, stimmten traurige Lieder an, geisselten sich bis aufs Blut, zerstachen ihre Ohren, und bestrichen ihre Gesichter mit ihrem Blut, welches sie aber mit einem von den Priestern geweiheten Wasser wieder abwischten. Ferner war ihr Amt, für die Götzen, das ist, für die Priester zu kochen, indem diese nichts essen durften, als was vor den Altar gebracht worden war. Diese Speisen bestunden in kleinen Kuchen, welche in Form kleiner Götzenbilder mit Aermen und Beinen gebacken waren; ingleichen kochten sie allerhand Kräuter und Zugemüse. Sie musten auch für den Tempel spinnen und weben. Ihre Kleidung war ein weisser Rock. Sie wurden sehr hart gehalten, und über den geringsten Fehler sehr hart bestraft. Wenn sie die geringste Unkeuschheit blicken liessen; so wurden sie ohne Barmherzigkeit hingerichtet. Hatten die Mäuse oder Ratten etwas im Tempel zernaget; so glaubte man, der Himmel gebe durch dieses Zeichen seinen Zorn zu erkennen, und es müste unter diesen Jungfrauen eine Unordnung vorgefallen seyn; man forschte nach der Schuldigen, und unglücklich war diejenige, auf welche der

geringste Verdacht fiel. Es wurden keine andere, als aus der Stadt Mexico gebürtige Mädchen dazu genommen. Wenn sie ein Jahr ausgehalten hatten; so stunde es ihnen frey, entweder im Tempel zu bleiben, oder sich herauszubegeben, und sich zu verheyrathen. Sie hatten eine Aufseherin aus ihrem Geschlechte, welche sie in einer strengen Zucht hielte.

Nächst diesem waren auch junge Mannspersonen in einem Kloster, die das Gelübde der Keuschheit hatten. Sie wohnten den Mädchen gegen über, durften aber mit ihnen nicht zusammen kommen. Bey ihrem Eintritt musten sie achzehen bis zwanzig Jahre alt seyn; man schor ihnen eine Krone auf dem Kopf, und auf der Seite trugen sie die Haare nicht länger, als bis an die halben Ohren, am Hinterhaupt aber so lang, daß man sie in einen Zopf flechten konnte. Sie hatten die Aufsicht über die heilige Kleidung, Rauchfässer, und den immer glüeuden Feuertopf vor dem Vitzilipuztli. Sie musten den Priestern bey allen zum Gottesdienst gehörigen Verrichtungen an die Hand gehen, die heiligen Oerter auskehren, Blumen und Kräuter im Tempel ausstreuen, und den Priestern die Werkzeuge schärfen, womit diese in

der Mitternacht Blut aus den Beinen zapfen. Die Sittsamkeit wurde ihnen so scharf eingeprägt, daß sie in Gegenwart einer Weibsperson nicht einmal die Augen aufschlagen durften. Sie sammelten Allmosen von Hauß zu Hauß in der Stadt, und giengen bey dieser Gelegenheit, allezeit vier oder sechs mit einander, in sehr demüthiger Stellung. Bekamen sie in einem Hausse nichts, so war ihnen erlaubt, so viel zu nehmen, als sie essen konnten: denn weil sie die Armuth gelobt hatten, so wurden ihre Bedürfnisse jederzeit als sehr dringend angesehen. Bey der Nacht musten sie aufstehen, und die Trompeten zum Räuchern der Priester blasen; an dem heiligen Feuer musten sie wechselsweis Wache halten; bey dem Räuchern der Priester musten sie gegenwärtig seyn, und wenn sich diese an einen geheimen Ort begaben, so musten sie mit ihnen gehen, und sich mit Pfriemen blutig stechen. Ihr Gewand war ein härener, aber sehr rauer Sack. Die Zeit ihres Dienstes dauerte gleichfals ein Jahr, nach dessen Verlauf sie wiederum aus dem Tempel heraus gehen durften. Zu gewissen Jahresfesten kamen sie mit den Priestern an einen Ort zusammen, wo sie sich mit spitzigen Kieselsteinen und andern Instrumenten in der Gegend zwi-

schen

schen dem Schienbein und der Wade eine Menge Blut abzapften; die blutigen Messer steckten sie hernach in runde Strohwische, und legten das blutige Stroh zwischen die Zinnen des Tempelhofes, damit das Volk ihren Eifer in den Busübungen daraus erkennen konnte. Weil nun keines von diesen Messern mehr als einmal gebraucht werden durfte, so hatten sie jederzeit eine grosse Menge derselben in Vorrath. Sie beobachteten oft fünf bis sechs Tage lang ein strenges Fasten, und peinigten ihren Leib durch öfteres Geisseln. Diese Geisseln wurden aus dem Garn von Maguey geflochten, waren eine Claffter lang, und hatten am Ende Knoten, damit sie desto tiefer in die Haut eindrungen.

In den andern Provinzen des mexicanischen Reichs traf man eine Menge solcher Klöster an, die man als die einzige Quelle des Gottesdienstes ansahe. Der älteste Sohn in einer Familie hatte zwar das Recht zur Erbschafft seines Vaters, aber er muste zuvor in ein Kloster gehen, und das Ordenskleid ein ganzes Jahr tragen. Von diesem Gebrauch waren nicht einmal die Söhne der Caziken befreyt. So bald der von ihnen bestimmte Tag erschien, wurden sie von den vornehmsten Einwohnern

ihres Bezirks unter dem Schall ihrer musicalischen Instrumente abgeholt, und nach dem Kloster geführt. Hier kamen ihnen die Priester entgegen, zogen ihnen ihre Kleider aus, hiengen ihnen dafür alte, mit Harz eingeschmierte Lumpen um. Man reichte ihnen ein Messer von Kieselstein, womit sie sich blutig ritzen musten, und man rieb sie im Gesicht, auf der Brust, und an den Schultern mit gifftigen Kräutern, welches gleichsam das Siegel ihrer Einweihung war. In dem Kloster gewöhnte man sie zur Enthaltung, lies sie allerhand harte Arbeit verrichten, und bestrafte sie wegen des geringsten Verbrechens mit aller Strenge. Wenn das Jahr ihres Dienstes verflossen war, so wurden sie von ihren Verwandten mit eben solchem Pracht, als sie in das Kloster geführt worden waren, wieder zurück geholt; vier junge Mädchen badeten sie alsdenn mit wohlriechenden Wasser, und wuschen ihnen den Rus vom Harz ab, der sich von dem vielen Räuchern vor den Götzen, angehängt hatte. Wenn jemand dieses Prüfejahr so lang verschob, bis sein Vater gestorben war, so konnte er die ihm zugefallene Erbschafft nicht eher antretten, als bis er es ausgestanden hatte. Bey der Krankheit eines Cazifen stellten die Klöster für seine Ge-

nesung

nesung Wallfarthen an, und thaten allerhand Gelübde. Sie stunden bey dem Volk deswegen in dem grösten Ansehen.

So sahe die Religion der Mexicaner aus. Als die Spanier in das Land kamen, und die Abscheulichkeit dieses Götzendienstes sahen; so entflammte ihr Eifer dermassen, daß sie ungesäumt anfiengen ihre Götzen zu zerstören. Der gemeine Haufe hieng zwar stark an seinen Götzen; als sie aber sahen, daß ein Götze nach dem andern zerstückt wurde, ohne daß den Spaniern etwas Uebels deswegen begegnete, so fiengen sie an, selbsten ein Mistrauen darein zu setzen, zumal da sie bisher die abscheulichen Menschenopfer blos aus Furcht gebracht hatten.

Dritter Abschnitt.

Staats-Verfassung der Mexicaner.

Wir haben bereits oben angemerkt, auf welche Art die Mexicaner sich nach und nach in eine bürgerliche Verfassung begaben, und wie sie nach und nach ihren Staat einge-

eingerichtet haben. Der gezähmte und zur Unterordnung gebeugte Geist der Mexicaner war durch den Lauf verschiedener Zeiten vorbereitet, sich zu einer monarchischen Regierungsart zu schmiegen. Allein die Beschreibung ihrer Staatsverfassung, durch die Spanier, die sie umstürzten, ist viel zu mangelhaft und widersprechend, als daß wir ihre Regierungsform genau abschildern könnten. Bald stellen sie die mexicanischen Monarchen als unumschränkt vor, als ob sie in allen Staasgeschäfften blos nach ihrem Willen verfahren hätten; bald entdecken wir Spuren eingeführter Gebräuche und Gesetze, welche auf die Einschränkung der Macht der Crone abzielten; bald treffen wir Rechte und Freyheiten des Adels an, welche den Anmassungen des Kayfers Schranken setzten. Dieser anscheinende Widerspruch rührt daher, daß man die Neuerungen des Montezuma von der vorherigen Regierungsart nicht genug unterschieden hat. Seine kühne Herrschsucht stürzte die Regierungsform um, und führte einen gänzlichen Despotismus ein. Er kehrte sich an keine Gesetze, und erniedrigte seine Unterthanen von allen Ständen, bis zum Sclavenstand. Die Standespersonen vom ersten Rang unterwarfen sich diesem Joch sehr ungern.

gern. Es ist also offenbar, daß wir nur unter der Regierung der alten mexicanischen Könige, ihre eigentliche Staatsverfassung entdecken. Es scheint von der Stifftung der Monarchie an, der Adel gewisse Rechte gehabt zu haben. Ihre Anzahl scheint sehr groß gewesen zu seyn. Nach dem Bericht des Herrera gab es im mexicanischen Reich dreyßig Standespersonen, deren jede ohngefähr hundert tausend Mann in ihrem Gebiete hatte; und diesem dreyßigen, waren ohngefähr drey tausend Edle von niedrigern Rang untergeordnet. Wir finden in der mexicanischen Staatsverfassung ein sichbares Bild der Lehensverfassung in ihrer strengsten Gestalt, und wir erkennen ihre drey Unterscheidungsmale; einen Adel in einer fast unabhängigen Gewalt; ein in die tiefste Unterwürfigkeit herabgedrucktes Volk, und einen Monarchen, dem die vollziehende Macht des Staats anvertraut ist. Die Gewalt der Krone war vor den Zeiten des Montezuma sehr eingeschränkt; der Adel hatte sich alle Gewalt vorbehalten, und dem Kayser nur den Schatten gelassen. Krafft eines Grundgesetzes durfte der Kayser keinen für den ganzen Staat wichtigen Punct ohne die Genehmhaltung seines Staatsraths entscheiden; ohne ihre Einwilli-

willigung durfte er die Nation nicht in Krieg verwickeln; auch konnte er über den wichtigsten Zweig der Staatseinkünffte nicht nach eigenen Belieben verfügen, denn dieser war gewissen Bestimmungen gewidmet, denen er durch die königliche Gewalt nicht entzogen werden durfte.

Um nun dieser Reichsverfassung und den dadurch verordneten Einschränkungen ihre ganze Wirkung zu versichern, lies der mexicanische Adel die Crone nicht erblich werden, sondern Mexico war ein Wahlreich, und die Thronfolge keinesweges erblich. Einige der vornehmsten und mächtigsten Fürsten lenkten meistentheils die Sache so, daß die Wahl nach ihrem Willen ausfiel. Der neue König, oder Kayser, muste sich gewissen Bedingungen unterwerfen, ausserdem aber regierte er unumschränkt, ohne daß er besorgen durfte, daß ihn jemand zur Rechenschaft darüber ziehen würde. Diese Gewalt stieg stufenweis zu ihrer Höhe, und kam endlich zu einer solchen despotischen Macht, daß der letzte Kayser Montezuma seine Unterthanen mit aller ersinnlichen Tyranney drückte, und sie als Sclaven behandelte. Es glimmte deswegen das Feuer der Unzufriedenheit schon in der Asche, und würde ohn-

ohnfehlbar in eine offenbare Empörung ausgebrochen seyn, wenn nicht die Spanier dem ganzen mexicanischen Reich ein Ende gemacht hätten. Ohnfehlbar unterstüzte das allgemeine Misvergnügen der Nation die Unternehmung der Spanier, und erleichterte ihnen die Eroberung dieses weitläuftigen Reichs, welche sonst doch wohl nicht so geschwind erfolgt seyn würde.

Wenn ein Kayser gewählt wurde, so war die erste und Hauptbedingung diese, daß er sich an die Spitze der Arme stellen, die Feinde des Reichs bekriegen, von ihnen einiges Land erobern, und Gefangene einbringen muste. Ehe wurde seine Wahl nicht für gültig gehalten, als bis er diese Bedingung erfüllt hatte, und man sahe es als eine göttliche Bestättigung seiner Wahl an, wenn der Ausgang des Kriegs glücklich gewesen war. Es war dieses eine der Haupt-Staatsmaximen, wodurch das mexicanische Reich in so kurzer Zeit zu einer so erstaunlichen Grösse angewachsen war. So bald nun der Sieg die Verdienste des neuerwählten Kayfers hinlänglich bestättigt hatte; so schritte man unverzüglich zur Krönung. Er hielt einen prächtigen Einzug in die Stadt, worinnen alle Anstalten zum herrlichsten Tri-

umph

umph gemacht waren. Der ganze Adel, die Staatsbediente, die Opferprieſter, begleiteten ihn bis an den Tempel des Kriegsgottes. Hier wurden zu erſt die Gefangenen vor ſeinen Augen geopfert. Alsdenn ſtieg er von ſeinem Tragſeſſel herunter, und die Krönungs-Ceremonien nahmen ihren Anfang. Man legte ihm den Kayſerlichen Mantel um; in die rechte Hand gab man ihm ein goldenes Schwerdt, das mit Feuerſteinen beſetzt, und ein Zeichen der Gerechtigkeit war, in die linke aber Bogen und Pfeile, wodurch man die unumſchränkte Gewalt über das Kriegsheer anzeigte. Hierauf ſetzte ihm der Cazike von Tezeuco, aus einem beſondern Vorrecht, die Krone auf. Dieſe beſtund in einer goldenen Mütze, die vorwärts ſpitzig zu gieng, hinterwärts aber ſich herrabbog. Man entkleidete ihn hierauf wieder, und trug ihn ganz nackend und in aller Stille in den Tempel. Hier fiel er zur Erde nieder, und küßte das Pflaſter vor dem Götzenbilde des Vitzilipuzli. Hierauf erſchien der Hohepriester in ſeinem Amtsſchmuck, und in Begleitung vieler anderer Prieſter in langen Röcken, und beſtrich ihn am ganzen Leibe mit einer kohlſchwarzen Farbe. Sodann ſprach er einige Gebete über ihn, und beſprengte ihn mit

Waſſer,

Wasser, das man im Tempel verwahrte, und darunter Cederblätter gemischt waren. Sodann deckte er ihm einen weissen Mantel, der überall mit Todenköpfen gemahlt war, über den Kopf, über diesen noch einen schwarzen, und über diesen den dritten von himmelblauer Farbe. Um den Hals band er ihm gewisse rothe Nesseln, daran die Kennzeichen der königlichen Würde hiengen, und auf die Achseln ein kleines mit einem gewissen Pulver angefülltes Muschelgen, das ihn vor Bezauberung, Pest und allem übrigen Unheil bewahren sollte. Endlich band man ihm ein Säckgen voll Weihrauch an den linken Arm, und gab ihm ein Rauchfaß voll glüender Kohlen in die rechte Hand. Der Kayser stund sodann auf, beräucherte das Götzenbild, und setzte sich hernach nieder. Hierauf stellte sich einer von den Grossen des Reichs gegen ihn über, wünschte ihm im Namen aller seiner Unterthanen Glück, und stellte ihm die damit verknüpfte Schuldigkeit vor. Endlich näherte sich ihm der Hoheprieſter, und nahm ihm einen Eid ab, worinnen er sich anheischig machte, die Religion seiner Voreltern zu erhalten, die Gesetze und Gewohnheiten des Reichs zu beobachten, und seine Unterthanen mit Sanfftmuth und Gelindigkeit zu regieren; gleichfalls

schwur er, daß so lange er regieren würde, es zur rechten Zeit regnen sollte, daß die Flüsse nicht aus ihren Ufern tretten und eine Ueberschwemmung anrichten, daß die Felder nicht durch Unfruchtbarkeit, und die Menschen nicht von schädlichen Einflüssen der Sonne und der Lufft geplaget werden sollten. Ein solcher Eidschwur scheinet aufferordentiich wunderlich zu seyn. Entweder haben die Erfinder desselben dadurch den Regenten bey seinen Unterthanen in ein desto grösseres und beynahe göttliches Ansehen setzen wollen; oder, wie es einige erklären, dem Regenten nur zu Gemüthe führen wollen, mit Weisheit und Gerechtigkeit zu regieren, damit dergleichen Unglücksfälle weder für eine Folge seiner Unvorsichtigkeit, noch für eine Strafe seines übeln Lebens angesehen würden. Nachdem diese feyerliche Handlung geendigt war, so wurde er in einen grossen Saal des Tempels geführt. Jedermann entfernte sich von hier, und der Kayser setzte sich auf ein Bette, und brachte vier ganzer Tage mit Beten, Busübungen und Opfern zu. Er aß des Tages nur einmal, badete sich des Nacht in fliessenden Wasser, und lies Blut aus seinen Ohrläppgen hineintropfen. Alles, was er den Göttern, an Brod, Blumen und Früchten opferte, das

muste

muste mit Blut aus seiner Zunge, Nase, Händen und andern Gliedern befärbt seyn. Wenn diese vier Tage zu Ende waren, so holte man ihn wieder ab, und führte ihn mit grossen Freudensbezeigungen in seinen Pallast.

Wenn sich der Kayser im Staat sehen lies, so trug er einen feinen baumwollenen Mantel, der auf beyden Schultern fest gemacht war, den grösten Theil des Leibes bedeckte, und hinten bis auf die Erde hinunter hieng. Dieser Mantel war mit vielerley Arbeit von Gold, Perlen und kostbaren Steinen besetzt, die ihm mehr zur Last, als zur Zierde dienten. Die Krone, die er trug, war eine goldene Mütze; an den Füssen trug er goldene Solen, wovon die Riemen, die mit kleinen goldenen Nägeln besetzt waren, über den Fuß giengen, ohngefähr so, wie die alten Römer ihre Schuhe trugen. Insgemein lies er sich von seinen Lieblingen auf einem goldenen Tragsessel tragen. Dieser prächtige Sessel war mit den kostbarsten und seltensten Federn auf allen Seiten bedeckt, welche dermassen künstlich zusammen gefügt waren, daß dessen Reichthum und Kostbarkeit unter den Federn hervorleuchtete. Auf den Seiten des Sessels giengen insgemein vier der vornehmsten Herrn, die einen Himmel über

ihn trugen. Dieser Himmel war aus grünen Federn zusammengesetzt, und sahe wie eine mit silbernen Blumen gezierte Decke aus. Vor dem Sessel giengen zween Marschälle mit goldenen Stäben her, die sie bisweilen in die Höhe huben, um die Ankunft des Kayfers anzuzeigen; worauf so gleich ein jeder von den Anwesenden auf die Knie fiel, sich aber nicht getrauete, den Kayser anzusehen. Wer dieses Ceremoniel nicht beobachtete, wurde als ein Missethäter angesehen.

Die Art, mit welcher sich ehemals die Asiatischen Könige bedienen liessen, war nicht mit mehr Stolz nnd Eitelkeit verknüpft, als der Mexicanischen Kayser, kurze Zeit vor der grossen Staats Revolution. Montezuma der zweyte suchte die Majestät seines Reichs durch äusserlichen Pracht mehr zu erheben, als irgend einer seiner Vorfahren. Er erfand zu diesem Ende viele neue Ceremonien, oder er schrieb doch wenigstens die Ehre der Erfindung seinem Verstande zu. Er vermehrte die Anzahl seiner Bedienten, und schloß davon Personen von geringern Stand ganz und gar aus. Niemand als nur Herrn von vornehmer Abkunft durften sich seiner Person nähern. Als daher Cortez bey seiner ersten Zusammen-

kunft den Kayser mit eignen Händen eine emaillirte und mit falschen Steinen besetzte Kette um den Hals hieng; so wollten ihn die Günstlinge des Kayserś, die an seiner Seite stunden, zurückweisen, indem sie ihm zu verstehen gaben, diese Galanterie wäre zu frey. Sie konnten überhaupt nicht begreifen, warum sich der Kayser wider seine Gewohnheit so weit zu den Spaniern herablies. Er äusserte beständig, daß es seine Hauptmaxime sey, daß ein Regent niedrige Leute niemals seines Zutrauens würdigen dürfe, als welche wegen ihrer schlechten Umstände, weder eine Erhabenheit der Gedanken, noch eines Vermögens sich dankbar zu erzeigen, fähig wären; solche Leute müsse ein Regent nur von weiten begnadigen. Er ertheilte deswegen sehr selten öffentliche Audienz, und wenn es geschahe, so wurde solche mit der grösten Pracht vollzogen, und dauerte einen grossen Theil des Tages. Alle Grosse, die in den Pallast kommen durften, mußten alsdenn zugegen seyn; die Staatsräthe und Günstlinge stellten sich neben dem Thron in Ordnung, damit sie bey schweren und wichtigen Vorfällen den Kayser mit ihrem Rath unterstützen könnten. Auch waren eine Menge Personen da, die das Verlangen der Anwesenden, und die Antwort des Kay-

sers vermittelst gewisser Zeichen bemerkten. Wer Gehör haben wollte, muste zuerst seinen Namen angeben, alsdenn wurde einer nach dem andern hinein gerufen. Wer zur Audienz kam, muste barfuß und mit niedergeschlagenen Augen erscheinen, und drey Verbeugungen machen: bey der ersten sagte er: Herr! bey der andern, gnädiger Herr, und bey der dritten, grosser Herr. Er muste hierauf sein Anliegen kurz vorbringen, und wenn er Antwort darauf erhalten hatte, so durfte er weiter nichts vorbringen, sondern muste sogleich wieder rücklings zum Zimmer hinaus gehen. Der Kayser beobachtete in seinen Reden Kürze und Ernsthaftigkeit, doch lies er sich so weit herunter, auch die lächerlichsten Bitten seiner Unterthanen anzuhören, ja er suchte sogar eine gewisse Ehre darinnen. Wer an diesen Ceremonien das geringste versahe, der wurde nach aller Schärfe gestraft, ja man sagt, daß der Scharfrichter jederzeit vor der Thüre gestanden habe.

Zur Pracht des Mericanischen Kayfers gehörten auch seine Leibwachten. Er hatte deren zwey; die erste war so zahlreich, daß sie alle Höfe seines Pallastes einnahm, die andere aber bestund aus lauter Edelleuten,

und

und war erst vom Montezuma errichtet worden. Ihre Anzahl erstreckte sich auf zweyhundert, und jeder stammte aus einem berühmten Geschlecht ab. Jene begaben sich täglich in den Pallast, und theilten sich in zweyen Haufen, davon der eine die Person des Kayfers im Pallast, die andere aber auswärts beschützen muste. Sie wechselten im Dienst miteinander ab. Das übrige ganze Corps war in verschiedene Regimenter getheilt, und begriff den Adel des ganzen Reichs in sich. Die Kayser mochten daher in eine Stadt kommen, in welche sie wollten, so fanden sie überall Edelleute, die zu ihrer Leibwacht gehörten. Ihre Posten hatten sie allemal in dem Vorzimmer, daselbst speiseten. sie auch von den Gerichten, die von der Tafel ihres Herrn weggetragen wurden. Zuweilen erlaubte ihnen der Kayser in das Zimmer zu tretten. Es geschahe dieses nicht sowohl, ihnen eine Gnade zu erweisen, sondern vielmehr um zu sehen, ob sie auch ihren Dienst in Person verrichteten. Ueberhaupt rühmte sich Montezuma, daß er diese Garde aus Staatsklugheit errichtet habe, um den Gehorsam des Adels in beständiger Uebung zu erhalten, und um den besten Theil seiner Unterthanen genau kennen zu lernen.

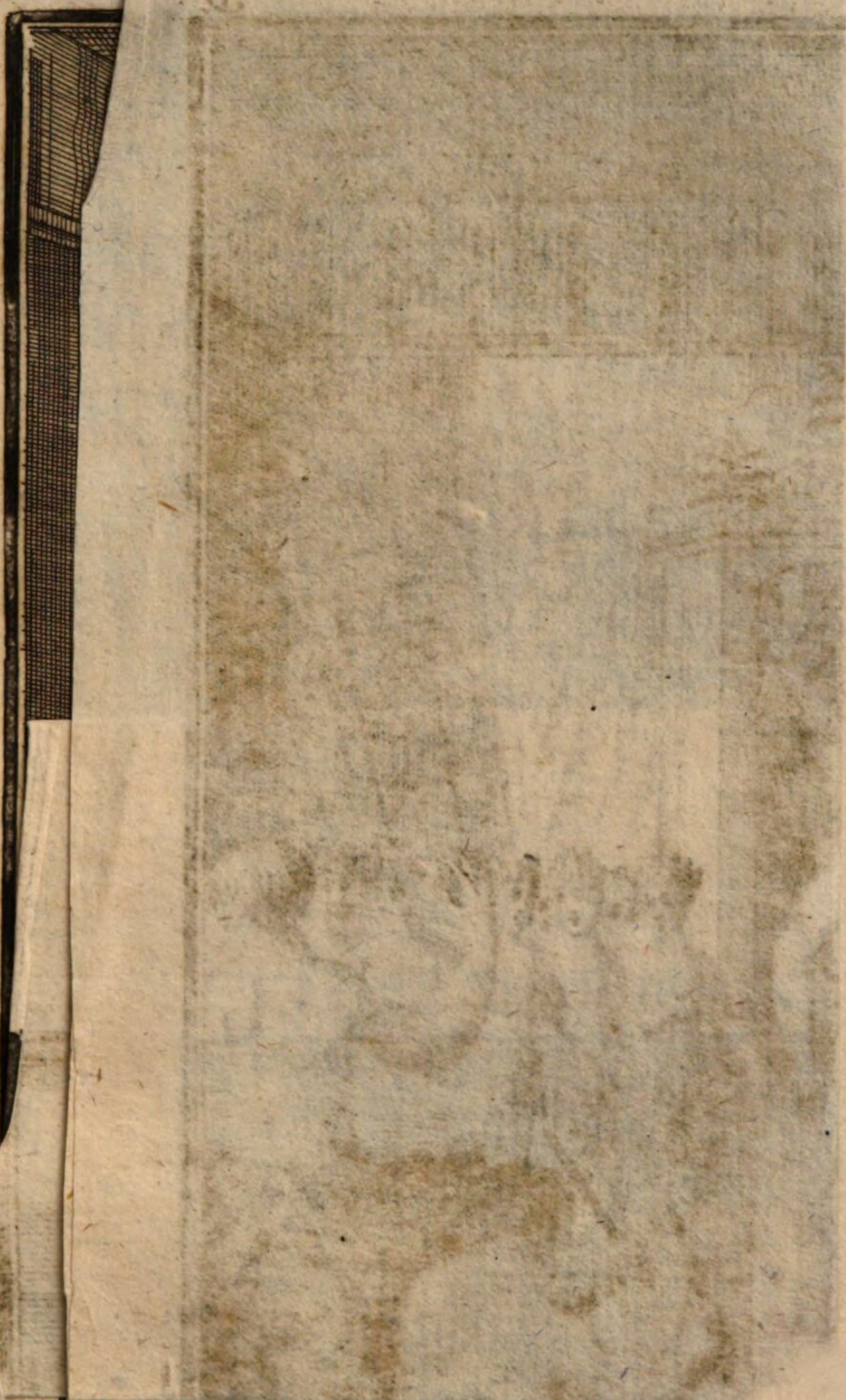
Bey der Tafel zeigte der Mericanische Kayser ebenfalls seine Hoheit. Sein Tisch war gemeiniglich mit mehr als zweyhundert Schüsseln besetzt, worinnen die schmackhaftesten Speisen aufgetragen wurden. Man darf nicht glauben, daß nur allein die Europäer die Kunst verstanden haben, den Gaumen zu kützeln, die Mericaner verstunden sie auch, und zwar in solcher Maasse, daß nicht nur die Spanier an ihren Gerichten Geschmack funden, sondern auch die Weise, sie zu zu bereiten, in Spanien einführten. Auch bey wilden Völkern ist der Geschmack sinnreich, auf allerhand Mittel zu denken, sich zu befriedigen. Montezuma, der auch in diesem Stück den mericanischen Hof glänzend machte, setzte sich niemals zur Tafel, als bis er alle Gerichte nach der Ordnung besehen hatte. Nachdem er seine Augen an ihrer Mannigfaltigfaltigkeit gesättigt hatte, so setzte er sich erst zu Tische, und zwar ganz allein, er aß aber nur von denen Speisen, die ihm bey der Musterung die besten geschienen hatten; die übrigen wurden unter seine adeliche Leibwacht ausgetheilt. Die Tafel kostete den Kayser ausserordentlich viel; denn nicht allein diejenigen, die in seinem Pallaste wohnten, sondern alle diejenigen, die Amts und Pflicht halber

am

am Hofe gegenwärtig seyn musten, wurden auf seine Kosten gespeiset. Wir wollen die Art, wie der Kayser zu speisen pflegte, nach den Worten eines Augenzeugen beschreiben. Die Tafel war sehr groß, und mit rothen Leder bedeckt, der Stuhl, worauf der Kayser saß, war ein Schemel, oder vielmehr ein Klotz, der an dem Ort, worauf der Kayser saß, etwas ausgehöhlet, übrigens aber zierlich ausgearbeitet, und schön bemahlet war; seine Höhe war nach der Höhe des Tisches Verhältnißmäßig eingerichtet. Die Tafel- und Handtücher waren von Baumwolle, ungemein zart und weiß, sie wurden von dem Kayser nicht mehr als ein einziges mal, nachher aber von seinen Hofbedienten gebraucht. Die Speisen wurden von Edelknaben aufgetragen, und in einem Saal nach der Ordnung hingesetzt. Hier besahe sie der Kayser, und bemerkte diejenigen mit einem Stäbchen, welche er auf seinen Tisch wollte gebracht haben. Ehe sich der Kayser zu Tische setzte, so kamen zwanzig der schönsten Frauenzimmer, und reichten ihm das Handwasser. Wenn er sich zu Tische gesetzt hatte, so zog einer der vornehmen Herrn, die bey ihm waren, ein hölzernes Geländer quer über den Saal, damit diejenigen, die den Kayser bey der Tafel sehen wollten, nicht

zu nahe an ihm kommen möchten; und auf diese Weise wurde der Speisesaal in zwey Galerien igetheilt. Innerhalb dieser Galerie stunden drey bis vier der ältesten Staatsräthe, und einer von ihnen empfieng die Speisen an dem Geländer, und setzte sie auf die Tafel. Jedermann beobachtete ein tiefes Stillschweigen; diejenigen, die ihn bedienten, waren barfuß: denn niemand durfte anders als mit blossen Füssen für ihn kommen; sie verrichteten ihr Amt kniend, und mit niedergeschlagenen Augen. Nicht weit von seiner Tafel sassen sechs vornehme Herrn, die ihm bey Tische Gesellschaft leisten musten. Die Schüsseln, die aufgesetzt wurden, waren von feiner Thonerde, die Trinkgeschirre aber von Gold, oder Muscheln, die ungemein reich geziert waren. Seine Getränke waren von verschiedener Gattung; einige waren wohlriechend, andere bestunden aus dem Saft gewisser heilsamer Kräuter; er bediente sich auch eines Getränks, das, so wie das Bier, aus Maiz zubereitet war. Unter dem Essen ergötzte sich der Kayser an den Reden der Stocknarren, oder an einer Tafelmusik, die aus Pfeifen, Dudelsäcken, Schalmeyen, und kupfernen Trommeln gemacht wurde; ingleichen waren Zwerge, Buckligte und andere

Miß-



gew

Mis-

Mißgeburten vorhanden, die dem Kayser allerhand Narrenspossen vormachen musten. Diese Kerl suchten ihr Glück damit zu machen, daß sie andere zum Lachen reitzten, und alle Ehrerbietung und Bescheidenheit aus den Augen setzten. Montezuma sagte, daß er dergleichen Leute deswegen gern um sich hätte, weil sie ihm manche Wahrheiten, die ihm sonst niemand sagen würde, bekannt machten; eine scheinbare Entschuldigung seiner Schwachheit einigen Anstrich zu geben! Unter den Musikanten waren auch Sänger, die die Thaten der alten mexicanischen Könige besungen. Ihre Lieder wurden auch in den Tempeln musicirt, und die Kinder lernten sie auswendig, damit ihre alte Geschichte nicht in Vergessenheit gerathen möchte. Wenn der Kayser von der Tafel aufgestanden war; so trank er Chocolade, rauchte Toback mit Ambra vermischt, und alsdenn hielt er Mittagsruhe. Wenn er ausgeruhet hatte, so kamen die Grossen des Reichs, und beredeten sich mit ihm über Staatsgeschäfte; alsdenn traten die Musikanten in das Zimmer, und sungen so, wie über Tafel, unter dem Klang der Instrumente, einige Lieder ab. Und zuletzt liess sich der Kayser von seinen Stocknarren noch ein Schauspiel vorstellen. Dieses war die

gewöhn-

gewöhnliche Lebensart und Zeitvertreib des Kayſers.

Zur äuſſern Pracht des Kayſers von Mexico gehörten auch ſeine Palläſte und Luſthäuſſer. Der Hauptpallaſt lag mitten in der Stadt Mexico, und es iſt in der That zu verwundern, da den Mexicanern viele Dinge, die wir zur Aufführung eines Gebäudes unumgänglich nöthig haben, ganz und gar unbekannt waren, wie ſie den Zuſammenhang und die Befeſtigung der einzelnen Theile haben bewerkſtelligen können. Da ihn die Spanier das erſtemal zu Geſicht bekamen; ſo konnten ſie ſich über die Gröſſe und Schönheit deſſelben nicht genug verwundern. Er beſtund in einem Gebäude von auſſerordentlicher Gröſſe, und hatte dreyſig Eingänge, die auf eben ſo viel Gaſſen ſtieſſen. Ueber dem Hauptthor war das Mexicaniſche Wappen angebracht. Es beſtund ſolches in einem Greif, deſſen halber Leib einen Adler, die andere Hälfte aber einen Löwen vorſtellte. Die Flügel waren ausgebreitet, und in ſeinen Klauen hielte er einen Tiger. Die Vorderſeite des ganzen Gebäudes war von ſehr groſſer Länge, und war von vielerley hellgeſchliffenen, ſchwarzen, rothen und weiſſen Jaspis aufgeführt.

Man

Man mußte durch drey Vorhöfe durchgehen, ehe man zu den Zimmern kam, die der Kayser bewohnte. Diese bestunden aus mehr als hundert Gemächern von fünf und zwanzig bis dreyßig Schuhen in die Länge, und hundert Bädern. In jedem Vorhof war ein schöner Springbrunnen, und andere Verzierungen. Die Wände bestunden aus einer Vermischung von Marmor, Jaspis und Porphyr, und aus allerley schwarzen und rothgestreiften, auch weissen Steinen, die einen prächtigen Glanz von sich warfen; in einigen Zimmern waren sie mit Baumwolle, die mit den Haaren von Caninchen künstlich vermischt waren, geschmückt; der Grund bestund aus Federn, die wegen der Schönheit ihrer Farben und Mannigfaltigkeit ihrer Bilder gut in das Auge fielen. Die Decken bestunden aus Cedern- Cypressen- und andern wohlriechenden Holz, und waren mit Laubwerk und anderer erhabenen Arbeit ausgelegt. Mit dieser Verzierung stimmten freylich die Betten nicht allzuwohl zusammen; denn sie bestunden nur aus einer Decke, die man über eine Matte herbreitete.

Ausser diesem Hauptpallast hatte der Kayser in der Stadt noch mehrere andere, und

in

in einem jeden derselben war etwas besonders zu sehen. Einer, den sein Vater Axayaca erbauet hatte, gab dem vorhergehenden an Grösse nichts nach; er hatte das Ansehen einer starken Vestung, und war mit starken und dicken Mauern umgeben, auch mit Thürmen versehen, die im Fall der Noth zur Vertheidigung dienen konnten. Die Pracht des letzten mexicanischen Kayfers war nicht allein in seinen Kayserlichen Sitz eingeschränkt, sondern er hatte auch in und ausserhalb der Stadt verschiedene Lusthäusser, welche von seinem Stolz und Eitelkeit eine deutliche Probe ablegten. Eines dieser Schlösser hatte viele grosse auf Jaspissäulen ruhende Gänge, nebst allen im mexicanischen Reich vorhandenen Gattungen von Vögeln, davon entweder der Gesang oder das Gefieder etwas besonderes an sich hatte. Die Meervögel wurden in einem Teich von gesalzenen Wasser, die Flußvögel hingegen in süssen Wasser gehalten; die Gänge waren blos für Feld- und Waldvögel bestimmt. Weil ihre Federn bey den Mexicanern für eine sehr kostbare Waare gehalten wurde, so pflückte man sie ihnen zu gewissen Zeiten aus, und machte daraus allerhand Zeuge, Gemälde und andere Zierathen. Es wurden dieser Thiere eine so ungeheure Menge gehalten, daß

drey hundert Personen zu ihrer Wartung erfordert wurden. In einem andern Lustschloß hatte der Kayser sein Jagdzeug, wozu eine grosse Anzahl Raubvögel gehörten, die zur Beize sehr wohl abgericht waren; in einem besondern Behältnis wurden allerhand wilde Thiere, Löwen, Tieger, Bären, und dergleichen, in grossen hölzernen Kefichen aufbewahrt; noch in einem andern wurden Stocknarren, Gauckler, Zwerge, Bucklichte, Blinde, und überhaupt solche Leute aufbehalten, die eine merkliche Ungestalt mit auf die Welt gebracht hatten. Es geschahe dieses nicht, sie aus Erbarmen zu verpflegen, oder ihren unangenehmen Anblick der Welt nicht darzustellen; sondern der uncultivirte Geschmack des mexicanischen Hofs fand sein Vergnügen daran. Diese Misgestalten hatten ihre Lehrmeister, die ihnen allerley zu ihren natürlichen Gebrechen schickliche Künste beybringen musten. Sie wurden sehr gut gehalten, und mancher Vater machte sein Kind mit Fleiß zum Krüppel, damit es vor seine ganze Lebenszeit gut versorgt seyn möchte. Das wunderbarste dabey ist, daß der Kayser in diesem Hauße auch eine Capelle hatte, darinnen er seine Religionsübungen für sich allein beobachtete. Hieher begab er sich alle Nächte,

te, und fragte mitten unter dem Geheul und Geschrey der wilden Thiere seine Götter um Rath. In der Stadt war noch ein anderes Hauß, welches man das Trauerhauß zu benennen pflegte. Hieher begab sich der Kayser, wenn er eine Gemahlin, oder einen Anverwandten, den er besonders hochschätzte, verlor; oder wenn eine allgemeine Landplage ein öffentliches Merkmal seiner Betrübnis erforderte. Schon die Einrichtung dieses Hausses war im Stand einem jeden eben die Empfindung, die der Kayser mit sich brachte, einzuflösen. Wände, Dach, und alles Geräthe war schwarz und von einem traurigen Anblick; die Fenster waren klein, und mit einem dermassen engen Gitterwerk verwahrt, daß dem Licht kaum einiger Durchgang übrig blieb. In diesem traurigen Aufenthalt blieb der Kayser so lange, als seine Betrübnis dauerte.

Sollte aber diese Beschreibung der mexicanischen Palläste, die wir aus Spanischen Schrifftstellern genommen haben, nicht übertrieben seyn? Hätte es wirklich so zierliche und bequeme Palläste, bey denen Plan und bequeme Anordnung der Zimmer, nebst dem äussern Pracht anzutreffen gewesen wäre, ge-

geben, so würde man vermuthlich auch noch jetzt einige Ueberbleibsel derselben entdecken. Da aber seit der Eroberung von Mexico erst dritthalb hundert Jahre verflossen sind; so scheint es etwas unglaubliches zu seyn, daß in einem so kurzen Zeitraum alle Spur dieser gerühmten Zierlichkeit verschwunden seyn soll, zumal, da man auch in denen Städten, welche die zerstörende Wuth der Eroberer nicht erfahren haben, keine Ruinen dieser alten Herrlichkeit mehr findet. Es scheint also sehr wahrscheinlich zu seyn, daß die Spanischen Berichte etwas übertrieben sind. Es giebt keine häufigere, noch reichere Quellen von Täuschungen bey der Beschreibung der Sitten roher und noch nicht ganz gesitteter Völker, als die, wenn man ihnen Namen und Redensarten beylegt, welche eigentlich nur den Anstalten einer verfeinerten Lebensart zukommen. Beehrt man den Anführer eines kleinen Stammes, oder das Oberhaupt eines rohen Volks, mit dem Titel eines Königs, oder Kayfers, so kann man seine Wohnung wohl nicht anders, als einen Pallast nennen, und unter diesem Namen erlangt er ein Ansehen, das ihm nicht gehört. Es giebt ja in den Dörfern der rohesten Indianer Gebäude, die geräumiger und höher sind, als die gemeinen

Wohnhäusser. Diejenigen, darinnen sich das Volk zu Berathschlagungen oder Lustbarkeiten versammelt, zeichnen sich vor den andern aus, und man kann sie in Vergleichung mit denselben prächtige Gebäude nennen. Da nun die Mexicaner nicht nur einen Unterschied der Stände kennten, sondern auch vor andern Indianern in der Cultur vieles voraus hatten; so muste die Anzahl vorzüglicher Gebäude natürlicher Weise bey ihnen grösser seyn, als in den übrigen Theilen von America. Vermuthlich waren sie zierlicher und grösser, als die andern. Die Spanier verglichen sie mit andern americanischen Wohnungen der so genannten Könige, und fanden einen merklichen Unterschied darunter. Sie hatten so etwas nicht erwartet; und nun wird man sich nicht wundern, wie sie die Beschreibung ihrer Einrichtungen so sehr haben übertreiben können. Sie fanden einen frühzeitigen und unerwarteten Pracht, und ihre Bewunderung kleidete sie in eine Sprache ein, die wir nach diesen Grundsätzen beurtheilen müssen. Doch wir gehen in unserer Erzählung weiter.

Viele von den americanischen Königen, so wie auch morgenländischen, suchten in einem zahlreichen Harem, einen besondern Vorzug,

und

und diese Galanterie treffen wir auch an dem mexicanischen Hofe an. Die Kayser vermählten sich gewöhnlich mit den Prinzeßinnen ihrer zinsbaren Könige. Montezuma hatte deren zwey, die den Titel Kayserinnen führten, ihren besondern Hofstaat hatten, und mit vielem Pracht und Vorzügen unterhalten wurden. Auser diesen aber, war die Anzahl seiner Kebsweiber unzählig; ja er soll nach dem Vorgeben einiger Schrifftsteller auf drey tausend derselben gehabt haben: und diese musten insgesammt in dem Kayserlichen Pallast wohnen. So bald ein Frauenzimmer in seinem Reiche ausfündig gemacht wurde, welche eine besonders reizende Schönheit hatte, so konnte sie seinen unreinen Begierden nicht entgehen. Seine Emissarien der Wollust waren bemühet, die Schönheiten aller Orten auszuspüren, und wenn sie eine antrafen, die sie dem Kayser nach Geschmack zu seyn glaubten, so forderten sie solche als einen Tribut ein, indem sie die unordentliche Liebe des Kaysers unter die grösten Staatsangelegenheiten rechneten. Er wurde aber einer solchen Person bald überdrüßig, und verschaffte ihr eine anständige Gelegenheit, sie zu verheyrathen. Die vornehmen Indianer waren auch nicht eckel hierinnen, sondern

schätzten es sich für eine Ehre, eine Beyschläferinn des Kayfers zu heyrathen. So lang sich diese Personen am Hofe befanden, musten sie eine sittsame Lebensart führen; es wurden ihnen gewisse Matronen zu Aufseherinnen gegeben, welche über ihre Aufführung wachen musten, und nichts, was wider die Ehrbarkeit lief, gestatten durften. Bey aller Wollust ist die Eifersucht ein starker Zug in dem Character aller wilden Nationen; sie zielt auf nichts mehr als die Sättigung der unordentlichen Begierden, und entsteht aus einem wilden Instinct, nicht aber aus Empfindung des Wohlstandes und Rechtmäsigkeit.

Zu der Personal-Schilderung des mexicanischen Kayfers gehören auch noch die letzten Auftritte des menschlichen Lebens. Verfiel der Kayser in eine gefährliche Krankheit, so bedeckte man dem vornehmsten Götzen das Gesicht mit einer Larve, nahm sie auch nicht eher wieder ab, als bis entweder seine Genesung, oder sein Tod erfolgte. Starb er, so wurde unverzüglich die Nachricht von seinem Tode an die Landschaften des Reichs berichtet, damit nicht nur Anstalten zur Trauer gemacht würden, sondern auch die Vornehmen sich dem Leichenbegängnisse beyzuwohnen, anschicken

schicken könnten. Diejenigen, welche nicht über vier Tagreisen von Mexico entfernt waren, musten am ersten dabey erscheinen, und so die übrigen nach Verhältnis. So bald der Kayser verschieden war, wurde der Leichnam gewaschen, und mit wohlriechenden Specereyen gegen die Fäulnis verwahrt, sodann in Gegenwart der Vornehmen des Reichs in einer sitzenden Stellung auf eine Matte gebracht, wo er unter grossen Heulen und Schreyen vier Nächte lang bewacht wurde. Man schnitt hierauf dem Todten eine Handvoll Haare ab, und lies sie durch eine Wache bis zum künfftigen Gebrauch verwahren. Man legte ihm einen grossen Smaragd in den Mund, und deckte ihm siebenzehen kostbare Decken, wovon jede ihre besondere Bedeutung hatte, über die Knie. Oben darauf hefftete man ein Sinnbild derjenigen Gottheit, die er in seinem Leben besonders verehret hatte. Sein Gesicht wurde mit einer Larve bedeckt, die mit Perlen und Edelgesteinen besetzt war. Hierauf wurde zu allererst derjenige Hofbeamte geopfert, welcher die Sorge für die Lampen und das Räucherwerk im Pallast gehabt hatte; denn es sollte der Monarch die Reise nach der andern Welt nicht im dunkeln verrichten, noch unterweges vom übeln Geruch einige Beschwer-

lichkeit empfinden. Sodann trug man die Leiche in den grossen Tempel, und es muste jeder, der sie begleitete, seine Betrübnis entweder durch Heulen, oder durch traurige Gesänge an den Tag legen. Die Herrn und Ritter begleiteten die Leiche in ihrer Waffenrüstung, und die sämmtlichen Hofbediente trugen Streitkolben, Fahnen und Federbüsche. So gieng der Zug bis in den grossen Tempelhof, wo ein grosser Scheiterhaufen in Bereitschafft stund. Die Priester steckten ihn in Brand, und unterdessen bis die Flamme ihn auf allen Seiten ergriff, sagte der hohe Priester mit kläglicher Stimme einige Gebete und Segenssprüche her. Endlich, wenn der Scheiterhaufe in voller Flamme war, warf man die Leiche mit allen an sich habenden Geschmück hinein. Jeder der Umstehenden warf sein Gewehr, oder was er sonst bey der Procession in der Hand getragen hatte, gleichfalls in das Feuer; nicht weniger wurde auch ein Hund mit verbrennt, damit er durch sein Gebelle, überall wo der Kayser durchreisen würde, seine Ankunfft bekannt machen möchte. Hierauf schritten die Priester zum grossen Opfer. Die Anzahl der Schlachtopfer muste wenigstens bis auf zwey hundert steigen. Man öffnete ihnen die Brüst, riß ihnen das Herz her-

aus

aus, und warf es ebenfalls in das Feuer; die Leiber aber wurden in Grüfften beygesetzt, und durften nicht gegessen werden. Es wurden hier nicht nur Leibeigene, sondern auch Hofbeamte, nebst einigen Frauenzimmern geopfert. Der Scheiterhaufen wurde die ganze Nacht bewacht, und am folgenden Morgen sammelte man die Asche der verbrannten Leiche, und legte sie nebst den Zähnen des Verstorbenen, und dem Smaragd, den man ihm in den Mund gegeben hatte, in ein Gefäs zusammen, und brachte es mit grossem Gepräng nach Chapultepeque. Hier setzte man sie nebst den Haaren, die man dem Kayser so wohl bey seiner Krönung als nach seinem Tode abgeschnitten, und bis zu dieser Ceremonie verwahrt hatte, in ein kleines mit wunderlichen Figuren bemahltes Gewölbe, und verwahrte den Eingang dazu auf das sorgfältigste; oben darüber wurde ein hölzernes Bild gesetzt, das dem Verstorbenen einiger massen ähnlich sahe. Die vier Tage, die das Leichen-Begängnis dauerte, kamen seine Weiber, Töchter und getreuesten Unterthanen, und legten dem Bilde kostbare Geschenke für das Gewölbe hin; am fünften Tag opferten die Priester funfzehen Leibeigene, am zwanzigsten fünfe, den sechzigsten drey, und am achzigsten neune, welches

die letzte Ehre war, die man dem Verstorbenen erwies.

Nachdem wir nun diejenigen Stücke umständlich beschrieben haben, die die Person des mericanischen Kayſers betreffen; ſo wollen wir nunmehr von der Regierung des Landes ſo wohl in Staats- und Policey- als Cameral- und ökonomiſchen Sachen reden. Es waren in dem ganzen Reich hin und wieder verſchiedene Tribunale errichtet, denen die Beſorgung der Geſchäffte aufgetragen war. Das oberſte Collegium, unter welchen die übrigen ſtunden, war die Ober-Rentkammer, nächſt dieſer hatten ſie einen Obergerichtshof, einen Kriegsrath, ein Handlungs-Collegium, und eine Regierungs-Kammer. Hier wurden nicht nur alle wichtige Sachen unmittelbar angebracht, ſondern man konnte ſich von den Urtheilen der geringern Gerichtshöfe auf den Ausſpruch des höchſten Gerichtshofes berufen. Jede Stadt hatte ihre beſondere Beamten, welche unter der Aufſicht der daſigen Gerichtshöfe alles, was eine geſchwinde Erörterung erforderte, beſorgte. Dieſe Beamte giengen zu gewiſſen Zeiten mit einem Stab in der Stadt herum, und hatten einige Häſcher bey ſich. Ihre Gewalt betraf blos

das

das Policeywesen, und die Processe in der ersten Instanz. Sie verfuhren summarisch, und ohne etwas nieder zu schreiben. Beyde Partheyen, Kläger und Beklagte, erschienen mit ihren Zeugen und Beweisen, und die Sache wurde auf der Stelle entschieden; doch blieb ihnen bey wichtigen Gegenständen die Berufung an einen höhern Gerichtshof übrig. Es geschieht oft, daß zankſüchtige Menschen aus blosem Eigensinn sich der Rechtswohlthaten bedienen, und wider besser Wissen einen Gerichtshof nach dem andern durchlaufen, und ohne Noth den Ausgang der Sache verzögern, und die Geschäffte häufen. Dem Eigensinn solcher Zankgeister einen Zaum anzulegen, hatten die Mexicaner die Gewohnheit, daß, wenn sich einer von den Streitenden auf höhere Gerichtshöfe berief, aber seine Sache in allen Instanzen verlor, sie seine Strafe vermehrten. Der Grund der richterlichen Ausspräche war die Gewohnheit, die von ihren Vorfahren auf sie war gebracht worden. Dieses Herkommen diente ihnen statt der Gesetze, doch gab ein Machtspruch des Regenten den Sachen oft ein ganz anderes Ansehen, als sie dem Herkommen nach hatten. Zu der Stelle solcher Richter erwählte man Personen von Erfahrung und Einsicht, Verdien-

ste zu belohnen, und Laster zu bestrafen. Die Hauptverbrechen, über welche den Unterrichtern die Erkenutnis zukam, waren Todschläge, Raubereyen, Ehebruch und die geringste Verabsäumung der Ehrfurcht wider die Person des Kayſers und die Religion. Die andern Fehler wurden leichtlich verziehen, indem ihre Religion selbst durch Gestattung der Laster die Gerechtigkeit entwaffnete. Die Untreue eines Bedienten wurde mit dem Tode bestraft; und diejenigen, welche in öffentlichen Aemtern etwas versahen, konnten sich in keinem Fall Verzeihung versprechen. Unter der Regierung des Montezuma wurde mit aller Strenge darauf gesehen. Dieser Regent stellte geheime und sichere Kundschaffter aus, die ihm von der Auffführung seiner Bedienten Nachricht geben musten. Er lies ofsmals unter der Hand ihre Uneigennützigkeit durch Anbietung wichtiger Geschenke auf die Probe stellen, und dieses geschahe durch solche Personen, die ihm vollkommen ergeben waren, und auf deren Treue er sich gewiß verlassen konnte. Derjenige nun, der sich hintergehen lies, wurde ohne alle Barmherzigkeit mit dem Tode bestraft.

Diejenigen Beamten, die von der Oberrentkammer abhängig waren, und die Abga-

ben

ben eintreiben muſten, verrichteten ihr Amt mit aller Strenge. Alle Unterthanen muſten ſo wohl an die Caziken, als an den Kayſer eine gewiſſe Steuer bezahlen; ja es waren davon nicht einmal diejenige Herrn, die ihre Güter nicht erblich, ſondern als ein kayſerliches Geſchenk beſaſſen, nicht ausgenommen. Die Beamten bezahlten eine Steuer von ihrem Amte, und Kaufleute von ihrer Handlung; hingegen waren ſie von perſönlichen Laſten, als Schanzen, Frohnen, und dergleichen befreyet. Am allerſchlimſten unter allen ſteuerbaren Unterthanen waren diejenigen Ackerleute daran, welche keine eigentliche Grundſtücke beſaſſen. Man nennte ſie Mayecken. Alle übrige Unterthanen konnten entweder für ſich, oder in Gemeinſchafft mit andern gewiſſe Grundſtücke beſitzen; nur die Mayecken durften ſie nicht anders, als pachtweis bearbeiten. Die gepachteten Aecker durften ſie weder mit andern verwechſeln, noch ungebauet liegen laſſen; den Pacht entrichteten ſie vermöge eines alten Vergleichs, wovon niemand den Urſprung wuſte. Ihre Pachtherrn hatten die hohe und niedere Gerichtsbarkeit über ſie; zu Kriegsdienſten waren ſie ebenfalls verpflichtet, weil kein Menſch davon ausgenommen war, unterdeſſen wurde doch ſehr ſorgfältig

dar-

darauf gesehen, daß ihre Zahl nicht allzusehr möchte vermindert werden. Von der allgemeinen Steuer war niemand befreyet, als die Kinder, so lang sie noch unter elterlicher Gewalt stunden, ingleichen Wittwen, Waisen, Greise, und solche, welche im Krieg gelähmt worden waren. Die gemeinsten Abgaben bestunden in Maiz, Fasolen und Baumwolle. Die Kauf- und Werkleute erlegten solche Dinge, womit sie handelten, und die sie verarbeiteten. Man forderte die Abgabe nicht von jedem besonders, sondern es war jeder Innung etwas gewisses auferlegt; dieses vertheilten sie unter ihre Mitglieder, und jedermann machte sich eine Hauptschuldigkeit daraus, seinen Antheil abzuführen. Die Abgaben an Getreide wurden nach der Ernte bezahlt, die Kauf- und Handwerksleute im Gegentheil bezahlten ihre Steuer alle Monathe. Eben diese Regel wurde in Ansehung des Obstes, des Fisch- und Vogelfangs, der Federn und des irrdenen Geschirres beobachtet; daher die Haushaltungen der Landesherrn beständig und ohne die geringste Verwirrung, wohl versorgt waren. Bey einem Miswachs oder ansteckenden Seuchen, wurden nicht nur gar keine Steuer erlegt, sondern die Unterthanen wurden so gar, wenn es nöthig war, aus

den

den Vorrathshäussern versorgt; den Armen reichte man Lebensmittel, und den Begüterten Saatkorn. Was die persönlichen Dienste anbelangt, so musten die Geringen der Caziken Gebäude aufführen, alle Tage Holz und Wasser zutragen ꝛc. Diese Arbeit wurde unter die Dörfer vertheilt, daher die Reihe sehr selten an einen kam. Die Gebäude führten sie mit Geschicklichkeit und Eifer auf. Männer und Weiber hatten ihre gesetzte Stunde zur Arbeit und zum Essen. Man hat bemerkt, daß bey den Mexicanern die Arbeit weniger von statten gieng, wenn sie einzeln an eine Arbeit gestellt wurden, hingegen keinen Augenblick versäumten, wenn man sie in Gesellschafft mit einander arbeiten lies. Der Tribut der Adelichen bestund darinnen, daß sie der Person des Kayserś zur Leibwache dienen, und mit einer Anzahl ihrer Zinsleute unter der Armee dienen musten. Sie brachten dem Kayser auch von Zeit zu Zeit Geschenke, die er zwar als freywillige Gaben annahm, ihnen aber doch zu verstehen gab, daß er solche als Kennzeichen ihrer Schuldigkeit ansehe. Ingleichen wurden ihm die schönsten Frauenzimmer in seinem ganzen Reiche als ein Tribut überlassen. Unter der Regierung des Montezuma wurden diese Abgaben merklich erhöhet.

Jeder

Jeder Bauer muste das dritte Theil von den Ertragnissen seines gebaueten Landes abgeben; eben so viel muste jeder Handwerksmann von seinem Verdienste bezahlen; ja so gar die Armen musten etwas gewisses, es mochte nun erbettelt, oder mit sauerer Mühe verdient seyn, erlegen.

Diejenigen, welche diese Gefälle einzutreiben hatten, musten so wohl ihre Nachläßigkeit, als Untreue mit dem Leben bezahlen. Hieraus entstunden unerhörte Gewaltthätigkeiten, die bey der Eintreibung der Gefälle ausgeübt wurden. Barmherzigkeit und Mitleiden wurde in der Person dieser Finanzbedienten für ein eben so unverzeihliches Verbrechen gehalten, als der Strasenraub. Die Beschwerden des Volks waren daher groß, und Montezuma wuste es wohl; allein er hatte einmal als eine Staats-Maxime angenommen, sein Volk zu unterdrücken; denn er sagte, weil ihm die nichtswürdigen Neigungen seiner Unterthanen bekannt wären, so sey er genöthigt, ihnen so harte Lasten aufzulegen, um sie in Ruhe zu erhalten, denn er könnte sich im geringsten keinen Gehorsam von ihnen versprechen, wenn er sie zu Kräfften kommen lies. Wie sehr er sich aber durch diese Staats-

Maxime betrogen habe, hat sich bey der Ankunfft der Spanier gezeigt; denn die Abneigung der Mexicaner gegen ihren Landesherrn öffnete den Spaniern gleichsam Thür und Thore zur Eroberung dieses weitläuftigen Reichs. Die Einkünffte der Krone wurden dadurch ausserordentlich vermehrt. Die Naturallieferungen wurden zu Gold gemacht, als welches Metall bey den Mexicanern in hohen Werth war, ob es gleich nicht als Geld gebraucht wurde. Hiezu kamen noch die Ertragnisse der Gold- und Silbergruben, ingleichen der Salzquellen, welche alle ein Eigenthum des Kayfers waren. Alle diese Einkünffte liefen in das oberste Rechnungstribunal zusammen, aus welchem hernach die Ausgaben des Hofs und der Armee besorgt wurden.

Wir wollen hier das Steuerregister einer mittelmäsigen Stadt in den warmen Gegenden mittheilen, woraus man sich einigen Begriff von den gemeinen Abgaben, die ein ganzes Corps liefern muste, machen kann. Eine solche Stadt lieferte jährlich zwey tausend vier hundert Hände voll blaue, rothe, türkisfärbige und grüne Federn, hundert und sechzig todte Vögel mit türkisfärbigen Federn auf dem Rücken

cken und braunen am Bauch; acht hundert Hände voll auserlesener gelben Federn; acht hundert Hände voll grüne Federn von Quezaly; zwey Becoten Ambra mit Gold geziert; zwey hundert Lasten Cacao, vierzig Tiegerhäute; acht hundert Becher zum Chocoladetrinken, zwey Stück hellen Ambra in der Grösse eines Ziegelsteines, u. s. w.

Ausser den bereits beschriebenen Landes-Collegien hatte der Kayser von Mexico noch einen besondern Staatsrath, welchen die Prinzen vom Geblüt und einige der vornehmsten Fürsten, oder Caziken des Landes, ausmachten. Unter diesen hatten die Caziken von Tepcuco und Tacuba, vermöge eines alten Vorrechts, den obersten Rang. Ihre Würde war erblich. Die vier ersten Mitglieder des Raths hatten ihre Wohnung und Tafel bey Hofe, damit sie der Kayser so gleich bey der Hand haben möchte, wenn er sie nöthig hatte, indem er nicht leicht etwas vornahm, ohne sie um Rath zu fragen. Sie führten sehr seltsame Titel, einer hies der Wurfspiesfürst, der andere Menschenhauer, der dritte Blutvergiesser, der vierdte Beherrscher des schwarzen Haufses. Unter diesen stunden alle übrige Gerichtshöfe; alles was

im

im ganzen Reich vorgieng, muste an sie berichtet werden. Besonders musten sie auf die Todesurtheile Acht haben, und es wurde niemals eines, ohne ihren besondern Befehl vollzogen. Zu gewissen Zeiten musten auch die übrigen, die nicht in dem Pallast des Kayfers wohnten, nach Hofe kommen, und das nicht allein bey ausserordentlichen Vorfallenheiten, sondern auch, damit der Kayser seinen Landesverordnungen desto mehr Nachdruck geben möchte. Wenn der Thron erledigt war, so hatte dieser Staatsrath das Recht, einen neuen Kayser zu wählen.

Zu dem mexicanischen Staatsrecht gehört auch die Art, wie die Gesandten tractirt wurden. Wenn eine im Reiche Mexico gelegene, dem Kayser aber nicht unmittelbar unterworfene, sondern nur zinsbare Landschafft, mit einer andern von gleicher Beschaffenheit ein Handlungsgeschäffte, oder eine andere Angelegenheit in Richtigkeit zu bringen hatte, und deswegen Gesandte an den Kayser schickte; so bestunden die Kennzeichen ihres Characters in einem kurzen baumwollenen Mantel, der rings herum mit knotigten Franzen besetzt war. In der rechten Hand hielten sie einen breiten Pfeil, dergestalt, daß die Fe-

dern oberwärts gekehrt waren, in der linken Hand eine grosse Muschelschale, in Form eines Schildes. Aus der Farbe der an dem Pfeile befindlichen Federn konnte man sogleich die Absicht ihrer Gesandschafft erkennen: waren sie roth, so bedeuteten sie Krieg, alle übrige Farben weissagten den Frieden. So bald man unterwegens die Kennzeichen der gesandschaftlichen Würde erblickte, so wurden sie überall mit der grösten Ehrerbietung empfangen; sie durften sich aber nicht von der Heerstrasse entfernen, weil sie sonsten das Gesandschaftsrecht, welches unter ihnen für heilig und unverbrüchlich gehalten wurde, verlohren hätten. Die öffentliche Sicherheit war auch in dem Völkerrecht dieses barbarischen Volks einer der Hauptgrundsätze. So bald sie an den Ort ihrer Bestimmung angelangt waren, so wurden sie an denjenigen Ort gebracht, der zur Wohnung der Gesandten bestimmt war. Den folgenden Tag versammelten sich alle Rathsglieder, und setzten sich auf niedrige Sessel, die auf eine besondere Art gemacht waren. So bald die Gesandten in das Audienzzimmer geführt wurden, so erhoben sich die Rathsglieder ein wenig von ihren Sitzen, und empfiengen sie auf eine Art, worinnen sie durch Bezeigung der Höflichkeit

ihrem Ansehen nichts vergaben. Die Gesandten hielten ihre Pfeile in die Höhe, und schlugen ihre Mäntel über den Kopf, welches nach dem bey ihnen eingeführten Ceremoniel eine besondere Ehrerbietung anzeigte. Sie giengen hierauf mit gravitätischen Schritten mitten in den Saal, knieten nieder, und warteten bis sie Erlaubnis zu reden bekamen. So bald sie diese erhalten hatten, so setzten sie sich auf ihre creutzweis untergeschlagene Beine, und der erste Gesandte that seine Anrede. Man berathschlagte sich darauf über ihr Anbringen, und ertheilte ihnen die Antwort. Sie wurden darauf mit eben den Ceremonien, wie sie angekommen waren, wieder zurück begleitet, und, wenn gleich der Krieg erklärt worden war, so giengen sie doch in völliger Sicherheit wieder zurück nach ihren Wohnungen.

Da der ganze mexicanische Staat auf den Krieg gegründet war, so hatte auch dieses einen starken Einfluß auf ihre bürgerliche und Staatsverfassung. Da gröste Glück, wornach man in Mexico trachtete, war des Kayfers Gnade, und das einzige Mittel, solche zu erhalten, war die Tapferkeit, wodurch allein ein gemeiner Mann sich zu dem Adelstand

empor schwingen, und zu den grösten Reichswürden gelangen konnte. Weil nun der Regent wohl einsahe, daß die Dauer seiner Grösse auf den Meinungen seiner Unterthanen von ihm beruhete, so hatte er für diejenige, die sich im Krieg besonders hervorthaten, einige besondere Ehrensbezeigungen erfunden. Sie bestunden in einer Art von Ritterorden, womit eine besondere Kleidung nebst andern Vorzügen verbunden waren. Die mexicanischen Geschichtschreiber reden von drey dergleichen Orden, die vom Adler, vom Löwen, und Tiger ihre Benennung bekommen hatten, weil die Ritter die Bildnisse dieser Thiere am Hals trugen. Montezuma stifftete noch einen für die Grossen des Reichs, und wurde selbsten ein Mitglied desselben. Die Ritter knüpften, ausser den vorhinbemeldeten Bildnissen, ein rothes Band und einige dicke Schnüre von gleicher Farbe in ihre Haare, und liessen sie zwischen den Federn, womit ihr Kopf geschmückt war, herabhängen; diese Schnüre waren länger oder kürzer nachdem die Thaten des Ritters grösser oder kleiner waren, so wie auch die Anzahl der Schnüre ihre Beziehung auf ihre Thaten hatte. That sich der Ritter durch neue Thaten hervor, so wurde auch die Anzahl der Schnüre vermehrt.

Es

Es war dieses eine gute Erfindung um den kriegerischen Geist in einer beständigen Thätigkeit zu erhalten.

Diese höhere Ritterwürde, war die nächste nach der Kayserlichen, und wurde niemanden, als nur den Söhnen der Vornehmsten im Reich, die sich durch tapfere Thaten hervorgethan hatten, ertheilt. Die Einkleidung selbsten geschah mit dem feyerlichsten Ceremoniel. Drey Jahre vor der Einkleidung, muste der künftige Ritter seine Anverwandte, gute Freunde, die Vornehmen in seiner Heimath, und alle übrige Tecuilles, so hiessen diese Ritter, zu seinem Ehrentage einladen. So wunderbar diese Gewohnheit scheinen möchte, so wurde sie deswegen eingeführt, damit jederman Zeit genug haben möchte, sich nach dem Verhalten des neuen Ritters, und seiner Thaten zu erkundigen; auch die Verwandten des neuen Ritters gaben während dieser Zeit, vermöge ihrer abergläubischen Denkungsart, Achtung, ob nicht etwas, das eine schlimme Vorbedeutung haben könnte, vorfiel. Wenn der bestimmte Tag erschienen war, so kamen alle eingeladene vornehme Gäste in ihrem besten Schmuck zusammen, und führten den neuen Ritter in den Tempelhof vor den

Altar. Hier kniete er nieder, und nahm so wohl eine andächtige als grosmüthige Stellung an. Hierauf erschien ein Priester, durchbohrte ihm die Nase entweder mit einem spitzigen Tigerknochen, oder mit einer Adlersklaue, und steckte kleine Stückchen Ambra in die Löcher. Diesen Schmerz muste er, ohne einige Empfindlichkeit merken zu lassen, ausstehen. So wie sie die Unempfindlichkeit seines Cörpers auf die Probe gestellt hatten, so muste er auch eine harte Prüfuug in Absicht auf seinen Geist aushalten. Ein Priester hielte eine lange und zu seiner Beschimpfung gereichende Rede an ihn, die er mit der gröften Gelassenheit anhören muste; ja er fiel so gar über ihn her, prügelte ihn herzhaft ab, und riß ihm alle Kleider vom Leib. Nach dieser ausgestandenen Probe gieng der neue Ritter in einen Saal des Tempels, setzte sich auf den Boden nieder, und brachte den übrigen Tag mit Beten zu. Während dem, als sich der Ritter mit Andachtsübungen beschäfftigte, brachten seine Gäste den Tag mit Schmausereyen zu, und er muste fasten; niemand redete mit ihm, ja sie sahen ihn nicht einmal an. Des Abends giengen sie nach Hausse, ohne einmal Abschied von ihm zu nehmen. Nunmehr kamen die Priester, und

gaben

gaben ihm einen groben Mantel, um sich darein zu wickeln, Stroh, um darauf zu liegen, und einen harten Klotz, statt des Kopfküssens. Man gab ihm auch Farbe, um sich den Leib damit zu bestreichen, Pfriemen, um sich nach Belieben Ohren, Aerme und Beine damit zu zerstechen, und endlich ein Rauchfaß nebst etwas gemeinem Pech, um die Götzenbilder zu beräuchern. Zur Gesellschaft blieben drey alte abgehärtete Soldaten bey ihm, welche ihn nicht nur unterweisen, sondern auch am Schlafe hindern musten; denn vier Tage lang durfte er nicht anders als sitzend, und nur wenige Stunden schlafen. Wollte ihn die Natur überwältigen, so stachen ihn seine Gesellschafter so lange mit Pfriemen, bis er aufwachte. Allemal um Mitternacht muste er den Götzen räuchern, und einige Tropfen von seinem Blute vergiessen; er muste auch einige mal in der Nacht in dem Tempelhof herumgehen, die Erde an vier Orden aufgraben, und in die Gruben einige mit Blut aus seinen Ohren, Füssen, Händen und Zunge gefärbte Röhre und Blätter verscharren. Wenn er diesen Spatziergang gemacht hatte, alsdenn erst durfte er seine Mahlzeit zu sich nehmen, die in vier Maizähren und einem Glas Wasser bestund. Wer ausserordentlichen Muth und

Standhaftigkeit beweisen wollte, enthielt sich diese vier Tage über aller Speise. Wenn nun diese verdrießliche Probezeit vorbey war, so nahm der Ritter von den Priestern seinen Abschied, und gieng in andere Tempel, um auch hier seine Proben abzulegen. Diese waren nun zwar nicht so scharf und beschwerlich, als wie diejenigen, die er in dem Haupttempel ausstehen muste; doch muste er hier ein ganzes Jahr aushalten, ohne nach Hausse zu gehen. Gegen das Ende des Jahres suchte er sich einen Tag aus, den er für den glücklichsten hielte. Sie gaben hiebey eben so genau auf die Vorbedeutungen Achtung, als bey dem Anfang der Prüfungszeit. Er machte sogleich seinen Entschluß seinen Freunden bekannt, und diese kamen mit Anbruch des Tages, und hohlten ihn ab. Man badete und säuberte ihn auf das beste; man führte ihn mit grossen Frolocken unter dem Klang musicalischer Instrumente, in denjenigen Tempel, wo er zu erst gewesen war; man nahm ihm das grobe Kleid, das er bisher getragen hatte, ab, und zog ihm ein kostbares an; man band ihm das Haar mit einem rothen Band und schmückte es mit Federn; man gab ihm einen Bogen in die linke, und einen Pfeil in die rechte Hand; der oberste Priester hielt

eine

eine lange Anrede, nicht, wie das erstemal zu seiner Beschämung, sondern er lobte seinen Muth, und ermunterte ihn zur Tapferkeit, empfahl ihm die Beschützung der Religion und des Vaterlandes, hieß ihn beständig daran gedenken, daß seine Nase mit einem Tigerknochen und Adlersklauen durchbohret sey, legte ihm einen neuen Namen bey, und lies ihn von sich. Nun mehr war er ein rechtmäßiger Ritter, und aller der Würde theilhaftig, die mit diesem Stande verbunden waren; er durfte Gold und Silber und andere kostbare Kleider tragen, er hatte bey Hof seine besondere Wohnung, und zeichnete sich vor allen Einwohnern durch prächtige Geräthschaften aus. In den Ohren- und Nasenlöchern trug er Goldkörner, Perlen, Türkisse, und andere Kleinodien. Es ist zu verwundern, daß dieses barbarische Volk in der äussern Pracht so viel Geschmack zeigte, dermassen, daß wenn sie auch nicht so viel Gold hatten, als die Peruaner, sie doch dieses Volk an Pracht und Schönheit weit übertrafen.

Diese Verfassung der Mexicaner belehrt uns, wie schwer es sey, wenn ein Volk, durch sich selbst ohne fremde Beyhülfe aus dem rohen Zustand der Natur in einen Staat formirt,

mirt, die vernünftige Mittelstrase halten soll. Im Anfang unmäsige Freyheitsliebe und Neigung zur allgemeinen Gleichheit, nachher unterdrückende Grausamkeit; anfangs Armuth und Sparsamkeit, nachher ausschweifender Luxus. In beyden ist so viel gutes und böses vermischt, daß es schwer ist, ein allgemeines Urtheil zu fällen.

Vierdter Abschnitt.

Kriegswesen der Mexicaner.

Krieg war die herrschende Neigung der Mexicaner, und nach diesem Ton war die ganze Nation gestimmt. Die Regenten hielten ihn für die stärkste Stütze ihrer Krone, und die Unterthanen für eine National-Tugend. Durch die Waffen konnten sich Personen vom geringen Stand bis zur Würde des Adels erheben, und diese hatten Hoffnung zu den grösten Würden des Reichs zu gelangen. Sie munterten sich wechselsweis auf, im Krieg zu dienen; wer nur einen Funken von Ehrgeitz und Herzhaftigkeit hatte, sahe den Krieg als die einzige Laufbahn der Ehre an. Mit dem Stand eines Soldaten waren

ren die ansehnlichsten Vorzüge verbunden. Die Mexicaner hatten bey ihren Kriegen nicht blos die Absicht Beleidigungen zu rächen, sondern vornehmlich ihr Gebiete zu erweitern. Hierzu kam noch eine besondere Ursache des Kriegs, die von der Religion hergenommen war. So bald der Aberglaube die Menschenopfer eingeführt hatte, so wurden diese für hinlänglich angesehen, einen Krieg deswegen anzufangen. Man brauchte Leibeigene, die man den Göttern opfern wollte, und nirgends waren sie zu bekommen, als durch die Gewalt der Waffen. Die Erfahrung aller Zeiten bestättigt es, daß nichts einen grössern Einfluß in die Anfeurung des Muths hat, als die Vorstellung der Religion. Der Wilde, der nicht einmal wuste, was Religion war, ergriff die Waffen mit einer brennenden Begierde, so bald er glaubte, das Interesse seiner Götter erfordere es. Es mag nun bey den Mexicanern Aberglaube, oder ausgedachte List gewesen seyn, so war der Krieg durchaus mit ihren Religionsmeynungen verbunden. Daher kam es, daß jeder Kayser bey dem Antritt seiner Regierung ein Gelübde thun muste, einen Krieg anzufangen; der Vorwand war, um Gefangene zum Opfer zu bekommen, die wahre Absicht aber, ihrer Er-

oberungssucht einen scheinbaren durch ihre Religion gerechtfertigten Anstrich zu geben. Es fehlte ihnen daher niemals an Soldaten. Die Caziken, oder Amtleute in den Provinzen, hatten jederzeit eine starke Anzahl bey sich, und waren im Stand auf den gegebenen Befehl sie so gleich auf den allgemeinen Sammelplatz zu führen. Ein jeder Vasall konnte eine zahlreiche Armee ins Feld stellen, so daß es dem Kayser nur ein Wort kostete, ein Heer von etlich hundert tausend Mann in das Feld zu stellen. Diese Kriegsmacht der Mexicaner stunde unter der Oberaufsicht des Generalhauptmanns, der in Abwesenheit des Kaysers eine unumschränkte Macht hatte; allein selten geschahe es, daß sich der Kayser von der Armee entfernte, weil er es für nachtheilig hielte, seine Macht der Anführung eines andern anzuvertrauen.

Die gewöhnlichen Waffen, deren sich die Mexicaner bedienten, waren Bogen und Pfeile. Die Sehnen ihrer Bogen bestunden aus den Spannadern gewisser Thiere, oder aus Schnüren, die aus Hirschhaaren dichte geflochten waren. Ihre Pfeile waren an der Spitze, in Ermangelung des Eisens, mit einem spitzigen Knochen, oder mit einer starken Fisch-

gräte zugespitzt. Nächst diesen führten sie eine Art von Wurfspiesen, die sie bey Gelegenheit entweder wurfen, oder als einen Faustspies gebrauchten. Einige hatten breite Schlachtschwerdter, oder breite Säbel, von einem sehr harten Holz, das auf beyden Seiten mit Feuersteinen geschärft war; diese führten sie wie die Spadone mit beyden Händen, und hieben herzhaft damit herum. Die stärksten unter ihnen führten Streitkolben, in welche am äussersten Ende eckigte und spitzige Feuersteine fest gemacht waren. Endlich führten sie auch einige Schleudern, womit sie grosse Steine mit Geschicklichkeit und Gewißheit unter die Feinde zu werfen wusten. Schutzwaffen, wodurch sie ihren Körper für Hieb und Stich sicher setzen konnten, führte niemand, als die Befehlshaber. Es waren dieses Bruststücke, oder Jupen von Baumwolle, und runde theils von Holz, theils von Schildkrötenschaalen gemachte Schilde; diese waren da, wo sonst Eisen dazu gebraucht wird, mit Gold beschlagen. Die übrigen Kriegsleute fochten ganz nackend; doch hatten sie sich, um ein schreckliches Ansehen zu haben, das Gesicht und den ganzen Leib, mit allerhand Farben bemahlt. Die meisten trugen eine hohe Krone von Federn auf dem Kopf, theils zur

Zierde, theils, um desto grösser zu scheinen. Der Gebrauch der Pferde im Krieg war ihnen vor der Ankunft der Spanier gänzlich unbekannt. Wie sie deswegen die ersten Reuter zu Gesicht bekamen, so hielten sie sie für Ungeheuer mit einem Menschen- und Thierkopf, und glaubten, daß sie alles, was ihnen im Weg kommen würde, zerreissen würden. Der blose Anblick benahm auch den Tapfersten den Muth. Wenn sie mit ihnen in ein Gefecht kamen, so fochten sie auf eine solche Weise, als ob sie sich von hinten des Auffressens besorgten, und mehr für ihre Sicherheit als den Sieg besorgt waren. Die Spanier machten sich dieser Vorurtheile vortrefflich zu nutz.

Wenn eine Armee in das Feld rückte, so fand man weiter keine Abtheilung unter ihnen, als nur in so fern sich diejenige, die von einer Nation, oder aus einer Provinz waren, zusammen hielten. Jeder Haufe hatte seine eigene Standarte, welches unförmliche Bilder von einigen Thieren, z. E. Löwen, Tiger, Adler, und dergl. waren. Der commandirende General aber führte die Kayserliche Standarte, die aber niemals, als nur bey sehr wichtigen Angelegenheiten, mit in das Feld genommen wurde. Sie war von dem feinsten Gold

als

als ein Netz gewirkt, hieng auf einer langen Stange, und war umher mit vielen Federn von allerhand Farben geziert; auch fanden sich allerhand hieroglyphische Bilder daran, die ihre geheime Bedeutung hatten, die aber nicht jedermann bekannt gemacht wurde. Auf diese Fahne setzten sie ein solches Vertrauen, daß sie glaubten, wenn sie bey einem Kriegsheer wäre, so würde solches unüberwindlich seyn. Allein der Erfolg zeigte ihnen, daß sie diese Fahne eben so wenig für ihren Feinden in Sicherheit setzte, als die Türken die Fahne Mahomeds. Die Spanier schlugen nicht nur ganze Armeen, sondern eroberten endlich die geheimnisvolle Standarte selbsten. So tumultuarisch auch der Aufzug der Mexicaner war, so hatten sie doch ihre Feldmusic. Sie gebrauchten diese sowohl ihren Kriegern Muth zu machen, als auch sie, wenn sie sich zerstreuet hatten, wieder zusammen zu bringen. Es waren dieses Pfeifen von Rohr, Seemuscheln, und gewisse aus einem ausgehöhlten dicken Baum verfertigte Trommeln, auf welche man mit Stecken schlug, und die einen sehr dumpfen Laut von sich gaben.

Von einer ordentlichen Stellung der Armee wuste man bey den Mexicanern nichts.

Sie ruckten zwar in unterschiedenen Haufen aus, aber ohne eine Linie zu formiren, noch weniger Evolutionen zu machen. Mitten im Heer befand sich der oberste Feldherr auf einem Tragsessel, stützte das kayserliche Panier auf seine Schenkel und gab Befehle. Hinter dem Haupttreffen stund noch ein anderes zur Unterstützung, wenn das erstere zum Weichen sollte gebracht werden. Den Anfang des Treffens machten sie mit einem fürchterlichen Geschrey, wodurch sie ihre Feinde in Verwirrung zu bringen suchten. Sie wurfen dabey ihre Wurfspiese ab, und suchten so bald als möglich mit den Feinden handgemein zu werden. Hier richteten sie mit ihren Schwerdtern und Streitkolben grosse Verwüstung an. Doch war es ihnen nicht sowohl darum zu thun, das Schlachtfeld mit dem Blut ihrer Feinde zu färben, als vielmehr Gefangene zu machen, die sie hernach in den Tempel als Opfer mit kalten Blut schlachten. Nach der Menge der eingebrachten Gefangenen wurde die Tapferkeit beurtheilt.

Damit wir die Kriegsverfassung der Mexicaner desto besser mögen kennen lernen, so wollen wir einige einzelne Vorfallenheiten erzählen. Partheyisch werden die Nachrich-

ten zwar immer seyn, so lang man sie nicht mit den Erzählungen der Mexicaner vergleichen kan; sie dienen aber doch dazu, das Kriegswesen der Mexicaner einiger massen kennen zu lernen. Die Spanier hatten bereits einen grossen Theil des Landes eingenommen, und sich mit den Einwohnern schon manchmal gemessen. Die Mexicaner verliessen sich gemeiniglich auf ihre Menge, und ihre Hauptmaxime gieng dahin, sich so auszubreiten, daß sie die Spanier in die Mitte bekamen. Als die Spanier in die Landschaft Tlascala einruckten, so hatten die Mexicaner alle Anhöhen, welche die Ebene bestrichen, besetzt. Sie bestunden aus allerley Völkern, die sich durch die Farben ihrer Federn unterschieden. Jedes Volk wurde von seinem eigenen Caziken angeführt; alle zusammen aber stunden unter dem Befehlhaber von Tlascala, der diesesmal die Stelle des obersten Generals begleitete. Sie waren von der Ankunft der Spanier benachrichtiget, und hatten sich mit Fleiß zurückgezogen; sie lockten sie durch Hohlwege an einen Ort, wo sie sie leicht überflügeln konnten. Die Spanier hatten nicht geglaubt, daß die Mexicaner einer solchen List fähig gewesen wären, und geriethen so wohl über die Stellung derselben, als über die Grös-

se der Gefahr in Erstaunen. Sie sahen sich in einer Falle, und wusten keinen Weg, wie sie wieder heraus kommen konnten. Cortez verlies sich auf den Muth seiner Spanier, und ruckte gegen die Ebenen hinab. Es fiel schwer die Mexicaner zum Weichen zu bringen, denn die Spanier konnten ihre Reuterey nicht gebrauchen. Sie richteten zwar durch das grobe Geschütz eine grosse Verwüstung unter ihnen an; allein sie waren desselben schon gewohnt, daß sie nicht mehr, wie ehemals, vor dem blosen Knallen davon liefen. Sie ruckten vielmehr den Spaniern mit einem fürchterlichen Geschrey und vielen Drohungen entgegen; Cortez lies seine Leute gegen sie anrucken, aber die Mexicaner zogen sich aus verstellter Furcht zurück, um die Spanier näher an sich zu locken, um sie hernach zu umringen. Die Erfahrung überzeugte die Spanier gar bald von der Absicht der Indianer; denn kaum hatten sie sich genähert, so machte ein Theil des mexicanischen Heers eine Schwenkung, und schloß um den Cortez und alle seine Leute einen Creis, der andere Theil ruckte dem ersten nach, und zog sich immer enger zusammen. Cortez muste seine Maasregeln ändern, und jetzo mehr auf seine Sicherheit bedacht seyn, als einen Angriff zu wagen.

Er stellte seine Leute in ein Viereck, und befahl ihnen, fest geschlossene Glieder zu halten, denn dadurch wuste er, daß er ihnen allein überlegen seyn könnte. Die Mexicaner schossen eine solche Menge Pfeile ab, die, wie man sagt, die Lufft verfinsterten. Pfeile, Wurfspiese, Steine, flogen wie ein Regen durch eine dicke Wolke herunter. Hierauf griffen sie zu ihren Schwerdtern und Streitkolben. Nun machte so wohl das grobe Geschütz als auch die Kugelbüchsen der Spanier grosse Lücken in dem Heer der Mexicaner, und es fiel eine grosse Anzahl derselben. Die Mexicaner suchten eine besondere Ehre darinnen, daß ihre Feinde die Anzahl ihrer Todten und Verwundeten nicht erfahren möchten; sie waren deswegen unaufhörlich bemüht, solche beyseite zu schaffen. Diesen Zeitpunkt erwählte Cortez, sie vollends in Unordnung zu bringen, sich durchzuschlagen, und wo möglich einen Platz zu gewinnen, wo er seine Leute der Länge nach ausdehnen könnte. Den ersten Angriff hielten die Indianer standhaft aus, wie aber die Reuterey Platz gewann, unter die Indianer einzufallen, so setzte sie das Toben der Pferde in solches Schrecken, daß sie ihnen mit Zittern Platz machten. Bisher hatten sie die Reuter für unüberwindlich gehalten; aber nun-

mehr ereignete sich ein Umstand, der in die Anfeuerung ihres Muths einen starken Einfluß hatte. Ein Reuter hatte sich so weit ins Gedränge gewagt, daß er von seinen Leuten ganz abgeschnitten wurde; einige Mexicaner faßten den Muth, ihn zu umringen, und mit zusammen gesetzten Kräfften anzugreifen. Sie gaben dem Pferd so viele Stiche, daß es zu Boden fiel. Sie hieben ihm den Kopf ab, steckten ihn auf einen Spies, und ermahnten ihre Landsleute, sich vor diesen Ungeheuern nicht weiter zu fürchten, indem sie der Spitze ihrer Waffen nicht gänzlich zu widerstehen vermöchten. Dieser Anblick machte einen solchen Eindruck auf die Mexicaner, daß sie Anstalten machten, das Treffen von neuen anzufangen; allein sie hatten so viele von ihren vornehmsten Befehlshabern verlohren, daß sie von ihrem Vorsatz abstunden, still schweigends abzogen, und den Spaniern die Wahlstadt überliessen. Dennoch schrieben sie sich den Sieg zu, und der abgehauene Pferdekopf schien ihnen so wichtig, daß ihn der oberste Befehlshaber mit eigener Hand gleichsam im Triumph trug, und ihn an den Staatsrath überschickte.

Man siehet hieraus, daß man den Mexicanern Unrecht thut, wenn man glaubt, daß

sie

sie wie andere Indianer ihre Kriege gleich wüthenden Bestien ohne Ueberlegung nur durch rasenden Angriff geführt hätten. Man findet allerdings manche listige Anstalten bey ihnen. Freylich diente ihnen oft der Aberglaube anstatt der Vernunft. Verschiedene Niederlagen, die sie von den Spaniern erlitten hatten, hatten das ganze Land in Bestürzung gesetzt, so daß sie grösstentheils allen Muth verlohren. Der hohe Rath versammelte sich, um zu überlegen, wie dem allgemeinen Unglück abzuhelfen wäre; das Resultat ihrer Ueberlegung war, weil diese Ausländer so ganz übernatürliche Thaten verrichteten, so müsten sie nothwendig Hexenmeister seyn; und aus diesem Grund beschloß man, bey den einheimischen Zauberern Hülfe zu suchen, damit eine Zauberey durch die andere vernichtet werden möchte. Man rief also diese Betrüger herbey, und befragte sie über die gegenwärtige Umstände. Ihre Antwort war: was dem hohen Rath dunkel vorkäme, das zeige sich ihnen in vollem Lichte; sie hätten durch die Macht ihre Künste entdeckt, die Spanier wären Kinder der Sonne, und durch die Einflüsse derselben in dem Erdboden der Morgenländer hervorgebracht worden; ihre stärkste Bezauberung bestehe in der Gegenwart

ihres Vaters, dessen gewaltige Hitze ihnen eine der Natur überlegene Stärke einflösse, und sie beynahe den Unsterblichen gleich mache; dieser Einfluß vermindere sich, wenn die Sonne dem Abend nahe komme; sie würden sodann matt und welk, wie das Gras auf dem Felde: man müsse sie also bey der Nacht angreifen, ehe die Wiederkunft der Sonne sie von neuem unüberwindlich mache. Der hohe Rath legte dieser Entdeckung das gröste Lob bey, und abergläubisch gewiß, glaubte man, der Sieg könne ihnen nicht fehlen. Es war zwar gegen die Landesgesetze, den Feind bey Nacht anzugreifen; aber der Ausspruch der Zauberer machte die Ausnahme von der Regel gültig. Der General bekam Befehl, das Spanische Lager nach Untergang der Sonne anzugreifen, und die Zurüstungen dazu wurden in aller Stille gemacht. Allein Cortez war bey Nacht eben so schwer zu überrumpeln, als bey Tage; er stellte beständig Feldwachten aus, schickte Patrouillen herum, die Pferde stunden die ganze Nacht gesattelt, und der Soldat schlief unter dem Gewehr. Die Indianer ruckten in der Nacht mit einer ungewöhnlichen Stille an, und es wurde solches sogleich dem Spanischen General gemeldet. Er machte die nöthigen Vertheidigungsanstalten, befahl aber,

aber, daß man sich ganz stille halten sollte. Der Indianische General zweifelte im geringsten nicht an der Richtigkeit der Aussage der Wahrsager, weil er bey seiner Annäherung im Spanischen Lager keinen Lermen hörte; er glaubte gewiß, die Spanier empfänden die Abwesenheit ihres Vaters. Voll guter Zuversicht ruckte er bis an den Wall, und lies den Angriff auf dreyen Seiten zugleich thun. Sie kletterten den Wall hinauf, wurden aber mit stärkern Kräfften bewillkommet, als sie sich eingebildet hatten, und ihre Nachfolger wurden sehr bestürzt, als ihnen ihre Vorgänger todt auf den Leib stürzten. Nunmehr merkte der indianische General, daß es mit der Aussage der Zauberer so gar richtig eben nicht seyn müste; gleichwohl fuhr er fort, das Lager zu stürmen. Seine Indianer gaben Proben einer ungemeinen Herzhaftigkeit. Einer stieg dem andern auf die Schultern, um die Höhe des Walls zu erreichen, lies sich die Piken durch den Leib rennen, fiel herunter, ohne daß die andern überdrüßig wurden, gleiches Schicksal zu versuchen. Endlich gab der General seinen Anschlag verlohren, und sahe, daß ihn seine abergläubische List betrogen hatte.

Nicht besser gieng es ihnen mit ihrem Vertrauen auf die kayserliche Fahne, von der wir bereits geredet haben. Die Mericaner stunden in den Gedanken, daß der Sieg eines Treffens auf dieser Hauptfahne beruhe; es durfte sie deswegen niemand in der Hand führen, als der oberste General, der die Person des Kayfers vorstellte. So wie Cortez von diesem Vorurtheil Nachricht bekam; so machte er sich desselben zu nutz. Vier der kühnsten Spanier stürmten in einer Schlacht gerade auf den mexicanischen Feldherrn los; ihre Pferde rennten alles, was ihnen im Wege war, über den Haufen, drungen bis zum Feldherrn, stürzten ihn mit einem Lanzenstoß herunter, nahmen ihm das Reichspanier ab, machten sich wieder einen Rückweg durch die Feinde, und brachten sie zu dem Spanischen Heere. So wie die Mexicaner diesen kostbaren Schatz in der Feinde Hände sahen, warfen sie das Gewehr weg, und flohen. So that ein blindes Vorurtheil mehr Würkung, als die Vernunft.

Wir können jedoch nicht in Abrede seyn, daß auch die Mexicaner solche Kriegslisten erfunden haben, die von einer klugen Ueberlegung der Vernunft, und weisen Gebrauch der vorlie-

vorliegenden Umstände ein unverwerfliches Zeugnis ablegen. Eine Probe davon gaben sie, als die Spanier die Stadt Tacuba angriffen, die der Schlüssel zu dem Wege war, auf der man sich der Hauptstadt Mexico nähern konnte. Da Cortez Anstalten machte, diese Stadt anzugreifen, kam eine grosse Anzahl Völker aus Mexico unter der Anführung des Kayfers heraus, und es hatte das Ansehen, als wenn sie sich in die Stadt Tacuba werfen wollten. Die Spanier erwarteten sie stehendes Fusses, und liessen sie ungestört anrucken, um sie alsdenn zwischen der See und der Stadt anzugreifen. Allein sie hatten etwas ganz anders im Sinn, und setzten es auch mit grosser Geschicklichkeit ins Werk. Einige von ihnen trennten sich von den andern, als wenn sie schlechte Lust hätten mit den Spaniern anzubinden, und stellten sich in solcher Unordnung, daß Cortez auf die Gedanken gerieth, es mache sie die Furcht verwirrt: in dieser Meinung lies er einen Theil seiner Völker vor der Stadt stehen, und rückte mit den übrigen gerade auf den Damm los, wo sie stunden. Diejenigen Mexicaner, die bereits auf dem Lande waren, stellten sich, als ob ihnen bey der Annäherung der Spanier aller Muth entfallen wäre, und zo-

gen sich zu ihrer Hauptarmee zurück, und diese fieng nun auch an sich allmählich zurück zu ziehen. Die Spanier glaubten nicht, daß ihnen hiedurch eine Falle gelegt würde, und folgten ihnen in aller Geschwindigkeit nach. So bald sie auf dem schmalen Damm waren, machten die Mexicaner auf einmal Halte, und boten ihnen die Stirne. Die Spanier liessen sich mit ihnen in ein Gefecht ein, und den Augenblick kamen eine Menge Canots aus der Stadt zum Vorschein, und besetzten die beyden Seiten des Dammes. Die Spanier bereueten nunmehr ihre Unvorsichtigkeit; sie musten weichen, weil sie dem Anfall auf beyden Seiten nicht widerstehen konnten. Sie musten ihren Rückweg mit Gewalt suchen. Zu einer andern Zeit lies der Kayser ausſprengen, Cortez habe auf der Flucht sein Leben eingebüset, und diese falsche Nachricht hatte die gute Wirkung, daß seine Unterthanen wieder neuen Muth bekamen. Zugleich schickte er in alle Städte Köpfe von geopferten Spaniern, die ihm seit einiger Zeit in die Hände gerathen waren. Man sahe sie als unfehlbare Zeichen eines erhaltenen Sieges an. Endlich, um die Sache noch mehr zu bekräfftigen, versicherte er sie, der Kriegsgott sey durch das Blut der geopferten Spa-

hier besänftiget worden, und habe ihm mit vernehmlicher Stimme den Sieg über die Spanier versprochen. Diese ausgesprengten Nachrichten hatten die Würkung, daß Cortez von vielen mexicanischen Völkern, die sich mit ihm verbunden hatten, auf einmal verlassen wurde. Aber die List wurde bald entdeckt, und die abgewichenen Bundsgenossen kamen wieder häufig in dem Spanischen Lager an. Noch eine Kriegslist der Mexicaner verdient angeführt zu werden. Bey der Belagerung von Mexico hatten sich eine grosse Menge Einwohner in die Gräben, die durch die Stadt durchgiengen, versteckt. Die Belagerten thaten einen Ausfall, zogen sich aber bald wieder zurück; die Spanier verfolgten sie über die Gräben, und augenblicklich wurden die Brücken hinter ihnen abgeworfen; die flüchtigen Mexicaner stellten sich wieder, die in den Gräben verborgen gewesen waren, kamen zum Vorschein, von den Häusern und Thürnen der Stadt wurde mit Steinen auf sie geworfen, Cortez selbst wurde verwundet, und muste seinen Rückzug mit vielem Blute erkaufen. Auch hieraus bestättigt sich zur Gnüge, was wir oben gesagt haben, daß die Mexicaner ihre Kriege nicht allein mit Brutalität, sondern auch mit List geführt haben.

Eigentliche Vestungen treffen wir in dem mexicanischen Reiche nicht an. Bey den grossen Städten des Reichs lag der Hauptpunct ihrer Sicherheit in den Dämmen, auf welchen der Zugang zu demselben mit weniger Mannschaft gegen viele vertheidigt werden konnte. Auf diese Art war Merico, Tezcuco und noch einige andere Städte gebauet. Durch die Anlage dieser Städte konnte die ganze Gegend umher ohne viele Mühe unter Wasser gesetzt, und vertheidigt werden. Bey der Belagerung der Stadt Iztacpalapa erfuhren es die Spanier mit grossen Schaden. Ein grosser Theil dieser Stadt war in die See hineingebauet, und in dem andern Theil konnte das Wasser durch viele mit Schleussen versehene Canäle in die Stadt geleitet, und nach dem Belieben der Einwohner zu- und abgelassen werden. Cortez näherte sich dieser Stadt, und sahe an den Ringmauern derselben ohngefähr sieben bis acht tausend Mexicaner stehen, die zur Vertheidigung derselben ausgerückt zu seyn schienen. Sie erwarteten die Spanier stehendes Fusses, nach einem kurzen Gefecht aber zogen sie sich bis an die Thore zurück. Zu grosser Verwunderung der Spanier sprangen sie, ohne die Thore zu verschliessen, in das Wasser, erhuben dabey ein

grosses

grosses Geschrey, und schwungen ihr Gewehr mit eben solchen drohenden Stellungen, als sie bey einem Handgemeng zu thun pflegten. Wie Cortez die Stadt offen fand, so zog er in dieselbe hinein, nachdem er sie vorher mit aller möglichen Vorsichtigkeit hatte auskundschaften lassen. Alle Häusser stunden leer, und nur noch in einer weiten Entfernung hörte man einen verwirrten Lermen auf der See. Cortez entschloß sich die Nacht in der Stadt zu zu bringen. Nach Verlauf einiger Stunden aber trat das Wasser mit einem solchen Ungestümm aus den Canälen, daß die untersten Gegenden der Stadt in einem Augenblick überschwemmt waren. Die Spanier musten in aller Eile ihren Rückzug nehmen, und bis über die Knie im Wasser baden. Und auf diese Art wurde die Stadt vor diesesmal in Sicherheit gesetzt.

Kleinere Städte und Flecken wurden mit Ringmauern, oder Umpfählungen verwahrt. Sie rammelten nemlich eine Art von Palisaden in die Erde ein, die sich rund um den Flecken herum zogen Beyde Linien, welche den Kreis formirten, schlossen an ihrem Ende über einander, doch so, daß zwischen ihnen ein schmaler Eingang mit vielen

Wendungen offen blieb; dabey stunden einige hölzerne Häußchen für die Schildwachten. Auf gleiche Art waren auch die Gassen mit Pfählen gesperrt, dergestalt, daß, wenn auch die äussere Umpfählung von den Feinden erobert war, ihnen gleichwohl noch jeder Schritt streitig gemacht werden konnte. Feuer und Steine waren die gewöhnlichen Werkzeuge, deren man sich bediente, die Umpfählungen zu vernichten, und die Belagerten auf das freye Feld zu treiben.

Wie die Spanier ihre Lager nach Europäischer Art bevestigten; so musten auch die Mexicaner ganz andere Anstalten machen, theils zu ihrer Vertheidigung, theils zum Angriff, als sie gegen die americanische Völker gewohnt gewesen waren. Anfänglich konnten sie gegen das Europäische Schiesgewehr gar nichts ausrichten, getraueten sich auch nicht, einen Angriff zu thun, sondern verhielten sich grösstentheils nur vertheidigungsweis. Allein sie lernten gar bald die Kunst, auch die Europäer in ihren Verschanzungen anzugreifen. Nach verschiedenen kriegerischen Auftritten, darinnen ihnen das Glück günstig gewesen war, kamen sie einstens auf den Einfall, einen Hauptsturm auf das Spanische Lager zu wa-

wagen. Sie liessen sich durch das Knallen der Stücke nicht mehr, wie zuvor, abschrecken. Ihre Pauken und Krummhörner gaben das Zeichen zum Angriff, und in dem Augenblick liefen sie mit ungeheurer Wuth Sturm. Die förderſten schossen ihre Pfeile häufig, und so geschwind nach einander ab, da unterdessen andere, die hinter den Bogenschützen stunden, hervorkamen, und den Wall begletterten; daß den Spaniern nicht allzuwohl zu Muthe dabey war. Sie waren genöthigt, sich gegen die Pfeile zu beschirmen, und doch zugleich auch dem Feind das Eindringen zu verwehren; sie musten auch die herein geschossenen Pfeile aufleſen, damit sie Platz bekamen. Zwar würgte das grobe und kleine Geschütz erstaunlich unter den Indianern; allein sie waren wie rasend, und wollten entweder siegen, oder sterben. Die Lücken, welche die Kugeln unter ihnen machten, waren im Augenblick wieder ausgefüllt; sie schlossen sich allemal mit gleichem Muth wieder zusammen, und fragten wenig darnach, ob sie ihre Verwundete vollends todt tratten oder nicht. Sie drangen so gar bis an die Canonen durch, und wollten auf eine unglaublich hartnäckigte Weise mit ihren steinernen Aexten die Thore einhauen, und die Mauern durchbrechen. An-

dere

dere stiegen ihren Gefährten auf die Schultern, und suchten ihr Faustgewehr zu gebrauchen. Noch andere versuchten durch Hülfe ihrer Wurfspiese hinauf zu klettern. Sie banden eine brennende Materie an ihre Pfeile, und schossen sie in das Spanische Lager, wodurch auch wirklich an einigen Orten Feuer entstund. Die Spanier musten dem Feuer Einhalt thun, und die Lücken im Wall zustopfen. Die Nacht machte endlich ihrer Wuth ein Ende. Sie kamen den folgenden Tag wieder, und warfen den Spaniern ihre Feigheit vor, indem sie sich nicht wehren könnten, als wenn sie hinter einer dicken Mauer stünden. Indessen hatten die Spanier die nöthigen Anstalten getroffen, und ruckten in verschiedenen Haufen aus. Ohngeachtet die Indianer wie verzweifelte Leute fochten, so musten sie doch endlich weichen, und die Spanier in Ruhe lassen.

Auch von der Geschicklichkeit der Mexicaner in den Vertheidigungsanstalten müssen wir eine Probe anführen. Die Spanier hatten die Belagerung von Tacuba mit abwechselnden Glück vorgenommen. Sie hatten bereits die Gräben ausgefüllt, und sich einigemal so weit gewagt, daß sie die äusser-

sten

steni Häüsser der Vorstadt in Brand steckten; aber sie hatten auch verschiedene Leute eingebüßt, und dieser Verlust kam den erhaltenen Vortheilen bey weiten nicht bey. Die Indianer beunruhigten sie besonders durch ihre Canote. Der Spanische General entschloß sich also, den Angriff so lang aufzuschieben, bis er selbst eine Flotte von Canoten ausgerüstet, und sich der Herrschafft über die See bemächtigt haben würde. Er brachte in wenig Tagen eine grosse Anzahl derselben zusammen. Sie wurden mit Indianern besetzt, von eben dergleichen Hauptleuten angeführt, und in drey Geschwader vertheilt. Jedes bekam vier Brigantinen zum Beystand. Und nun sollte der Angriff von neuem angehen. Man streifte Tag und Nacht auf der See herum, um die Ausfälle der Mexicaner zu hindern, und die Belagerung bekam nunmehr eine ganz andere Gestalt. Unterdessen fehlte es den Belagerten weder an Fleiß, noch Geschicklichkeit. Anfänglich nahmen sie, um die Spanier in beständiger Unruhe zu erhalten, und durch unabläßliches Wachen abzumatten, ihre Ausfälle nur bey Nachtzeit vor. Darauf schickten sie Canote mit Schanzgräbern ab, welche beym Auslaufen einen sehr weiten Umfang nahmen, hernach aber, wenn die Spanier mit Ausfäl-

len beschäfftigt waren, quer über den See herbey eilten, und die ausgefüllten Gräben in einem Augenblick reinigten, welche hernach die Spanier mit neuer Mühe wieder ausfüllen musten. Doch was ihrer Erfindungskrafft am meisten Ehre bringt, war ihre gegen die Brigantinen der Spanier ausgedachte Kriegslist. Sie baueten in der Stadt dreyßig grosse Barken, und versorgten sie mit dicken Brettern, als mit einer Brustwehre, dahinter sie sicher seyn konnten. Hierauf begaben sie sich in einer dunkeln Nacht in eine mit dichten Geröhrig bewachsene Gegend des Sees, und schlugen daselbst sehr starke spitzige Pfähle ein, so daß die Spitzen dem Wasser gleich waren, und die grösten Schiffe beym Anstoß hätten schadhaft werden müssen. Ihre Hoffnung war, von den Brigantinen, welche wechselsweis herumstreiften, irgend eine oder die andere in diesen Wald von Rohr und Pfählen zu locken. Zu diesem Ende befrachteten sie einige Canote mit Lebensmitteln, und gebrauchten sie anstatt einer Lockspeise. Es rennten auch wirklich vier Brigantinen in diese Falle. Die Canote der Mexicaner wusten sich sehr schicklich zu zeigen, und stellten sich, als ob sie die Flucht ergriffen. Die Spanier wurden hierüber so hitzig, daß sie mit

aller

aller Macht auf das Gerdhrig los ruderten; aber im Augenblick sassen sie auch zwischen den Pfählen fest, so daß sie weder hinter sich, noch vor sich konnten. Die Mexicaner kamen mit ihren Barken herbey, und fielen als verzweifelte Leute auf sie los; die Brigantinen konnten sich nicht wenden, noch weniger sich mit Hülfe der blosen Ruder aus dieser Stellung retten. Die Spanier ergriffen also die kurze Entschliessung, die eingerammelten Pfähle durch Täucher theils heraus ziehen, theils mit Aexten entzwey hauen zu lassen, indessen, daß sie dem Feind durch ein hitziges Gefecht genug zu thun machen wollten. Sie bekamen nunmehr Luft, und konnten ihr grobes Geschütz brauchen, doch erlitten sie einen starken Verlust, indem wenig Spanier mit heiler Haut davon kamen. Ungeachtet dieses sinnreichen Einfalls waren die Mexicaner doch so dumm, daß sie glaubten, die Spanier würden sich wieder in diese Falle locken lassen. Nachdem sie ihre Barken wieder ausgebessert hatten, so kamen sie etliche Tage hernach wieder in dieses Geröhrig, und machten die nemlichen Anstalten, wie zuvor; allein die Spanier fiengen sie in ihrem eigenen Netze. Der General schickte sechs Brigantinen, eine nach der andern ab, und lies sie die folgende Nacht

in eine andere Stellung setzen, wodurch die Barken der Mexicaner alle mit einander zu Grund gerichtet wurden.

Damit die Mexicaner mit allen Nothwendigkeiten, die der Krieg erforderte, versehen seyn möchten; so hatten sie besondere Werkstätte zur Verfertigung der Waffen, und Zeughäusser zu deren Verwahrung angelegt. In jenem arbeiteten alle geschickte und vortreffliche Arbeitsleute, die nach Verschiedenheit ihrer Arbeiten, in verschiedene Classen getheilt waren. In einer Werkstätte machte man die Stiele eben und glatt, die zu den Pfeilen gebraucht werden sollten; in einer andern wurden die Feuersteine geschliffen, und die Spitzen dazu gemacht. Jede Art von Waffen, sowohl diejenigen, die zum Angriff, als die zur Vertheidigung gebraucht wurden, hatte ihre besondere Meister und Werkstätte, und über alle waren gewisse Oberaufseher bestellt, welche über den verfertigten Kriegsvorrath eine genaue Rechnung führen musten. Das Zeughauß war von schönem Ansehen, und dahin wurden die Waffen, so bald sie fertig waren, gebracht. Wenn ein Krieg entstunde, so wurde hierauß das ganze Heer mit allem, was es nöthig hatte, versehen, auch wurde der nöthige Vor-

rath

rath davon in die Gränzstädte geschickt. Die für die Person des Kayserś bestimmte Waffen, waren in dem höchsten Zimmer in der schönsten Ordnung längs den Wänden aufgehängt. Auf der einen Seite sahe man die Bogen, Pfeile und Köcher, die insgesammt mit Gold und kostbaren Steinen gezieret waren; auf der andern, Schwerdter und Keulen von ausserordentlichem Holz, die mit Feuersteinen schneidend gemacht, und eben so schön, als die Köcher ausgelegt waren; in einer andern Reihe stunden die Lanzen und Wurfspiese, die eben so, wie die Schleudern, ungemein kostbar gearbeitet waren. Nicht weniger bemerkte man unterschiedene Arten von Panzern und Brustschildern, welche von geschlagenen Golde gemacht waren; vielerley Wämser aus doppelten Cattun, mit Baumwolle ausgestopft, damit sie den Pfeilen wiederstehen konnten; mancherley Erfindungen von Schildern, wovon die eine Art von undurchdringlichen Leder gemacht, und so groß war, daß sie den ganzen Leib bedeckte: man rollte sie bis zum Anfang des Treffens über die Schultern, alsdenn wickelte man sie auseinander, und brauchte sie. Wie die Spanier diese Kriegsrüstungen sahen, so konnten sie sich nicht genug darüber verwundern, und machten daraus auf

den kriegerischen Geist der Nation einen ganz natürlichen Schluß.

Die meisten americanischen Völker hatten eine wütende Grausamkeit gegen ihre Kriegsgefangene, und die Mexicaner gaben hierinnen keinem Volk etwas nach. Wir haben ihre Gesinnungen und die Art sie zu behandeln, bereits oben kennen gelernt. Sie fingen ihre meisten Kriege blos in der Absicht an, um Gefangene zu haben, die sie ihren Göttern opfern konnten. In dem Treffen schonten sie das Blut ihrer Feinde, so viel als es möglich war, um es hernach in dem Tempel mit mehrerer Gelassenheit zu vergiessen. Der Aberglaube machte sie so unmenschlich, das Opfer selbst zu verzehren, weil sie sich einbildeten, dadurch mit den Göttern in eine Gemeinschaft zu kommen. Es ist daher nicht glaublich, daß die Mexicaner aus bloser Lust sich anderer Menschen zur Speise bedient haben sollten; sondern wenn sie es gethan haben, so wollten sie ihren jungen Leuten den natürlichen Abscheu an der Vergiessung des Blutes abgewöhnen, und sie durch das Betragen gegen ihre Feinde Muth und Standhaftigkeit lehren, damit sie den Tod beyzeiten verachten lernen möchten. Aberglaube und Grausamkeit

macht

macht mit ihren übrigen krigerischen Anstalten einen ziemlichen Contrast.

Fünfter Abschnitt.

Privatleben der Mexicaner.

Wir machen hier mit den drey grossen Perioden des menschlichen Lebens, Gebohrenwerden, Heyrathen und Sterben, den Anfang der Schilderung der häußlichen Lebensart der Mexicaner. Wenn sich eine mexicanische Frau in gesegneten Leibesumständen befand, so hatten sie die Gewohnheit, viele Arzneyen zu gebrauchen. Eine Matrone vertratt bey der andern die Stelle eines Arztes, und rieth ihr den Gebrauch gewisser Kräuter an. Es hatte dieses oft die schlimmsten Folgen so wohl für die Mutter, als das Kind. Wenn das Kind zur Welt gekommen war, so drückten sie ihm das Genicke stark gegen die Schultern, und suchten es auf diese Art zu verkürzen; sie brauchten auch allerhand Binden, um das Wachsthum desselben zu verhindern. Sie wusten von dieser widersinnischen Gewohnheit keine andere Ursache anzugeben, als ein verjährtes Vorurtheil,

welches diese Unförmlichkeit für Schönheit hielte. Die glatte Stirn der Caraiben, die aufgeritzte Leffze der Brasilianer, die eingezwängten Füsse der Chineser haben mit dieser Gewohnheit einerley Ursprung. So bald das Kind zur Welt gekommen war, so badete man es im kalten Wasser, und sagte dabey: du bist deswegen da, daß du viel ausstehen sollst, gewöhne dich dazu. Hierauf wurde das neugebohrne Kind in den Tempel getragen, und der Opferpriester, der es empfieng, that einen kurzen Vortrag, von dem Elend und der Mühseligkeit, die ein jeder, der gebohren wurde, ausstehen mußte. Er nahm hierauf einen spitzigen Feuerstein, ritzte dem Kind damit die Ohren und das heimliche Glied, und zapfte ihm auf diese Art einige Tropfen Blut ab; er sprengte hierauf einige Tropfen Wasser auf das Kind, und badete es unter gewissen Anrufungen. War der Vater des Kindes von Adel, oder ein Kriegsmann, so gab man dem neugebohrnen Knaben in die rechte Hand einen Degen, und in die linke einen Schild, und weihete es damit zur Lebensart seines Vaters ein; war der Vater ein Handwerksmann, so gab man ihm die Werkzeuge seiner Handthierung in die Hand; den Töchtern aber gab man ohne Unterschied des Standes

des

des allerley Werkzeuge zum Spinnen, Nähen, und andern weiblichen Verrichtungen. Jede Mutter war verbunden, ihr Kind selbst zu säugen; wurde sie aber durch einen Zufall gehindert, dieses Geschäffte selbst über sich zu nehmen, so durfte sie zwar ihr Kind einer Amme anvertrauen, aber diese muste sich bequemen, erst einige Untersuchung, ob ihre Milch gesund sey, auszustehen. Die Mutter lies sich einige Tropfen von der fremden Milch auf den Nagel am Finger tropfen; blieb nun diese wegen ihrer Dicke darauf stehen, so wurde sie für gesund gehalten, und der Amme das Kind anvertraut. So lange eine Mutter ein säugendes Kind hatte, so pflegte sie einerley Nahrungsmittel zu gebrauchen, und sich des Umgangs mit ihren Männern zu enthalten. Gewöhnlich liessen sie ihre Kinder bis in das vierdte Jahr an der Brust trinken. Das ist etwas lang, dürfte mancher sagen. Wurde sie während dieser Zeit eine Wittwe, so durfte sie nicht wieder heyrathen. Uebrigens beobachteten sie bey ihren neugebohrnen Kindern allerley abergläubische Gebräuche; man stellte Wahrsagungen über ihr künftiges Glück oder Unglück an; man hängte ihnen Zeddel und Amulete an, auf

welchen allerley Götzenbilder und geheimnisvolle Zügen zu sehen waren, und dergleichen.

So wild und grausam auch die Mexicaner in andern Dingen immer mögen gewesen seyn; so verdient doch die Art, wie sie ihre Kinder erzogen haben, um so viel mehr Gerechtigkeit, je schlechter es in diesem Stück bey den übrigen Americanern aussieht. Ihre Hauptabsicht gieng dahin die Neigungen ihrer Kinder auszuforschen, und nach dem Nationalcharacter zu bilden. Bey einem jeden Tempel war eine Schule, worinnen die Priester der Jugend gute Unterweisungen geben musten. Hier wurden die Kinder gemeiner Leute nicht nur in ihren Religionsgebräuchen und Gesetzen, sondern auch in allen Leibesübungen unterrichtet, welche der Nation nützlich und unter ihnen üblich waren. Hier lernten die Söhne Tanzen, singen, mit den Bogen schiessen, den Wurfspieß und die Hassegay zu gebrauchen. Sie musten öfters auf harten Boden schlafen, wenig essen, und sich stark bewegen, u. s. w. Sie hatten aber auch Schulen für Kinder vom Stand, worinnen die adeliche Jugend von ihrem zartesten Alter an, so lange bis sie fähig waren, selbst ihr Glück zu machen, unterrichtet wurden.

Sie

Sie muſten ſich beſtändig hier aufhalten, und das Eſſen wurde ihnen von ihren Eltern hieher geſchickt. Ihre Lehrmeiſter und Aufſeher waren alte Ritter, die ſie nicht nur zu den härteſten Leibesübungen anhielten, ſondern auch ihren Unterricht durch ihre eigne Beyſpiele belebten. Sie hatten eben das Anſehen, als die Bedienten des Landesherrn, und dieſe Einrichtung war ſehr billig, weil ſie den Grund zu denjenigen Uebungen legten, welche dereinſt zum Vortheil des Staats gereichen ſollten. Auſſer den vorhin gemeldeten Unterweiſungs-Stücken lehrten ſie auch die Kunſt, ihre Characteres und Bilder, woraus ihre Schreiberey beſtund, zu verſtehen; ſie bereicherten ihr Gedächtnis durch Auswendiglernen der Lieder, worinnen die Thaten ihrer Voreltern, und das Lob ihrer Gottheiten beſungen wurde. Nachdem dieſer erſte Grund der Unterweiſung gelegt war, ſo giengen ſie weiter, und gaben ihnen Unterricht, wie ſie ſich mit Beſcheidenheit und Höflichkeit betragen ſollten. Hier war der Hauptaugenmerk der Lehrer, die Neigungen der jungen Leute zu erforſchen, und ſie auf beſſere Wege zu leiten. Man lehrte ſie hier die Beſchaffenheit und Gefährlichkeit des Kriegs kennen, ihre Leibeskräffte prüfen und geſchickt anwen-

den

den. Dieses gab ihnen oft in der Jugend schon Mittel an die Hand, eine vortreffliche That zu thun, und es kam mancher, der mit einem Bündel auf dem Rücken abgereist war, als Hauptmann wieder nach Hauß. Nach dieser Unterweisungszeit wählten sie sich eine Lebensart, welche sie wollten. Diejenige, welche Lust zum Tempeldienst hatten, giengen in das für die Mannspersonen errichtete Kloster, und liessen sich in den Geheimnissen und Ceremonien der Religion weiter unterrichten. Andere widmeten sich dem Krieg, auf welchem Weg sie hernach zu den andern Staatsgeschäfften fortschritten.

Es waren auch Schulen angelegt, die zum Unterricht des weiblichen Geschlechts bestimmt waren. Hier vertratten die Weiber, die zum Dienst des Tempels bestellt waren, die Stelle der Lehrmeisterinnen. Diese Schulen aber waren blos für das Frauenzimmer von Stand bestimmt. Schon vom vierdten Jahr ihres Alters an gewöhnte man sie in der Einsamkeit zu allerley Arbeiten, die dem Frauenzimmer anständig sind. Sie kamen sehr selten zum Vorschein, und diß nur alsdenn, wenn sie zu gewissen Zeiten in den Tempel geführt wurden. Auch dieses geschahe

schahe blos, um etwa ein Gelübde ihrer Mütter zu erfüllen, oder, wenn sie in eine Krankheit gefallen waren, den Beystand der Götter zu erbitten. Man gab ihnen alsdenn alte Weiber zur Gesellschaft mit; sie selbsten aber musten mit niedergeschlagenen Augen, und geschlossenen Mund über die Strasse gehen. Ein lediges Mädchen aß niemals mit einem Junggesellen. In den Häussern der Vornehmen hatte das Frauenzimmer seine besondere Wohnung, wobey allerhand Blumen- und Baumgärten angelegt waren. Setzte ein Frauenzimmer den Fuß aus dem ihr angewiesenen Bezirk, so wurde sie scharf gezüchtigt; gieng sie ohne Erlaubnis ihrer Vorgesetzten von ihrer Arbeit, so geschah das nemliche; betraf man sie auf einer Lüge, so gab man ihr zur Strafe einen kleinen Schnitt in die Lippe. Würde diese wilde Gewohnheit in Europa eingeführt, wie manches gesittete Frauenzimmer würde ein zerfetztes Gesicht haben!

Die Söhne erbten nach dem Recht der Blutsfreundschaft das hinterlassene Vermögen ihrer Väter. Bey den Vornehmen trat der älteste Sohn in alle Rechte seines Vaters, wofern er anders im Stand war, solche zu behaupten; wo nicht, so trat der zweyte Sohn

an

an seine Stelle: Waren gar keine Söhne da, so fiel die Erbschaft an die Enkel, und in Ermangelung derselben, an des Vaters Brüder. War gar kein naher Verwandter mehr übrig, so wählte man einen Fremden, der an die Stelle des Blutsverwandten trat, der aber um dieses Vorzugs willen, eine strenge Probe aushalten muste. Man stellte ihm auf öffentlichen Markt, und that ihn alle mögliche Beschimpfungen an, die er mit der grösten Gelassenheit ertragen muste. Er wurde hierauf in alle Tempel geführt, und muste einige Zeit mit strengen Uebungen zubringen, und sein ganzes Thun und Lassen war gerade das Gegentheil von dem, was die gemeine Gewohnheit erforderte. Wenn das Volk in den Tempel zum Opfer gieng, so gieng er weg; er aß zu ganz anderer Zeit, als man pflegte; wenn es Zeit zum schlafen war, so wachte er, und umgekehrt, wenn jedermann wachte, so legte er sich schlafen. War er eingeschlafen, so stach man ihn mit Pfriemen. Nach ausgestandener Probe, trat er die Erbschaft wirklich an. Man stellte einen Schmauß an, und die Priester ernennten die Gäste. Konnte einer nicht erscheinen, so wurde nichts desto weniger sein Stuhl, an eben die Stelle, die der Gast einnehmen sollte, gesetzt, und der Antheil an

Speisen

Speisen, die er beytragen muste, nebst seinen Geschenken dahin gelegt. Der neue Erbe muste seines Orts dem Stuhle eben die Höflichkeit, und eben die Danksagung bezeigen, als wenn er selbsten zugegen wäre. Anstatt dieser Ceremonie muste in der Provinz Guatimala der neue Erbe gewisse Gebete und Fasten verrichten; die allerandächtigsten schliefen mit kreutzweiß geschränkten Beinen, um sich auch im Schlafe abzumatten. Hinterlies ein Vater einen allzujungen Sohn, so gab man ihm den nächsten Anverwandten zum Vormund; war in seiner Familie niemand, auf den man dieses Vertrauen setzen konnte, so wählte man unter den guten Freunden des Verstorbenen einen klugen und rechtschaffenen Mann. Der Mündel mochte so vornehm seyn, als er immer wollte, er mochte noch so gute Eigenschaften haben; so muste er bis in sein dreysigstes Jahr unter der Vormundschaft bleiben.

Dieses hinderte ihn deswegen doch nicht, währender Minorennität zu heyrathen. Das Alter bey Mannspersonen war das zwanzigste, bey Weibspersonen das funfzehende Jahr. Die Heyrathen der Mexicaner hatten einiges Ansehen eines Bündnisses und einige Religions-

Gebräu-

Gebräuche in sich. Nachdem man über die Heyrathspunkte einig geworden war, so begaben sich beyde Theile in den Tempel, wo einer von den Opferpriestern ihre Neigung durch gewisse zu diesem Gebrauch bestimmte Fragen prüfte. Hatten beyde Theile ihre Erklärung vor dem Priester gethan, so ergriff dieser den Bräutigam bey dem Saum seines Mantels, und die Braut bey dem Zipfel ihres Schleyers, und nähete sie an einem Ende zusammen, um dadurch die innerliche Verknüpfung ihres Willens anzuzeigen. Hierauf führte sie der Priester in dasjenige Haus, das sie bewohnen sollten, und führte sie siebenmal um den Feuerherd herum. Und nun war die Trauung vollzogen. Sie setzten sich darauf beyde zum Feuer, wodurch sie ihre wechselsweise Theilnehmung an allen Zufällen des Lebens anzeigen wollten. Der erste Punct, der bey ihren Heyrathen zu berichtigen war, betraf die Einwilligung ihrer beyderseitigen Eltern, und des Hauptmanns von demjenigen Stadtviertel, worinnen sie wohnten. In einem gerichtlichen Instrumente, wurde das eingebrachte Vermögen aufgezeichnet, nur der Mann war gehalten, im Fall einer Ehescheidung solches wieder zu erstatten. Waren die Eltern arm, so versprachen die Neuvermählten, von ihren

Er=

Erwerbnissen ihren Eltern etwas zukommen zu lassen; reiche Eltern aber thaten ausser dem Heyrathsgut noch das Versprechen hinzu, im Fall einer dringenden Noth, noch eine ausserordentliche Beysteuer hinzuzufügen. Jeder Mann hatte zwar die Erlaubnis, mehrere Weiber zu nehmen, aber sie bedienten sich derselben sehr selten. Von verbotenen Graden im Heyrathen wuste man nichts, ausser daß die Ehe zwischen Bruder und Schwester verboten war. Es sind unter allen americanischen Völkern keine, die in Absicht auf die Jungferschaft ihrer Bräute so eiferſüchtig waren, als die Mexicaner. Bey dem geringsten Verdacht hierinnen schickte man die Braut am andern Hochzeittag wieder nach Hauß. Hatte hingegen der Mann seine Braut als Jungfer erfunden, so machte er dieses mit grossen Freudensbezeigen bekannt, und die junge Frau bekam deswegen viele Ehrensbezeigungen und Geschenke. Der Bräutigam bemerkte bey dem Verlöbnis alles dasjenige, was er seiner Braut geschenkt hatte, damit er im Fall einer Verstossung alles wieder fordern könnte; denn wenn die Keuschheit seiner Braut nicht mit seiner Hoffnung übereinstimmte, so nahm er alles wieder zurück. Die Mittelspersonen bey Heyrathen waren gemeiniglich alte Weiber.

Der Wohlstand erforderte, daß der Vater seine Einwilligung nicht so gleich gab, sondern die Verliebten einige Zeit warten lies. Während der Zeit der Unterhandlung muste das künftige Ehepaar fasten, und sich in der Einsamkeit aufhalten. Oft geschahe es, daß ein Mann einen Vater um seine Tochter nur zur Beyschläferin ansprach, um Kinder mit ihr zu zeugen. Brachte sie nun einen Sohn zur Welt, so muste er sie alsdenn entweder ordentlich heyrathen, oder wieder nach Hausse schicken: im letzten Fall durften sie nicht den geringsten Umgang mehr mit einander haben. Wenn eine Braut aus dem Hausse ihrer Eltern gieng, so empfahlen ihnen die Mütter besonders die Reinlichkeit, Verehrung der Götter, und Sorge für das Hauswesen; der Bräutigam im Gegentheil bekam von seinem Vater den guten Rath, seinem Weibe wohl zu begegnen, mit den Nachbarn Friede zu halten, und den Vorgesetzten die gehörige Ehrerbietung zu erweisen. Jedes Geschlecht hatte seine besondere Ermahnungsformeln für die Eltern, und Regeln für die Aufführung der Kinder. Ohngeachtet die Nation sehr zur Wollust geneigt war, so wurde ein Ehebruch dennoch allemal mit dem Tode bestraft. Hingegen waren sie desto geneigter, die Ehen durch eine

Schei-

Scheidung zu trennen. Es war hierzu blos die beyderseitige Einwilligung hinreichend, und die Sache kam selten vor den Richter, sondern die beyderseitigen Verwandten machten sie unter sich aus. Waren Kinder vorhanden, so behielt die Mutter die Töchter, der Vater aber die Söhne. Sobald die Ehe getrennt war, so durften sie bey Lebensstrafe nicht wieder zusammen, sonsten aber durften sie sich wieder verheyrathen, wie sie wollten; und es gab immer Männer, die sich kein Bedenken machten, eine abgeschiedene oder verstossene Frau zu heurathen.

Wir wollen nunmehr auch die Mexicaner in ihrem Hauswesen kennen lernen. Sie waren grösstentheils Leute von mittelmäßiger Größe, mehr von dicker als hagerer Leibesgestalt. Sie gaben ihrem Gesichte eine solche Farbe, wie die Löwen Haare zu haben pflegen; sie hatten grosse Augen, eine breite Stirne, sehr weite Naslöcher, dicke, glatte, und auf mancherley Art gestutzte Haare, keinen oder doch sehr dünnen Bart, weil sie die Haare entweder ausrauften, oder die Haut mit einer Salbe, die das Wachsthum derselben hinderte, beschmierten. Einige waren so weis, wie die Europäer. Es war eine allgemeine Gewohn-

heit unter ihnen, sich am Leibe zu bemahlen, ingleichen den Kopf, die Arme und Beine, entweder mit Vogelfedern und Fischschuppen, oder mit Tiger- und andern Haaren zu bedecken. Sie bohrten sich weite Löcher durch die Ohren, durch die Nase, ja so gar durch das Kien, und trugen Edelsteine, Gold, oder auch allerhand Knochenstücke darinnen. Einige giengen mit einer Klaue oder mit dem Schnabel von einem Adler dariunen herum, andere mit dem Backenzahn eines Thieres, oder mit der Gräte eines Fisches. Die Weibspersonen waren weder an Grösse noch Farbe von den Männern unterschieden; nur liessen sie die Haare lang wachsen, und suchten sie mit allerhand Salben und Pulver so schwarz zu machen, als es möglich war. Die Frauen schlungen ihre Haare um den Kopf, und machten forne an der Stirne einen Knoten daran. Die Jungfern hingegen liessen die ihrigen über die Brust und Schultern fliegen. Wenn sie Mütter geworden waren, so wuchsen ihre Brüste so stark, daß sie das Kind auf den Rücken tragen, und ihm zugleich die Brust reichen konnten. Das Hauptstück ihrer Schönheit suchten sie in einer kleinen Stirn; sie gebrauchten deswegen gewisse Salben, davon die Haare weit in das Gesicht, und so gar an den

Schlä-

Schläfen wuchsen. Sie befleißigten sich der Reinlichkeit über alle massen; sie badeten sich oft, und konnten ihrer Gesundheit unbeschadet sogleich aus einem warmen in ein kaltes Bad steigen. Nach dem Bade schminkten sie sich mit einer aus allerhand Körnern zubereiteten Milch; sie thaten dieses aber nicht so wohl zur Vermehrung ihrer Schönheit, als sich vielmehr gegen die Stiche der Mücken und des andern Ungeziefers zu beschützen.

Die gemeinen Mexicaner giengen grösstentheils nackend, und geben uns wenig Materie von ihrer Kleidertracht. Nur allein die Soldaten schlugen, um sich ein desto fürchterlicheres Ansehen zu geben, die völlige Haut eines Thieres um sich, ja sie machten sich den Kopf desselben über den ihrigen zurecht. Zu diesem Schmuck kam noch ein Gehäng von Menschenherzen, Nasen und Ohren, nebst einem unten daran hängenden Todtenkopf. In den ältesten Zeiten giengen sie, wie jetzo die auf den Gebürgen lebenden Wilden, ganz nackend; selbst ihre Regenten hatten kein anderes Gewand um sich, als ein viereckigtes baumwollenes Stück Zeug, das über der rechten Achsel zusammengeknüpft war; auf dem Kopf hatten sie nichts als Federn, und einige Rie-

men, womit jene befestigt waren. Die Weibspersonen hatten ein Hemd mit kurzen Aermeln, das bis an die Knie reichte, aber so dünn war, daß man es manchmal kaum von der Haut unterscheiden konnte. In den spätern Zeiten, da sie anfiengen, ihren wilden Zustand einigermassen zu verbessern, trugen sie auf dem Kopf eine Mütze von rothen Federn, aus welcher ein anderer Federbusch hervorragte; um den Hals trugen sie einen Kragen, der ebenfalls aus Federn gemacht war, welcher Schultern, Brust und Rücken bedeckte. An den Aermen trugen sie Armringe, und um die Hüfte eine breite Binde, wovon ein Zipfel zwischen den Beinen herabhieng; die Vornehmen trugen goldene und silberne Sohlen, die gemeinen aber von Holz und anderer schlechten Materie. Diejenigen, die noch heut zu Tage von den alten Mexicanern übrig sind, tragen keine Schuhe, sondern nur Socken, die Haare schneiden sie niemals ab, und hüllen sich in alte Lumpen. Die Weibspersonen behängen sich mit Stücken von Cattun, haben enge Röcke, die mit allerley Figuren von Thieren und Blumen gezieret sind; die meisten aber haben nunmehr die Spanische Kleidung angenommen.

Wenn wir oben von der Pracht der kayserlichen Palläste geredet haben; so darf man

ja

ja nicht glauben, daß die ganze Nation an schönen Gebäuden einen Geschmack gehabt habe; sie wohnten meistentheils mehr in elenden Hütten, als eigentlichen wohl eingerichteten Häusern. Zwar stunde es den vornehmen und reichen Personen frey, in ihren Gebäuden den Pracht ihrer Herrn nachzuahmen; es war auch wirklich ausser den vielen Wohnungen der Grossen in Mexico, der Pallast, worinnen jeder Cazike in seiner Provinz wohnte, von den kayserlichen Pallästen wenig unterschieden; allein der gemeine Mann durfte nicht über ein Stockwerk hoch bauen, noch auch Fenster und Thüren an seinem Hause haben. Weil die meisten Häuser nur von Erde gebauet, und mit Brettern bedeckt waren; so ist leicht zu erachten, daß man eben so wenig Bequemlichkeit, als zierliche Einrichtung darinnen antraf. Doch waren auch die Häusser der ärmsten Mexicaner innwendig mit Matten, die sie aus Blättern und Laubwerk verfertigten, behängt. Sie hieben Bäume ab, rammelten sie in die die Erde, beflochten sie mit Palmblättern, und machten das Dach auf eben die Weise. Auf diese Art konnten sie in kurzer Zeit ein Hauß aufführen. Ihr übriges Haußgeräthe war eben so sparsam. Ungeachtet Mexico einen Ueberfluß von Wachs und Oel besaß, so war

ihnen doch der Gebrauch der Lichter unbekannt; sie brannten blos Fackeln von Tannenholz. Ihre Betten bestunden aus Matten, ja gar nur aus blossen Stroh, und ein paar baumwollenen Decken. Die Stelle des Hauptküssens vertrat ein grosser Stein oder Klotz. Ihre Stühle waren kleine mit Palmblättern angefüllte Säcke; sie hatten auch hölzerne Stühle, mit einer aus den stärksten Blättern geflochtenen Rücklehne. Man bediente sich derselben aber selten, sondern man pflegte sich meistens auf die blose Erde zu setzen.

Die äussere Einrichtung ihrer Städte und Dörfer war sehr verschieden. Sie hatten Städte, die mit dicken Mauern befestigt, und mit hohen Wachtthürmen versehen waren. In ihren Mauern waren hier und dar Oefnungen, wodrrch sie ihre Pfeile schiessen konnten. Wenn es die Noth erforderte, so konnten sie ihre Dörfer eben so geschwind befestigen, als sie ihre Häuser aufbaueten. Sie umgaben das Dorf mit einer Art von Mauer, die aus grossen Baumstücken bestund, die in Form der Pallisaden in die Erde gerammelt, und dermassen zusammen gefügt waren, wodurch sie ihren Feind mit ihren Waffen versteckt Abbruch thun konnten. Sie baueten

oftmals hinter der äussersten Mauer noch eine andere, und liessen zwischen beyden einen schmalen Gang. Ihre Dörfer waren gemeiniglich in die Ründe angelegt, deren Eingang einer Wendeltreppe nicht sehr ungleich war. An diesem Eingang stunden hölzerne Thürme, worinnen die Schildwachten gestellt wurden; und diese waren ihrer Einfalt ohnerachtet dennoch zu ihrer Sicherheit hinlänglich.

Ihre gewöhnliche Nahrung war Brod aus Maiz gebacken. Die Körner dieser Frucht wurden zwischen Steinen zermalmt, und wenn sie zu Mehl geworden, ein Teig daraus gemacht, ohne daß Sauerteig dazu nöthig war. Dieser Teig wurde alsdenn in einen Tiegel gethan, und über Kohlen gebacken. Sie genossen wenig Fleisch; insonderheit hatten sie einen grossen Eckel vor dem Schöpsen- und Ziegenfleisch; sonst aber verschmäheten sie keine Gattung lebendiger Thiere. Sie sollen sogar Läuse gegessen, und sie der Gesundheit sehr zuträglich gehalten haben; wenn es nicht ein Mißverstand ist. Da Cortez nach Mexico kam, und ihm von dem Kayser ein Pallast eingeräumet wurde; so funde man eine Menge zugebundener Säcke. Einer von den Spaniern war so neugierig, und wollte sehen, was

darinnen wäre; und zu seiner Verwunderung fande er sie voll von diesem Ungeziefer. Man sagte ihm, daß es ein Theil der Steuer wäre, welche die Bettler liefern müsten; daraus entstund vielleicht der Gedanke, daß sie gefressen würden; vielleicht aber war nichts anders die Absicht davon, als die Reinlichkeit im Lande zu befördern. Indessen ist nichts so widersinnisch, daß nicht in einem Winkel auf dem Erdboden angetroffen wird. Herrera und Gomara schreiben den Mexicanern einen solchen eckelhaften Appetit zu.

Das Getränk, dessen sich die Mexicaner bedienten, war nach der Verschiedenheit des Standes verschieden. Einige wurden aus Maiz zubereitet, und hatten zum Theil die Eigenschaft zu berauschen; andere bestunden aus verschiedenen abgekochten Kräuterwassern, die zum Theil wohlriechend und schmackhaft, insgesammt aber der Gesundheit zuträglich waren. Alle starke Getränke waren verboten, und ohne besondere Erlaubnis des Landesherrn durfte sie niemand trinken. Ihr liebstes Getränk aber bestund aus Wasser mit Cacaomehl und Honig vermischt. Nachdem sie die Cacaobohne gerrocknet hatten, so zermalmten sie sie zwischen Steinen, und vermischten

sie

sie mit Piment, oder auch nur schwarzen Pfeffer, einige thaten auch etwas Maizmehl darunter, überhaupt richtete sich ein jeder nach seinem Geschmack. Die Spanier lernten dieses Getränke von den Mexicanern, verfeinerten es, durch Zumischung mehrerer Gewürze, und brachten es unter dem Namen der Chocolade nach Europa. Sie hatten ausser diesem noch ein anderes Getränk, das sie P u l q u e nennten. Es wurde aus einer Pflanze, M e t h genannt, zubereitet. Wenn diese Pflanze sechs Jahr alt war, so schnitte man die innern Blätter aus, und dieses verursachte eine Hölung, die sich nach und nach mit einem Safft erfüllte, der, wenn er frisch aus der Pflanze kam, wie Honig schmeckte. Die Indianer schöpften ihn alle morgen aus, bewahrten ihn auf, und dann bekam er den Geschmack wie Meth. Sie warfen hierauf eine gewisse Wurzel hinein, wodurch er anfieng zu gähren. Sie brauchten ihn nicht eher, als bey ausserordentlichen Gelegenheiten, wo sie ihn aus einer besondern Erlaubnis trinken durften. Ohnerachtet die Trunkenheit bey den meisten wilden Völkern angetroffen wird, so sind doch die Mexicaner hievon ausgenommen. Unter allen Lastern war keines so verhaßt bey ihnen, als dieses. Wenn sich je-

mand berauschte, so wurden ihm zur Strafe vor jedermans Augen die Haare abgeschoren, und unter der Zeit, als dieses geschahe, wurde sein Haus niedergerissen, gleichsam um dadurch anzuzeigen, daß ein Mensch, der sich durch den Trunk um den Gebrauch seiner Vernunft gebracht habe, nicht werth sey, unter der menschlichen Gesellschaft zu leben. Trug der Thäter ein öffentliches Amt, so wurde es ihm genommen, und er blieb Zeitlebens abgesetzt. Nach der Eroberung des Landes aber wurde dieses Gesetz abgeschafft, und jetzo sind in ganz America keine grössere Säufer, als die Mexicaner.

Bey aller ihrer ehemaligen Mässigkeit im Essen und Trinken, waren sie dem Tanz und Spiel ausserordentlich ergeben. Wir wollen einige derselben beschreiben. Eines war dasjenige, welches sie Tlachtli nennten. Die Bühne, wo dieses Spiel vorgieng, war einem Ballhaus ähnlich, und das Werkzeug eine Kugel von dem Harze eines gewissen Baums. In denselben machte man Einschnitte, woraus ein dicker Safft heraus tröpfelte, aber sogleich gerann, und so schwarz ward als Pech. Ohngeachtet nun dieser Ball von Harz hart und schwer war, so flog er doch eben so leicht in

die

die Luft, als einer unserer aufgeblasenen Bälle. Dieser Ball wurde wieder die Mauer geschlagen. Die eine Parthie suchte diesen Zweck zu erreichen, und die Gegenparthie, solche zu vereiteln. Oftmals wurde er lange Zeit in der Luft herumgetrieben, ehe er entweder an die Mauer kam, oder auf die Erde herabfiel. Im letzten Fall wendeten sich beyde Partheyen den Rücken. Zum Gewinst setzte man allerhand Preise auf, Gold, Teppiche, Federarbeit, und dergl. So wie die eine Parthei einen Vortheil erhielte, so bemerkte man es mit Strichen; mancher setzte so gar seine eigne Person aufs Spiel. Der Ort, wo sie spielten, war ein grosser Saal auf ebener Erde; er war hoch, lang, schmal, oben breiter als unten, die Wände waren glatt und getüncht. An beyden Seiten lagen einige grosse den Mühlsteinen ähnliche und in der Mitte durchbohrte Steine, nur war das Loch nicht grösser, als der Ball Platz darinnen hatte. Wer den Ball in dieses Loch brachte, der hatte den grösten Preis davon getragen. Man suchte einander diesen Sieg mit allen Feyerlichkeiten streitig zu machen, und so gar fanden sich die Opferpriester dabey ein, und trugen ihren Gott des Ballspiels herum. Dieser wurde mit gewissen Gebräuchen ersucht, alles blinde

Glück zu vertreiben, und den Ausgang unter den Spielern gleich zu machen. Vermöge eines alten Herkommens gehörten die Röcke der Zuschauer dem Sieger, und dieses gab dem Spiel eine desto grössere Frölichkeit, indem jeder, der einen guten Rock an hatte, so gleich davon lief, der Sieger aber ihn aus allen Kräfften verfolgte. Das Andenken einer solchen wichtigen Begebenheit wurde, so lang als es möglich war, erhalten. Wer seinen Sieg mehr dem blinden Glück, als seiner Geschicklichkeit zuzuschreiben hatte, der muste dem Götzen des Spiels eine Gabe bringen. Es stunden allemal zwey geschnitzte Bilder der Spielgottheit auf den beyden niedrigsten Orten der Wände, und das Spielhaus wurde so in Ehren gehalten, wie ein Tempel; man bauete keines ohne Beysein der Priester, die es mit gewissen Gebeten einweiheten, und den Ball viermal im Spiel warfen. Der Hauptmann spielte niemals mit, ohne vorher allerley andächtige Ceremonien zu beobachten, und den Göttern einige Gaben zu bringen. Montezuma sahe diesem Spiel gern zu, und hielt es für seinen angenehmsten Zeitvertreib.

Die Mexicaner liebten ausser diesem auch die Music. Ohngeachtet solche nicht nach dem

dem Europäischen Geschmack war, vielweniger mit der heutigen Art derselben verglichen werden kann; so diente sie doch bey ihnen zu eben der Ergötzlichkeit, als bey uns die schönste Music zu verursachen pflegt. Ihre Instrumente waren Flöten und Muschelschalen, und ihre Gesänge brauchten sie auch beym Tanz in Form einer Rede. Sie hatten eine solche Neigung dazu, daß sie fast alle Abende dergleichen Lustbarkeiten anstellten. Bald machte sich der Adel, bald der gemeine Mann einen solchen Zeitvertreib. Es geschah auch aus Gefälligkeit gegen den Kayser, der auch an diesen Lustbarkeiten ein besonderes Vergnügen fand, ob er gleich sonsten das Ansehen einer grossen Ernsthaftigkeit haben wollte. Sie machten deswegen oft in dem grossen Hof seines Pallastes eine Music, die ihnen recht schön vorkam, von den Europäern aber verlacht wurde.

Unter ihren Tänzen bemerken wir hier zuvörderst denjenigen, den sie in ihrer Sprache Neotilitzle nennten. Sie hielten ihn meistentheils nach Tisch. Man breitete zwey grosse zarte Matten auf den Boden, und stellte zwo Trommeln darauf, eine kleine, die Teponatzle hies, und aus einem blosen

aber

aber ungemein gut ausgearbeiteten hohlen Klotz bestund, äusserlich nicht das geringste Fell, oder Pergament, sondern nur an dem vornehmsten Ende eine Spalte hatte. Man schlug sie, wie unsre Trommeln, mit Klöppeln; nur waren die Klöppelknöpfe nicht von Holz, sondern von Wolle, oder einer andern weichen Materie. Die andere Trommel war groß, rund, hohl, und inwendig bemahlt. Unter der Oeffnung war eine wohl gegärbte und stark angespannte Haut, die man nachdem der Ton höher, oder niedriger gestimmt werden sollte, entweder anzog, oder nachließ. Man rührte dieses Spiel mit den Händen, es war aber eine sehr beschwerliche Sache darum. Diese Instrumente machten mit den Singstimmen eine ziemlich erträgliche Music. Die Gesänge, die dabey gesungen wurden, handelten anfänglich von dem Leben und den Heldenthaten der alten mexicanischen Könige; allmählig aber wurden die Sänger munterer, und mischten allerley lustige Gedichte in abwechselnden Strophen nicht ohne Witz und Anmuth mit unter. Es tanzte niemand vor dem Kayser, als die vornehmsten Herrn des Reichs, welche sehr kostbar aufgeputzt waren, uud Rosensträuche oder mit Gold durchwebte Windfächer von Federn

in

in den Händen hatten. Einige bedeckten ihr Haupt mit einem Adler- oder Tigerkopf, andere trugen goldene oder silberne Züge und kostbare Federn auf dem rechten Arm oder Schulter. Bey den Stadtlustbarkeiten stieg die Anzahl der Tänzer zuweilen auf acht bis zehen tausend; und es mischten sich die vornehmen Herrn ohne das geringste Bedenken mit unter. Anfänglich zog man gliederweis, acht, oder nach Beschaffenheit der Umstände, mehr Mann hoch, herum. Wenn dieser langsame Zug mit allerley Abwechselungen der Gestalt eine Zeitlang gedauert hatte, so trennte man die bisherige Ordnung, und tanzte einen Rundtanz, dabey man einander bey den Händen hielt. Nachgehends tanzten einige ganz allein, oder auch paar und paar. Der Tanz bestund in einigen Luftsprüngen, und allerley Bewegungen der Hände und Füsse. Sodann tanzten zween vornehme Oberhäupter abermals allein, und führten die übrigen, welche ihnen folgten, und alle ihre Bewegungen und Schritte nachmachten, an. Jene sungen, diese antworteten. Waren sie in grosser Anzahl, so machten die hintersten einen Kreis, damit sie den andern gerade gegen über kamen. Dergestalt trieben sie es vier bis fünf Stunden lang, ohne

die geringste Müdigkeit blicken zu lassen, in einem Stücke fort. Gleichwohl waren die Bewegungen sehr hurtig, und stimmten mit der abwechselnden Hurtigkeit der Gesänge überein. Man durfte zwar von Tanz weggehen, und sich erquicken; es muste aber geschehen, ohne den Tact zu brechen, gleichwie man auch bey der Wiederkunft so gleich einfallen muste. Zuweilen erschienen Masken und lustige Personen, mischten sich unter die Tanzenden, machten allerhand Luftsprünge, und brachten allerley lustige Dinge vor, oder sie äfften der Mundart und Gebärden alter Weiber nach, stellten sich närrisch, oder besoffen, ꝛc. Montezuma machte sich manchmal ein Vergnügen, daß er das schönste und vornehmste Frauenzimmer seines Reichs auf diese Art vor sich tanzen lies.

Einer ihrer vorzüglichsten Tänze nach dem vorhergehenden, war derjenige, den sie Mitotes nennten. Er hat in den Augen der Mexicaner so etwas edles an sich, daß sich auch die Kayser unter die Zahl der Tänzer mischten. Der Platz, wo er gehalten wurde, war der Tempelhof. Jedermann erschien dabey, entweder in kostbarer Kleidung, oder in wunderbaren Larven. Der Adel war mit dem

gemei-

gemei-

gemeinen Volk ohne Unterschied des Rangs vermischt, und jedermann wurde von Jugend auf zu diesem Tanz angeführt. Die Instrumente, nach deren Ton sie tanzten, waren die nemlichen, wie bey dem vorhergehenden Tanz. Auf dem Tanzplatz stellten sich die Tänzer paarweis ein, und nachdem sie einigemal hin und her gegangen waren, und verschiedene Figuren gemacht hatten, so formirten sie einen Kreis, und jedermann sprung zu gleicher Zeit in die Höhe, jedoch ohne aus dem Tact zu kommen. Manche stunden auf dem Bilde eines Menschen, oder eines Thieres, oder auf einer Säule; in dieser Stellung sangen und tanzten sie mit der grösten Richtigkeit und Anmuth, ohne weder in ihren Bewegungen, noch in dem Tone aus der Ordnung zu kommen. Andere stiegen auf Stöcke, hielten sich gerade, und machten dabey mit den Händen und Füssen allerley lustige Bewegungen. Noch andere legten ihre Hände unter die Fußsohlen, bogen sich rund zusammen, bewegten sich mit erstaunlicher Hurtigkeit, schwangen sich in die Luft, und fielen wie ein Klotz auf den Boden herunter. Endlich nahmen einige schwere Gewichte auf die Achsel und Brust, machten nichts desto weniger gewaltige Sprünge, hüpften und tanzten, als ob sie nicht das gering-

ste trügen. Dieser Tanz wurde sehr oft angestellt.

Die Mexicaner hatten einen solchen Trieb zu dergleichen Lustbarkeiten, daß wenig Tage vergiengen, daß sich das Volk nicht dazu versammelte. Die meisten dieser Ergötzlichkeiten hatte Montezuma selbst erfunden, der eine sehr üppige Gemüthsart gehabt zu haben scheint. Man will zwar eine Staatsursache davon angeben. Er war gegen den unruhigen Geist seiner Unterthanen sehr mistrauisch, und besorgte wegen seiner Bedrückungen allerhand unangenehme Auftritte. Er suchte also alle mögliche Mittel hervor, seinem Volk Zerstreuungen zu machen, damit sie nicht an ihr Schicksal denken konnten. Das Volk versammelte sich deswegen fast zu allen Zeiten auf den öffentlichen Orten, oder in den Vorhöfen der Tempel. Man schoß daselbst nach der Scheibe, man sahe Wettläufe, Zweykämpfe, und andere Lustbarkeiten, unter gewissen Bedingungen, wobey der Ueberwinder allemal einen Preis auf öffentliche Kosten erhielt. Es funden sich Seiltänzer, die ohne Gleichgewicht auf dem Seil mit vieler Fertigkeit herumsprangen, auch andere, die den ersten auf die Schultern sprungen, und sich auf denselben vielmahl herumdreheten.

Auch

Auch mit der Jagd ergötzten sie sich. Die Mexicaner waren sehr geschickt darinnen, und hatten eine Dreustigkeit mit den wilden Thieren zu streiten, die man ohne Erstaunen nicht ansehen konnte. Ja sie konnten die wildesten Thiere mitten im Laufe aufhalten, und ihrer Widersetzlichkeit ohnerachtet erlegen. Montezuma machte sich selbst daraus ein Vergnügen; doch stieg er niemals von seinem Tragsessel, wenn er nicht etwa eine bequeme Höhe vor sich sahe. Er war allemal mit einer Menge Jäger umgeben, die seine Person mit Spiesen und Wurfspiesen bewachten. Es mangelte ihm zwar nicht an Herzhaftigkeit und Stärke; aber er hielt es für seine Majestät unanständig zu seyn, sich muthwillig in eine Gefahr zu begeben, und glaubte, daß ein grosser Herr nirgends anders, als im Krieg, wo es auf die Beschützung seiner Unterthanen ankomme, seine Person blos stellen müsse.

Was die ernsthaften Geschäfte des Lebens anbelangt, so beschäftigten sich die Einwohner mit solchen Handthierungen, die ihre Bedürfnisse erforderten. Handwerker von allerhand Art wurden unter ihnen angetroffen. Besonders war Handel und Wandel in nicht geringer Aufnahme unter ihnen. Im ganzen Reich

und allen dazu gehörigen Landschaften hatten die Mexicaner eine besondere Neigung dazu, und brachten alle ihre Waaren nach der Hauptstadt des Landes zum Verkauf. Unter die gemeinste Waaren gehörten mancherley Gattungen, so wohl feiner als grober Matten, allerley bemahlte und gefirnißte Töpferarbeit, allerley wilde Thierhäute, besonders von Hirschen, mit und ohne Haare bearbeitet, auch auf allerley Weise gefärbt; unberupfte Vögel von allerhand Art und Farbe; Vogelfedern, die man ihnen zu gewissen Jahreszeiten abgenommen hatte; Salz; dichte und leichte baumwollene Zeuge; Zeuge von Baumblättern und Rinden, von Kaninchenhaaren und Federn; Garn von Kaninchenhaaren; allerley gefärbtes Garn. Die reichste Materie aber, die man zu Markt brachte, waren allerhand künstliche Arbeiten von Gold und Federn. Hier fand man alles, was man nur verlangte, mit Federn von mancherley Farben auf das natürlichste abgebildet. Die Mexicaner waren in dieser Kunst dermassen geübet, und wusten Thiere, Blumen, Kräuter und Wurzeln dermassen schön vorzustellen, daß die Spanier ihre Arbeit nicht genug bewundern konnten. Sie hatten ihre Geschicklichkeit blos ihrem unermüdeten Fleiß zu verdanken. Mancher Künstler vergaß Essen und

Trin-

Trinken darüber, wenn er die rechte Stelle für eine Feder auszufinden beschäftiget war, er wendete sie unzählige mal, bald am Licht, bald am Schatten, auf unzählige Seiten, und suchte ihre Wirkung vollkommen auszuforschen. Ihre Goldschmidtsarbeit war nicht weniger schön. Sie wusten sehr wohl mit dem Giessen umzugehen, und hernach den Guß mit steinernen Meisseln auszustechen. Auf diese Art machten sie Kessel mit Handgriffen, und Schüsseln von acht Platten, sie fügten Gold und Silber aneinander, ohne Loth zu gebrauchen. Auch gossen sie Fische, daran die Schuppen von Gold und Silber durcheinander gemischt waren; Papageyen, welche den Kopf, die Zunge und Flügel bewegten; Affen in allerhand Stellungen, und dergleichen. Unter den Kostbarkeiten, die sie zum Verkauf brachten, waren Perlen, Edelgesteine, Muscheln, Cacaomandeln, welche die Stelle der Scheidemünze vertratten, allerhand Farben und Farbzeuge, die aus Blumen, Gewächsen, Baumrinden ꝛc. verfertigt wurden.

Der grosse Marktplatz, wo diese und andere Waaren zum Verkauf hingebracht wurden, war mit Buden und Zelten, die reihenweis stunden, angefüllt. Jede Art von Waa-

ren hatte ihren besondern Platz. An einem Ort waren die vorhin genannten Kostbarkeiten, und es war nichts schöners anzusehen, als die Buden der Goldschmidte und Federkünstler. An einem andern Ort waren Saamen, Kräuter und Wurzeln, die theils zum Essen, theils zur Arzney dienlich waren; an einem andern, alle Gattungen von Obst; wieder an einem andern, alle Gattungen von Fleisch, so wohl ganz, als in Viertheln, so gar Schlangen wurden verkaufft, denen aber Kopf und Schwanz abgehauen war. Es wurde auch ein starker Handel mit einer gewissen Erde, oder mehligten Thone, getrieben, der sich zu einer gewissen Jahreszeit oben auf dem Wasser im See ansetzte, und anfänglich dem Meerschaume gleich war, nachgehends mit Röhren abgeschöpft, in grossen Haufen getrocknet, und zu flachen ziegelförmigen Kuchen gemacht wurde. Diese wurden nicht nur in Mexico stark gesucht, sondern auch weit und breit verschickt, indem man eben so viel Wesens davon machte, als die Europäer von dem besten Käse. Ja man glaubte, die Vortrefflichkeit dieses Schaumes, ziehe eine ungeheure Menge Vögel nach dem See, deren Menge besonders im Winter nicht zu zählen war.

Der Handel mit allen diesen Waaren geschahe durch Umtauschung der einen gegen die andere. Der Gebrauch des Geldes war ihnen ganz und gar unbekannt, und das Gold, das bey ihnen überflüßig angetroffen wurde, war als eine blose Waare anzusehen. Die vornehmen Personen unter ihnen hatten eine solche Begierde zu diesem Metall, daß sie, so viel sie davon bekommen konnten, an sich zu bringen suchten. Als daher die Spanier die mexicanischen Gränzen betratten, so konnten sie vor eine nichtswürdige Kleinigkeit eine Menge Goldes bekommen; je näher sie aber der Hauptstadt kamen, desto seltener wurde es, weil die Vornehmen des Reichs solches sehr sorgfältig aufbewahrten. In dem Kayserlichen Pallast war eine ungeheure Menge Geräthschaften, die daraus verfertigt waren, die von dem guten Geschmack und der Erfindungskunst der Goldarbeiter einen deutlichen Beweiß ablegten. Jeder nun, der dergleichen kostbare, oder gemeine Waare nach Mexico zum Verkauf brachte, muste dem Kayser etwas für die Stelle, wo er feil hatte, bezahlen, hingegen wurden sie auch durch gewisse Beamte für allen Ungerechtigkeiten beschützt. Mitten auf dem Marktplatz stund ein grosses Gebäude, aus welchem man den ganzen Markt

übersehen konnte; und hierinnen fassen ohne Unterlaß zwölf alte und kluge Männer, die gleichsam als ein Handlungs-Collegium alle Streitigkeiten, die den Handel und Wandel betrafen, schlichteten. Wer die natürliche Billigkeit verletzte, wurde hart gestraft. Diejenigen, welche aus entfernten Landen neue Waaren herbeybrachten, bekamen von dem Landesherrn eine besondere Belohnung. Um den Umlauf der Waaren desto mehr zu erleichtern, hatten sie eine unbeschreibliche Menge Canote, welche beständig auf dem See herumschwärmten, und jedermann, der es verlangte, von einem Ufer zum andern brachten, und zur Bequemlichkeit der handelnden Personen ungemein viel beytrugen.

Demohngeachtet war der mericanische Handel noch sehr vielen Unvollkommenheiten unterworfen. In denen von der Hauptstadt entlegenen Provinzen scheinet es keine Landstraffen zur Erleichterung des Zugangs aus einer Gegend in die andere gegeben zu haben. Hier und da sahe man zwar einen Handels- oder Kriegsweg, von einer Niederlassung nach der andern, aber die Spanier fanden wenig Spuren von einem eingeführten beständigen Verkehr. Hiernächst haben wir schon bemerkt,

daß

daß sie kein Geld, oder einen allgemeinen Maasstab hatten, nach welchem sie den Werth der Waaren hätten schätzen können. Bey diesen Umständen ist es ausgemacht, daß alle Handlungsgeschäffte so ungeschickt, so mühsam, so eingeschränkt seyn musten, daß, wenn ja ein Handel unter ihnen gewesen ist, er noch in seiner ersten Entstehung war. Doch fiengen sie bereits an, die Beschwerlichkeit der Ermangelung dieses allgemeinen Handelsmittels zu fühlen, und bestrebten sich, diesem Mangel einiger massen abzuhelfen, wodurch wenigstens kleine Handlungsgeschäffte erleichtert wurden. Da die Chocolade das Lieblingsgetränk der Leute in allen Ständen war, und die Cacaobohnen in einem so allgemeinen Gebrauch waren; so nahm man sie auf den ordentlichen Märkten gerne für Waaren von geringen Werth. So wurden sie endlich für das Handslungs-Instrument gehalten, und der Werth dessen, was man verhandeln wollte, nach Cacaonüssen geschätzt. Ist nun die Ermangelung des Gelds für einen Beweiß ihrer Barbarey zu halten; so kann man auf der andern Seite die Einführung dieses Mittels für einen Beweiß gelten lassen, daß die Mexicaner schon einen guten Anfang in der Cultur gemacht hatten.

Zu gleicher Absicht, und um die Verbindung der entferntern Gegenden desto leichter zu erhalten, hatten sie auch eine grosse Menge laufender Boten angestellt. Hiezu wurden diejenigen Mexicaner ausgesucht, die am leichtesten zu Fusse waren. In dem Tempel zu Merico musten sie ihre Probe ablegen. Auf einer Treppe von hundert und funfzig steinernen Stufen stund ein Götzenbild; derjenige, der zu erst dieses Ziel erreichte, bekam einen Preiß, und wurde unter die öffentlichen Boten aufgenommen. Diese waren gleich unsern Postpferden von einem Ort zum andern bestellt, und musten einander ablösen. So wie einer ankam, so übergab er dem andern sein Geschäffte, und dieser muste es so gleich weiter an den Ort seiner Bestimmung bringen. Und so konnten die Nachrichten mit grosser Geschwindigkeit durch das ganze Land kommen; denn es wurde nicht der geringste Verzug dabey gestattet, sondern so lang noch Athem in ihnen war, musten sie fortlaufen, bis sie an den Ort kamen, wo schon ein anderer auf sie wartete.

Bey diesen Anstalten fiengen die Künste auch an, sich unter den Mexicanern empor zu schwingen. Es ist ausser allen Zweifel, daß

die

die Malerey einen ziemlich guten Anfang unter ihnen gemacht hatte. Die Maler bedienten sich zu ihren Schildereyen insbesondere der bunten Federn, womit sie ihren Gemälden das Colorit gaben. Der Grund bestund aus so feinen und sauber gearbeiteten baumwollenen Zeuge, daß sie der Seite nicht viel nachgaben. Auf diesen Grund wurden die Federn dermassen künstlich verbunden, und Licht und Schatten so genau beobachtet, daß sie vermittelst dieser Zusammensetzung ohne die Zuflucht zu einem Pinsel zu nehmen, die schönsten Schildereyen, Blumenstücke, Landschaften, und dergleichen verfertigten. Nicht weniger waren sie auch in der Zeichnung geschickt. Da die Spanier nach Mexico kamen, so fanden sie Abzeichnungen von ihren Schiffen, Soldaten, groben Geschütz, und allem, was sie besonders hatten, mit einer solchen Geschicklichkeit, die sie von den Mexicanern nicht erwartet hatten. Auf gleiche Weise schilderten sie auch die wichtigsten Begebenheiten, die sich in ihrem Reiche zugetragen hatten.

Es ist dieses bey allen Nationen der erste Anfang gewesen, daß sie Abzeichnungen von dem, was sie auf die Nachwelt bringen wollten,

ten, in gröbern oder feinern Zügen machten, woraus nach und nach die Schreibekunst entstanden ist. Acosta kann es nicht genug bewundern, daß ein Volk, welches in so vielen Stücken in der dicksten Finsternis lebte, demohngeachtet den Mangel der Buchstaben so künstlich zu ersetzen wuste. Sie mahlten die Figuren, von denen sie etwas sagen wollten, der Natur nach ab, und wenn diese nicht deutlich genug waren, so ersetzten sie diesen Mangel durch gewisse Charactere, die sie hinzu fügten. Sie wusten den materiellen Gegenstand nach ihrer eignen Einbildung, durch allerhand Zeichen in einer so schönen Ordnung vorzustellen, daß sich diese Bilder zur Ausdrückung der Gedanken einander wechselsweis behülflich waren. Die Erfindungskunst der Mexicaner ist hierinnen gewiß nicht schlechter, als der alten Egyptier, nur mit dem Unterschied, daß die Egyptier sich ihrer Hieroglyphen zur Prahlerey dedienten und ein Geheimnis daraus machten, die Mexicaner hingegen zum gewöhnlichen Mittel ihre Gedanken aufzuzeichnen und andern mitzutheilen, anwendeten. Die Bilder auf den mexicanischen Denkmälern sehen freylich grotesk genug aus; aber sind es nicht auch die Hieroglyphen der Egyptier? Zu Bezeichnung der Zahlen machten

sie

sie entweder so viele eizelne Ringe, als sie anzeigen wollten, oder sie hatten besondere Zeichen, wodurch sie grössere Zahlen bemerkten. So hatten sie ein willkührliches Bild, welches achttausend, ein anderes, welches vierhundert, noch ein anderes, welches zwanzig bedeutete; ein jedes von diesen wurde so oft neben einander gesetzt, bis die Zahl vollkommen heraus kam, welche sie andeuten wollten. Wie die Jesuiten in das Land kamen, so bequemten sie sich nach dieser Schreibart der Mexicaner, und zeichneten verschiedene Stücke, die sie den Indianern beybringen wollten, auf eben die Art ab.

Es ist wohl nicht zu leugnen, daß die Beschreibungen der Spanier von den Kunstmalereyen der Mexicaner zu übertrieben sind; und es ist auch nicht leicht anders zu vermuthen. Wenn wir die Arbeiten von solchen Leuten prüfen, die in der Cultur ohngefähr so weit, als wir gekommen sind, so betrachten wir sie mit critischen, oft eifersüchtigen Augen, und setzen sie gemeiniglich weiter herunter, als sie es verdienen. Wenn wir im Gegentheil, uns unsrer Vorzüge bewust, die Künste solcher Nationen betrachten, die in Vergleichung mit uns noch roh sind; so erstaunen wir über Arbeiten,

die

die sie unter so augenscheinlichen Schwierigkeiten zu Stande gebracht haben, und sind sehr geneigt, sie für vollkommener auszugeben, als sie wirklich sind. Dieses ist just der Fall, worinnen sich die Spanier befanden, als sie nach Mexico kamen, und der Bericht einiger spanischen Schrifftsteller ist nach dieser Täuschung geformt. Die Spanier haben in den neuern Zeiten einige der mexicanischen Bilder in Holzschnitten und Kupferstichen bekannt gemacht, und nach diesem Anblick zu urtheilen, ist die rauheste ägyptische Manier, so steif und schlecht sie auch war, noch zierlicher, als die mexicanische. So gering nun aber diese Denkmäler für uns in Absicht auf die Kunst sind, so wichtig werden sie, wenn man sie als Jahrbücher und Urkunden ihres Landes, als historische Denkmale betrachtet. Sie kannten noch kein anderes Mittel Thatsachen aufzuschreiben, als, daß sie die Gegenstände derselben zeichneten. Sie konnten aber doch eine mehr fassende Reihe von Begebenheiten in fortschreitender Ordnung vorstellen, und vermittelst einer geschickten Anordnung der Bilder, die Vorfälle der Regierung eines Monarchen von ihrem Anfang an bis auf seinen Tod, den Fortgang der Erziehung eines Kindes, die verschiedenen Belohnungen und Vorzüge

der Krieger schildern. Purchas und der jetzige Erzbischoff von Toledo, haben einige dieser Denkmäler in beynahe hundert Kupferstichen herausgegeben, und ihnen eine Erklärung des Inhalts beygefügt, den die Spanier von Indianern, denen die Künste ihrer Landsleute bekannt waren, bekommen haben. In allen diesen Denkmälern herrscht einerley Manier; sie stellen Dinge, nicht Worte, vor; sie legen dem Auge Bilder, aber dem Verstand keine Gedanken vor. Die Mexicaner fühlten den Mangel dieser Bilder, und fiengen an sich dem hieroglyphischen Character zu nähern. So setzten sie den Haupttheil, oder den Hauptumstand einer Sache, für die Sache selbst, oder das Werkzeug derselben, oder eine Aenlichkeit entweder aus der Betrachtung der Natur, oder aus einem überlieferten Aberglauben. Eine eroberte Stadt stellten sie durch eine rohe Abbildung eines Hausses vor, und bemerkten sie durch ein hinzugefügtes Sinnbild. Um einen Monarchen abzuschildern, der seine Staaten durch Gewalt der Waffen erweitert hatte, mahlten sie einen mit Pfeilen gezierten Schild. Vielleicht, wenn ihr Reich von längerer Dauer gewesen wäre, würden sie sich, so wie die Völker der alten Welt, der Buchstabenschrifft genähert haben.

Diejenige Probe ihrer Bilderschrifft, die wir im Kupfer gegeben haben, wird also erklärt. Chimalpupuca B. folgte seinem Vater Huicilihuit. Er eroberte durch Gewalt der Waffen C, die Städte Tezquiquiac D, und Chalco E, welche sehr groß war. Nach einigen Jahren empörte sich Chalco G, und es kamen bey dem Aufruhr fünf Mexicaner ums Leben I. Die Einwohner zu Chalco zerbrächen vier Canote H. Chimalpupuca regierte zehen Jahre F, welche vermittelst den Randabtheilungen A, bemerkt sind.

Wir wollen zur Erläuterung dessen, was wir gesagt haben, eine Beschreibung ihres chronologischen Rades, wodurch sie ihre Zeitrechnung abschilderten, beyfügen. Sie hatten gewisse gemahlte Räder, welche einen ganzen Zeitlauf in sich begriffen, und vermittelst gewisser Merkmale in Jahre abgetheilt waren; zu diesen zeichnete man die Begebenheit, die geschehen war, durch Hülfe der gewöhnlichen Züge. Ein solcher Zeitlauf bestund aus zwey und funfzig Sonnenjahren, jedes zu dreyhundert und fünf und sechzig Tagen gerechnet. Das Rad war in vier Theile abgetheilt, jeder begriff dreyzehen Jahre, und bezog sich auf ei-

Q 18

ne

ne der vier Weltgegenden. Dieses Rad wurde von einer Schlange umfaßt, und der Leib dieser Schlange enthielt die vier Abtheilungen. Die erste bedeutete den Mittag, und hatte zum Bildzeichen ein Caninchen im blauen Feld; die zweyte bedeutete Morgen, und wurde durch eine Ente im rothen Feld vorgestellt; das Bildzeichen der Mitternacht war ein Schwerdt mit einer steinernen Spitze, auf gelben Grund; und endlich das Bild des Abends war ein Hauß auf grünen Grund. Zwischen zween dieser vier Hauptabtheilungen, waren allemal zwölf kleinere Abschnitte, deren Benennung aus der Hauptabtheilung, mit einer ihnen besonders eigenen, zusammengesetzt war, und diese zeigten die Jahre der Indiction an. So wie sie bey den Jahren bis auf dreyzehen zählten, so beobachteten sie diese nemliche Ordnung auch bey den Monathen. Ihr Jahr bestund zwar aus achtzehen Monathen, jeden von zwanzig Tagen; demohngeachtet aber fieng man mit dem vierzehenten Monath wieder an, aufs neue zu zählen. Zur Ursache dieses Verfahrens gaben sie folgendes an: sie theilten die Bewegung dieses Planeten in zwo Zeiten, nemlich des Wachens, von der Zeit an, wenn er mit der Sonne zugleich aufgeht, bis er mit ihr in Gegenschein steht; welches dreyzehen Ta-

ge beträgt; und des Schlafens, welche Zeit bis zum Morgenuntergang des Mondes gleichfalls dreyzehen Tage beträgt. Hiebey wird noch ferner die Frage aufgeworfen: warum sie ihre Zahlen vom Mittage an zu zählen anfangen? ingleichen warum sie die Figuren eines Kaninchens, einer Ente, eines Steins, und eines Haussses, nicht aber andere, gebrauchen? Die erste Frage beantworten die Mexicaner mit einer alten Sage, da sie behaupten, die Sonne habe am Mittage angefangen zu scheinen. Nächstdem setzten sie die Hölle nach Norden, und diese Einbildung war allein schon hinlänglich, sie auf die Meynung zu bringen, daß die Sonne sonst nirgends, als auf der gegenüberstehenden Seite, wohin sie die Wohnung ihrer Götter setzten, ihren Ursprung genommen habe. Sie verbunden damit noch eine andere Meynung, die eben so lächerlich, als die vorhergehende, war. Sie glaubten nemlich, daß sich die Sonne mit dem Anfang eines jeden Zeitlaufs von zwey und funfzig Jahren erneuerte, und daß also jedesmal mit dem Ende eines jeden Zeitlaufs auch die alte Sonne ein Ende nehmen müste. An dem letzten Tage kniete also jedermann auf dem Dache des Haussses nieder, wendete das Gesicht gegen Morgen, und erwartete, ob die Sonne ihren

Lauf von neuen anfangen, oder ob das Ende der Welt erscheinen werde. Wenn die Sonne zum Vorschein kam, so hielten sie sie für eine neue Sonne, welche dem Lauf der Natur gemäß alle Jahre frisches Laub aus den Bäumen treiben sollte. So wie sie nun einen ganzen Zeitlauf von zwey und funfzig Jahren in vier Theile theilten; so beobachteten sie eben diese Ordnung in der Abtheilung eines jeden Jahres. Wenn die Sonne anfieng sich ihnen zu nähern, das ist, den Frühling, nennten sie das jugendliche Alter des Jahres; und so schritten sie bis zum hohen Alter, dem Winter, fort. Hieraus formirten sie vier Elemente, und aus diesen vier Götter. Nunmehr wird man manche Bilder in dem chronologischen Rad der Mexicaner besser verstehen.

Weil wir eben von der bey den Mexicanern gewöhnlichen Abtheilung der Zeit geredet haben; so wollen wir noch eines und das andere, das dazu gehöret, hinzusetzen. Jeder Monath des Jahrs hatte seinen besondern Namen, so wie auch jeder von den Tagen desselben. Von einer Eintheilung der Zeit in Wochen finden wir keine Spur, und scheinet diese Gewohnheit in den Morgenländern aufgekommen zu seyn. Doch finden wir ausser der vor-

hingemeldeten dreyzehentägigen Eintheilung noch eine andere von fünf Tagen, wornach man die Marktäge einzurichten pflegte; der 3te, 8te, 13te, und 18te Tag eines jeden Monaths waren dazu bestimmt, und mit eben den Bildern und Namen bemerkt, womit die vier Abtheilungen des grossen Zeitlaufs bezeichnet wurden. Uebrigens merken wir noch an, daß man mit dem Eintritt eines neuen Zeitlaufs alle Gefässe entzwey schlug, und alles Feuer auslöschte. So bald aber der erste Tag angebrochen war, erschallten die Trommeln und übrige Instrumente, um den Göttern für die Verleihung eines neuen Zeitlaufs Dank abzustatten. Man schaffte sich neue Gefässe an, und holte sich bey den Priestern neues Feuer.

Von den übrigen Theilen der menschlichen Kenntnisse, womit sich die Europäer beschäfftigen, treffen wir bey den Mexicanern wenige an; nur allein die Arzneykunst ausgenommen, als welche bey ihnen in grossen Ehren gehalten wurde. Insonderheit werden ihre Wundärzte sehr gelobt. Diese wusten die einfachen Kräuter dermassen wohl auszusuchen, und bey den vorhandenen Schäden zu gebrauchen, daß sich die Europäer sehr darüber verwunderten. Sie kenn-

kennten die Eigenschaften der Pflanzen, Wurzeln und Kräuter vollkommen gut, und wusten sie sehr geschickt zu gebrauchen. Anfangs gebrauchten sie einige einfache und gelinde Mittel, um die Entzündung einer Wunde zu verhindern, und die Schmerzen zu stillen; allmählich wanden sie sich zu andern, um die Wunde zu ihrer Reife zu bringen; und sodann schritten sie zur Heilung. Montezuma hatte in allen seinen Gärten besondere Abtheilungen zu Medicinal-Gewächsen gewidmet, woraus die Wundärzte die benöthigten Kräuter und Wurzeln bekamen.

Die Spanier trafen auch bey den Mexicanern eine gewisse Art von Büchern an, die auf die oben beschriebene Art mit Bilderschrifft verfertigt waren. Sie bestunden aus langen Streifen Leinewand, so mit einem Gummi oder Firniß überzogen waren; man traf auch einige von breiten Häuten an. Beyde Arten waren zusammengelegt, so daß jedwede Falte ein Blat, diese aber insgesammt ein Buch ausmachten. Dem Ansehen nach waren sie auf allen Seiten mit Bildern und Characteren bezeichnet. Nur ist zu bedauern, daß diese wichtigen Denkmäler der neuen Welt, worinnen ohne Zweifel ihr Herkommen, ihre Religionsgebräuche, Staats-

verfassung und Gesetze aufgezeichnet waren, durch einen unbedachtsamen Religionseifer verlohren gegangen. Man hielte sie für abgöttische Zauberbilder, und suchte sie deswegen aus dem Wege zu schaffen. Nur der wißbegierige Eifer einiger Forscher errettete noch manche dieser Denkmäler von dem gänzlichen Untergang. Mendoza, Unterkönig von Spanien, erhielt ein solches Buch von den Indianern, übergab es einem in der mexicanischen Sprache und Bilderschrifft erfahrnen Mann, und lies es übersetzen. Er hielt es für ein anständiges Geschenk für Carln den fünften, und schickten es nach Europa. Es kam aber mit dem Schiff in Französische Hände, und von da nach Engelland, wo es Purchas durch den Druck bekannt machte. Eine andere Sammlung dieser Art hat man dem Doctor Carreri zu verdanken; diese Urkunden enthalten den Zug der Mexicaner und eine Beschreibung der Gegenden, wo sie sich niedergelassen haben, ingleichen dasjenige chronologische Rad, wovon wir bereits geredet haben. Die dritte Probe mexicanischer Gemälde wurde von einem Italiäner, Lorenzo Boturino Benaduci, im Jahr 1736. entdeckt, wovon ein Theil, welcher eine Steuerrolle enthält, von dem jetzigen Erzbischoff von Toledo, da er noch Primas von Neu-

spa-

spanien war, bekannt gemacht worden. Noch eine Sammlung von mexicanischen Gemälden befindet sich in der Kayserlichen Bibliothek zu Wien Diese sind von den vorhergehenden in Ansehung der Manier sehr verschieden. Wenn ein scharfsichtiger Forscher diese Denkmäler mit einander vergleichen wollte; so könnte man vielleicht den Inhalt derselben mit grosser Wahrscheinlichkeit heraus bringen: wenigstens könnte eines dem andern zum Schlüssel dienen.

Aus dem, was wir bisher gesagt haben, erhellet, daß Mexico in Vergleichung mit andern americanischen Ländern für einen gewisser massen civilisirten Staat angesehen werden kan. Die Mexicaner waren nicht mehr in kleine, von einander unabhängige, gegen einander feindselige Völkerschaften vertheilt, sondern waren der Herrschafft eines einzigen Fürsten unterworfen, der für ihre Sicherheit sorgte, und Gesetze einführte. Verschiedene zum Nutzen und Bequemlichkeit des Lebens erforderliche Künste fiengen unter ihnen an aufzudämmern, und auch das Schöne fieng an, sich, wiewol in schwachen Zügen, hervorzuthun. Sie fiengen an, gewisse kleinere Thiere zu zähmen, und zu ihren Nutzen zu verwenden. Die Jagd war nicht mehr ein Mittel zur Erhaltung des Lebens, sondern sie wurde blosser Zeitvertreib und

Ergötzung. Nicht völlig dreyhundert Jahre vor der Ankunft der Spanier, fiengen sie erst an, sich zu einer gesellschaftlichen Lebensart zu vereinigen; von der Einrichtung der monarchischen Regierung waren kaum anderthalb hundert Jahre verflossen: und doch waren sie schon ziemlich weit gekommen, obgleich sonsten die Kindheit der Völker ziemlich lang dauert. Das Recht des Privateigenthums, der nächste Schritt zur Cultur einer Nation, war vollkommen und in seinem ganzen Umfang unter ihnen eingeführt, da es unter den übrigen Wilden entweder ganz und gar nicht bekannt, oder doch wenigstens sehr eingeschränkt, und schlecht bestimmt war. Bey ihnen hatte der Feldbau und der arbeitsame Fleiß schon grosse Progressen gemacht; sie kannten den Unterschied an beweglichen und unbeweglichen Gütern; sie wusten schon etwas von der Uebertragung des Eigenthums von einem auf den andern durch Verkauf und Tausch. Selbsten in der Besitzung ihres Eigenthums hatten sie schon verschiedene Bestimmungen kennen gelernt. Einige Güter besassen sie mit vollständigen Recht, und konnten sie auch ihren Erben hinterlassen; andere besassen sie vermöge des Amtes und der Würde, so, daß wenn ihnen diese genommen wurde, auch jene wegfielen. Sie hatten

auch

auch einigen Begriff von Gemeinheiten. In jedem Bezirk wurde nach der Anzahl ihrer Familien ein gewisser Strich von Ländereyen ausgemessen, und durch vereinigte Arbeit gebauet; ihr Product wurde in ein gemeinschaftliches Magazin gesammelt, und nach Verhältnisse der Bedürfnisse zu seiner Zeit wieder vertheilt. Niemand konnte seinen Antheil an den gemeinen Gütern veräussern, sondern diese waren ein beständiges untheilbares Eigenthum.

Auch die Absonderung der Gewerbe unter den Mexicanern ist ein Beweis, daß sie sich schon sehr weit aus dem eigentlichen Zustand der Wildheit erhoben hatten. In den frühesten Zeiten der Gesellschaft sind der Künste und Handwerker so wenig, und diese sind so einfach und leicht, daß ein jeder Geschicklichkeit genug dazu hat, und seine Bedürfnisse befriedigen kan. Der noch ganz wilde Caraibe verfertigt seinen Bogen, spitzt seine Pfeile, baut seine Hütte, hohlt seinen Kahn aus; dieses sind seine Beschäftigungen alle. Die Zeit muß die Bedürfnisse der Menschen vermehrt, und ihre Erfindsamkeit gereitzt haben, ehe künstliche Arbeiten in ihrer Structur zusammengesetzt werden können. So wie sich nun diese Verfeinerung ausbreitet, so nimmt auch die Absonderung der Gewerbe zu. Daß unter den Mexicanern nicht

allein

allein Handwerkskünste vorhanden, sondern auch in mehrere Unterabtheilungen abgesondert gewesen sind, haben wir oben bereits angemerkt. Maurer, Weber, Goldschmidte, Mahler, und andere Künstler und Handwerker wurden in grosser Menge unter ihnen angetroffen. Jeder war in seinem Gewerbe ordentlich unterrichtet; sein Fleiß schränkte sich blos auf dasselbe ein, und, weil eine anhaltende Geduld ihnen besonders eigen war, so brachten sie es zu einem hohen Grad von Zierlichkeit und Vollkommenheit. Der ausgebreitete Handel, wovon wir oben geredet haben, begünstigte den Fortgang ihrer Künstler.

Das gemeine Volk befand sich in einem sehr niedrigen und kränkenden Zustand. Ein Theil derselben wurden als blosse Werkzeuge des Feldbaues angesehen. Sie durften ohne Erlaubnis ihrer Vorgesetzten ihre Wohnung nicht verändern; sie wurden, nebst den Ländereyen, wozu sie gehörten, von einem Besitzer an den andern überlassen, musten das Feld bauen und mancherley Sclavenarbeit verrichten. Andere waren in die niedrigste Unterwürfigkeit, in die häußliche Sclaverey gestürzt, und fühlten die äusserste Strenge dieses elenden Zustandes. Ihr Stand war so niedrig, und ihr Leben so gering geschätzt, daß man diese Sclaven unge-

ungestraft ermorden konnte. Die freyen Bürger waren zwar etwas besser daran, doch wurden sie von ihren stolzen Herrn, als Wesen von geringerer Art behandelt. Der Adel besaß die weitläuftigsten Ländereyen, und verschiedene Titel und Vorzüge. Dieser Unterschied der Stände giebt genugsam zu erkennen, daß sie auch hierinnen nicht mehr vollkommene Wilde gewesen. Diese sind einander alle gleich, wissen nichts von der Unterwürfigkeit, in Friedenszeiten wird die Autorität eines Vorgesetzten kaum gefühlt, und selbst im Krieg kaum anerkannt. Ueber alles dieses hatten sich die Mexicaner hinaus erhoben. Sie hatten nicht nur den Unterschied der Stände, sondern bezeichneten ihn auch vom grösten bis zum kleinsten. Jeder unter ihnen wuste, was er von dem andern zu fordern, und was er ihm zu leisten hatte. Das Volk durfte sich nicht in eben die Tracht kleiden, noch in Häussern von eben der Bauart wohnen, wie der Adel. Die Ehrfurcht, welche die Niedrigen ihren Obern erzeigen musten, war mit einer so förmlichen Genauigkeit eingeführt, daß sie sich so gar in ihre Sprache einflochte. Die Benennungen, deren man sich im Umgang zwischen Leuten einerley Standes bediente, würden im Munde eines Niedrigern gegen einen Höhern so ungeziemend

gen-

gewesen seyn, daß man sie für eine Beleidigung gehalten hätte. Die mexicanische Sprache war die einzige, worinnen am Ende der Wörter Sylben, welche eine Ehrfurcht anzeigten, angehängt wurden. Setzte man z. Ex. die Sylbe tzin, oder atzin, zu einem Wort, so wurde dadurch ein geziemender Ausdruck der Ehrerbietung im Munde eines Niedrigen angezeigt. Will man z. E. im Gespräche mit seines Gleichen Vater sagen, so sagt man Tate, ein Niedriger sagt Tatzin. Der letzte Kayser in Mexico hies Motezuma, seine Unterthanen aber nennten ihn Motezumatzin, um ihre Ehrfurcht anzuzeigen.

Obgleich die Mexicaner in mancher Absicht sich dem civilisirten Zustand sich mehr als andere Americaner genähert haben; so sind sie dennoch vielen Mängeln unterworfen gewesen. Sie legten sich zwar auf den Feldbau, und hatten es weiter hierinnen gebracht, als andere herumwandernde Völker; allein sie hatten doch keine solche Nahrungsmittel, als hart arbeitende Menschen bedürfen. Ihre Leibesbeschaffenheit war nichts weniger als stark, und sie konnten gar keine Abmattungen ertragen. Ein Spanier übertraf verschiedene Indianer an Leibesstärke. Man schreibt dieses ihrer geringen und mägern Kost zu, die ihnen zwar

einen

einen nothdürftigen Lebensunterhalt, aber keine feste Leibesbeschaffenheit gewährten. Cortez fand Schwierigkeiten sein kleines Corps mit hinlänglichen Lebensmitteln zu versorgen, und alle die Spanischen Berichte geben uns keine vortheilhafte Schilderung ihres Ackerbaues.

Sehen wir die Mexicaner in Ansehung ihres moralischen Characters an, so sind zwar Tugend und Laster überall ausgetheilt; aber die Neigungen zu einer oder der andern Art derselben zeichnen doch die besondern Nationen aus. Die Grausamkeit scheint ein besonderer Zug in dem Character dieses Volks zu seyn. Sie waren, so wie ihre angränzenden rohen Nachbarn, in unaufhörliche Kriege verwickelt, und die Gründe, die sie zu Feindseligkeiten bewogen, waren keine andere, als bey allen wilden Völkern. Sie fochten blos ihre Rachbegierde durch Vergiessung des Bluts zu befriedigen. Kein Gefangener wurde jemals ausgelöset, oder verschont; alle wurden ohn Erbarmen geopfert, und ihr Fleisch mit unmenschlicher Freude, wie unter den grausamsten Wilden, gefressen. Bey einigen Gelegenheiten trieben sie diese Freude zu noch wildern Ausschweifungen. Ihre vornehmsten Krieger bedeckten sich mit den Fellen der von ihnen ermordeten unglücklichen Schlachtopfer, tanzten in den

Straf-

Strassen herum, prahlten mit ihrer Tapferkeit und verhöhnten ihre Feinde. So gar in ihrer bürgerlichen Verfassung zeigten sich Spuren einer solcher unmenschlichen Grausamkeit, wie wir oben umständlich bemerkt haben. Sie wusten von keiner Empfindsamkeit des Erbarmens, das ihre Seelen gemäßigt hätte.

Da das mericauische Reich nach und nach aus vielerley Nationen zusammen geschmolzen ist; so behielten die besondern Theile noch immer auch unter einer fremden Regierung ihre ursprüngliche Neigung. Die Tlascalaner, wovon ein grosser Theil seine Unabhängigkeit behauptete, hatten eine unüberwindliche Liebe zur Freyheit, und gründeten solche auf Tapferkeit und Gerechtigkeit. Diese wollten blos mit Liebe erzogen und gebessert seyn, und sie wurden erst von den Mexicanern zur Härte und Grausamkeit verführt. Die meisten hatten viel natürliches Geschick, und lernten alles, was man ihnen zeigte. Die Wahrheitsliebe schien ihnen angebohren zu seyn; eine Lüge bestraften sie an ihren Landsleuten mit dem Tode, einem Ausländer aber verziehen sie sie, gerade als wenn er nicht zu dieser Vollkommenheit fähig wäre. Im Handel und Wandel beflissen sie sich der Aufrichtigkeit im höchsten Grad. Es gereichte einem Handelsmann zum Schimpf, wenn er

Waaren borgte, weil es ungewis wäre, ob man in Zukunft bezahlen könnte. Alte Leute waren sehr beliebt. Wenn junge Leute von Stand ihren Eltern nicht ehrerbietig genug begegneten, und sich weigerten, ihnen Gehorsam zu leisten, so wurden sie auf Befehl des hohen Raths heimlich erdrosselt. Man gab zur Ursache von dieser Strenge an, daß solche aufkeimende Böswichter, wenn sie dereinst einigen Antheil an der Regierung bekommen würden, unzähliges Unheil stifften könnten. Hinderte jemand das gemeine Beste durch eine geringere Unordnung, so wurde er des Landes verwiesen. Man glaubte die Laster eines solchen Menschen wären ansteckend. Landesverräther wurden nebst ihrer ganzen Anverwandschaft bis in den siebenden Grad hingerichtet; denn sie glaubten, es könne keinem Menschen ein solches Verbrechen in den Sinn kommen, wenn nicht die Neigung dazu in dem Geblüte verborgen läge. Die Vornehmen wurden von den Geringern, wie bey den Peruanern beynahe angebetet. Wenn ein Gemeiner mit ihnen redete, so beugte er sich bis auf die Erde, schlug die Augen beständig nieder, und hütete sich, daß er ihm im Weggehen niemals den Rücken zukehrte. Kein Edelmann, er mochte so arm seyn, als er wollte, durfte ein Handwerk treiben.

Eine der unbändigsten Völkerschaften in der Nachbarschaft der Mexicaner, waren die die Otomier. Es scheint, daß sie die ursprünglichen Einwohner dieser Länder gewesen sind. Ob sich gleich die Mexicaner ein eigentliches Geschäffte daraus machten, sie von Grund aus zu vertilgen; so blieben ihrer doch noch sehr viele übrig. Sie zogen sich in die Gebirge, und lebten da nach ihrer alten Manier. Sie waren die abgesagtesten Feinde der Mexicaner, und dennoch nahmen sie von ihnen den Gebrauch der Menschenopfer an. Es scheint, daß das Vergeltungsrecht die erste Bewegursache dazu gewesen sey; aber sie trieben es weit grausamer, als die Mexicaner. Sie opferten zwar sonst niemanden als ihre Kriegsgefangenen, aber sie zerhieben sie in Stücken, und verkauften sie im Schlachthauß. Einige Spanische Missionarien wagten sich unter diese Leute, lebten eine ziemliche Zeit unter ihnen, und machten sich von der Wirkung ihres Unterrichts bereits eine gute Hoffnung. Einstens aber, als eine ansteckende Seuche eine grosse Menge Leute hinweg geraffet hatte; wurden sie zu ihrer grösten Verwunderung eine Versammlung der ganzen Nation auf einem Berg gewahr, und erfuhren, daß sie eben im Begriff wären, den Göttern des Landes

ein junges Mädchen zu opfern. Die Missionarien thaten ihr äusserstes, die Sache zu hintertreiben; allein, es war vergeblich: man gab ihnen zur Antwort, weil die Nation einen neuen Gottesdienst lerne, so sey man deswegen noch nicht Willens, den alten gänzlich zu vergessen. In ihrer Gegenwart schlachteten sie das Mädchen. Der seltsamste unter allen ihren Gebräuchen betraf das Heyrathen. Sie lebten bis an den Tag, den sie zu ihrer Verheyrathung bestimmt hatten, mit allen Weibspersonen nach Belieben. Allein so bald ihnen die Lust zum Ehestand ankam; brachten sie mit der Person, aus welcher sie ihr eheliches Gemahl machen wollten, eine Nacht hin. Fanden sie einen Fehler an ihr, so stund es ihnen frey, sie wieder nach Hausse zu schicken. Gestund aber der Bräutigam, er habe nichts an ihr auszusetzen, so war ihm nicht erlaubt, eine andere zu nehmen. Hierauf schritt er zur Buse, nicht nur wegen seiner übrigen Sünden, sondern auch insonderheit, wegen der Freyheiten, die er sich bey dem andern Geschlecht herausgenommen hatte. Er entsagte zwanzig bis dreyssig Tagen, allen sinnlichen Ergötzlichkeiten, und ritzte sich die Ohren und Aerme blutig. Eben ein solches strenges Leben führte auch die Frau. Nachgehends fügten

sie sich zusammen, und blieben bis in Tode bey einander.

Unter den übrigen Nationen in und um Merico, wollen wir nur noch von den Mistaquen ein paar Worte reden. Die Einwohner dieses Landes hatten keinen Tempel; hingegen hatte ein jedes Hauß seinen eignen Gott und Betzimmer. Klöster waren in Menge da, und von ihnen empfieng jedes Hauß den Gott, den es anbeten sollte. Der wunderbarste Gebrauch, den wir bey ihnen antreffen, betrifft den Tod ihrer Caziken. Wenn einer starb, so redete man mit ihm, als wenn er noch am Leben wäre; man bekleidete darauf einen Sclaven mit der völligen Kleidung eines Caziken, stellte ihn vor den Verstorbenen hin, und erzeigte ihm diesen Tag über alle mit dieser Würde verknüpfte Ehre. Um Mitternacht holten vier Priester die Leiche ab, und begruben sie in ein Gehölz, oder in einen Keller. Das Grab blieb offen stehen, und wurde nicht mit Erde zugefüllt. Wenn die Priester wieder in das Hauß des Caziken zurück kamen, so wurde der Leibeigene, der die Person des Caziken vorstellte, erwürgt; man machte ihm eine Larve für das Gesicht, wickelte ihn in den Cazikenmantel, und begrub ihn hernach an den Ort, wo die andern Leibeignen, die die

Ehre

Ehre gehabt hatten, ihren verstorbenen Herrn vorzustellen, lagen.

Der Hauptcharacter eines Volks zeigt sich bey allen Vorfallenheiten des menschlichen Lebens. Wir haben die Mexicaner nunmehr durch alle Scenen begleitet, und es ist nichts mehr übrig, als daß wir noch von der letzten Periode des Menschen, dem Tod und Begräbnis der Mexicaner, handeln. Auch hier sind sie so blutdürstig, als man nicht leicht eine Nation unter den Wilden antrifft. Nach dem Tode einer Standesperson wurden eine Menge von seinen Bedienten auserlesen, die ihn in die andere Welt begleiten musten, und mit ihm in ein Grab gelegt wurden. Von der Beerdigung des Kayfers haben wir oben geredet; nun wollen wir noch von den übrigen Begräbnis-Ceremonien reden. Ordentlicher Weise kam den Priestern die Sorge für das Begräbnis zu; unterdessen hatte doch hier keine gewisse Regel statt, sondern es beruhete beynahe alles mit einander auf dem Willen des Sterbenden. Einige wollten auf ihrem Erbgute, oder im Hof ihres Haufses begraben seyn; andere suchten eine besondere Ehre darinnen, wenn sie sich auf einem Gebirge begraben lieffen; noch andere verordneten, man sollte ihren Leib verbrennen, und die Asche nebst

ihren Kleidern und andern Kostbarkeiten in einem Tempel beysetzen. So bald ein Mexicaner den Geist aufgegeben hatte, so rief man die Priester seines Stadtviertheils, wo er gewohnt hatte, herbey; diese huben ihn von der Erde auf, zogen ihm seine besten Kleider an, und brachten ihn in eine sitzende Stellung. Hierauf tratten die Anverwandte und Freunde vor den Todten, grüßten ihn, und brachten ihm Geschenke. War es eine Person von Stand, so schenkte man ihm Leibeigene, die sogleich geopfert wurden. Hatte er etwa zu seinen Andachtsübungen einen Hauß-Priester gehabt, so schnitt man auch diesem die Kehle ab; seinen vornehmsten Bedienten gieng es nicht besser; einige sollten ihrem Herrn eine Wohnung zu recht machen, andere sollten ihn bedienen, und dergl. In einer ähnlichen Absicht gab man ihm alle seine Schätze mit in das Grab. War der Verstorbene ein Kriegsbeamter gewesen, so steckte man rings um ihn herum vieles Gewehr und Fahnen. Das Leichenbegängnis dauerte zehen Tage, und bestund aus Heulen und Singen, womit man während dieser Zeit abwechselte. Die Priester sungen ein gewisses Todenlied, bald einzeln, bald wechselsweis, bald alle zugleich, und richteten den Todten mit einer grossen Menge Ce-

remo-

remonien zum öfftern in die Höhe. Sie beräucherten ihn zugleich sehr oft; sie spielten traurige Melodien auf der Flöte, und auf der Trommel. Der Vornehmste unter ihnen trug das Gewand desjenigen Götzen, welchen der Verstorbene in seinem Leben besonders verehrt hatte, und dessen lebendiges Ebenbild er gleichsam gewesen war. Wurde die Leiche verbrennt, so sammelte ein Priester die Asche sehr sorgfältig, zog eine gräßliche Kleidung an, machte fürchterliche Geberden, und rührte die Asche unter einem so abscheulichen Betragen durch einander, daß den Anwesenden die Haare zu Berg stunden. Wer eines unnatürlichen Todes gestorben war, den begrub man in einem solchen Gewand, die die Art seines Todes vorstellte. Wer des Ehebruchs wegen ermordet wurde, war als der Gott der Wollust bekleidet; ein Ersoffener, wie der Wassergott, ein Trunkenbold, wie der Weingott, und ein Soldat, wie Vitzilipuztli.

Das Leichenbegängnis der Caziken in der Provinz Mechoacan war mit ganz besondern und ausserordentlichen Umständen begleitet. Wenn ein solcher Fürst sein Ende nicht mehr weit entfernt zu seyn glaubte; so ernennte er einen von seinen Söhnen zu seinem Nachfolger. Der künftige Erbe lies hierauf alle

diejenigen, die bey seinem Vater in Diensten stunden, vor sich kommen, und empfieng ihre Geschenke, als ein Merkmal, daß sie seine Gerechtsame erkennten. Wenn der Alte starb, so kamen in dem Augenblick, wenn er verschied, so wohl diejenigen, welche aus dem Lande zusammenberufen waren, als auch seine sämtliche Bedienten, zusammen. Sie heulten, schrieen, und stellten sich nach aller Möglichkeit betrübt. Nach diesem kläglichen Vorspiel wurde die Thüre des Gemach eröffnet. Jedermann tratt hinein, berührte den Verstorbenen mit der Hand, und besprengte ihn mit einigen Tropfen wohlriechenden Wassers. Man zog ihm Schuhe von Hirschhaut, dergleichen die Caziken zu tragen pflegten, an die Füsse. Man hieng ihm goldene Schellen an die Knie, steckte ihm Ringe an die Finger, band ihm Armbänder um, und schmückte ihn mit Ohrengehängen, und einer Halskette von Edelgesteinen. So gar die Lippen wurden mit Juwelen, und die Schultern mit vielen Locken der schönsten Federn geziert. In diesem Schmuck gab man ihm eine sitzende Stellung in einer offenen Sänffte. Neben ihm lag auf einer Seite sein Bogen und Pfeil, und auf der andern stund ein grosses künstlich gemachtes Bild desjenigen Götzen, den er am eifrigsten verehret hatte,

hatte, und von dem man glaubte, er sey jetzo mit der Belohnung seiner Gottesfurcht beschäfftigt. Während der Zeit, als dieses geschahe, ernennte der neue Cazike diejenigen Personen, die seinen Vater in der andern Welt bedienen sollten. Einige hielten es für eine besondere Ehre, daß man sie hiezu erwählte, andere hingegen betrübten sich über ihr Schicksal. Um sie nun gegen die Furcht und andere Schwachheiten der Natur zu stärken, gab man ihnen das beste Essen und Trinken in grosser Maasse. Absonderlich wurden sieben Weibspersonen von hohen Stand ausgesucht. Eine war zur Aufsicht über die Kostbarkeiten, die man dem Verstorbenen mit gab, bestimmt; die andere sollte ihm den Trinkbecher reichen, die dritte seine Wäsche besorgen, die vier übrigen sollten andere Dienste thun. Nebst denen von dem neuen Cazike hiezu ernannten Personen las man noch eine grosse Anzahl theils leibeigener, theils freyer Personen zum Opfer aus. Jeder Stand muste ein Schlachtopfer aus seinem Mittel schaffen; über dieses boten sich auch viele freywillig dazu an. Diese Schlachtopfer musten sich sehr sorgfältig baden, man bemalte sie im Gesichte gelb, man krönte sie mit einem Blumenkranz, vor allen Dingen berauschte man sie dermassen, daß man ausser allen Sorgen seyn

konnte, sie würden ihre Gesinnungen ändern. Diese unglückseligen Personen giengen, oder taumelten vielmehr, bey dem Leichenzug vorau, und dachten im geringsten nicht an dasjenige, was ihnen bevorstund. Sie liessen, so viel es ihnen ihre Trunkenheit erlaubte, ihre aus Knochen und Muscheln verfertigte Instrumente erschallen, und bezeigten sich lustig, als wenn sie zum Tanz giengen. Auf diese Schlachtopfer folgten die Anverwandten des Verstorbenen. Die Sänffte, mit der Leiche wurde von den vornehmsten Herrn im Lande getragen, die übrigen folgten hinten nach, und sungen traurige Gesänge in einer schwermüthigen Melodie. Die Beamten und Hofbedienten machten den Schluß. Diese trugen alle mit einander Fahnen und Fliegenwedel von Federn. Die Leichenbegleiter waren auf allen Seiten mit einer unzähligen Menge Volks umgeben, welches gleichsam einen Kreis um sie herum schloß. Die Ordnung des Zugs wurde dadurch im geringsten nicht gestört, sondern vielmehr befördert; denn die Zuschauer gaben auf die Schlachtopfer genau Achtung, daß keiner, der sich etwa zu retten gedachte, entwischen konnte.

Der Zug brach um Mitternacht bey dem Schein unzählicher Fackeln auf. Die Gassen wurden vorher mit vielen aberglaubischen Gebräu-

bräuchen gereinigt. Nach der Ankunft bey dem Tempel gieng man viermal um den aufgerichteten grossen Scheiterhauffen herum. Man stellte die Leiche mit ihrem ganzen Schmuck oben darauf, die Priester steckten das Holz in Brand, und unterdessen, da die Flamme alles verzehrete, wurden die Opfer abgeschlachtet, und hinter die Tempelmauer begraben. Mit anbrechenden Tag sammelten die Priester nicht nur die Asche und Gebeine des Cazikens, sondern auch das geschmolzene Gold, die verkalchten Steine, und überhaupt alles, was sie von seinem Anzug noch übrig fanden. Man trug diese Ueberbleibsel im Tempel und segnete sie mit vielen Gebeten und andern geheimnisvollen Ceremonien ein; nachgehends knetete man sie zu einem Teig, und machte ein Götzenbild von menschlicher Gestalt daraus. Dieses wurde mit Federn, Halsketten, Armbändern, und goldenen Schellen geziert, mit Schild, Bogen und Pfeilen bewaffnet, und in diesem Zustand dem Volk zur Anbetung vorgestellt. Darauf verfertigten die Priester unten an der Tempeltreppe eine geraumige Grube, behiengen sie rings herum mit Matten, und setzten ein Bette hinein. Auf dieses Bett wurde das Bild mit dem Gesicht gegen Morgen gestellt. Ringsherum hieng man viele kleine goldene und silberne

berne Schilde, Bogen, Pfeile und Federbüsche. Neben das Bett legte man viele Becken, Schüsseln und Trinkgeschirre. Den übrigen Raum füllte man mit Kisten voll Kleider, Geschmuck und Lebensmitteln aus. Endlich wurde das Grab mit einem grossen irrdenen Deckel zu gedeckt, auf den Deckel aber einige Bilder, welche dieses schätzbare Denkmal zu bewahren schienen, gestellt.

Wie die Spanier das Land eroberten, und in diesen Grabmalen der Indianer so herrliche Schätze fanden, so trieb sie nicht nur die Goldbegierde an, solche zu durchwühlen, und die Schätze herauszunehmen, sondern sie mishandelten auch die todten Cörper, die sie antrafen auf eine schändliche Weise; sie traten sie mit Füssen, und warfen sie wie das Vieh auf den Schindanger. Die armen Indianer wollten darüber in Verzweifelung gerathen; sie baten die Spanier, weil sie doch ja eine solche brennende Begierde nach Gold hätten, so möchten sie gleichwohl solches herausſuchen, nur möchten sie die Leichen unangetastet lassen, damit sie sie nicht in ihrer Ruhe in der andern Welt stören möchten. So heilig hielten die Mexicaner, wie andere Völker, die Grabstätte ihrer Verstorbenen.

Ende des zweyten Theils.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

G.S.

Permann

2

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Purmann, Johann Georg, 1733-1813

Sitten und Meinungen der Wilden in America

Bd.: 2

Frankfurth am Mayn (1778)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 7569 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11249510-6
VD18 80095615-001